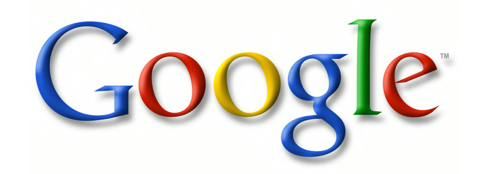


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

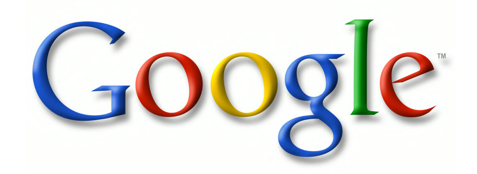
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

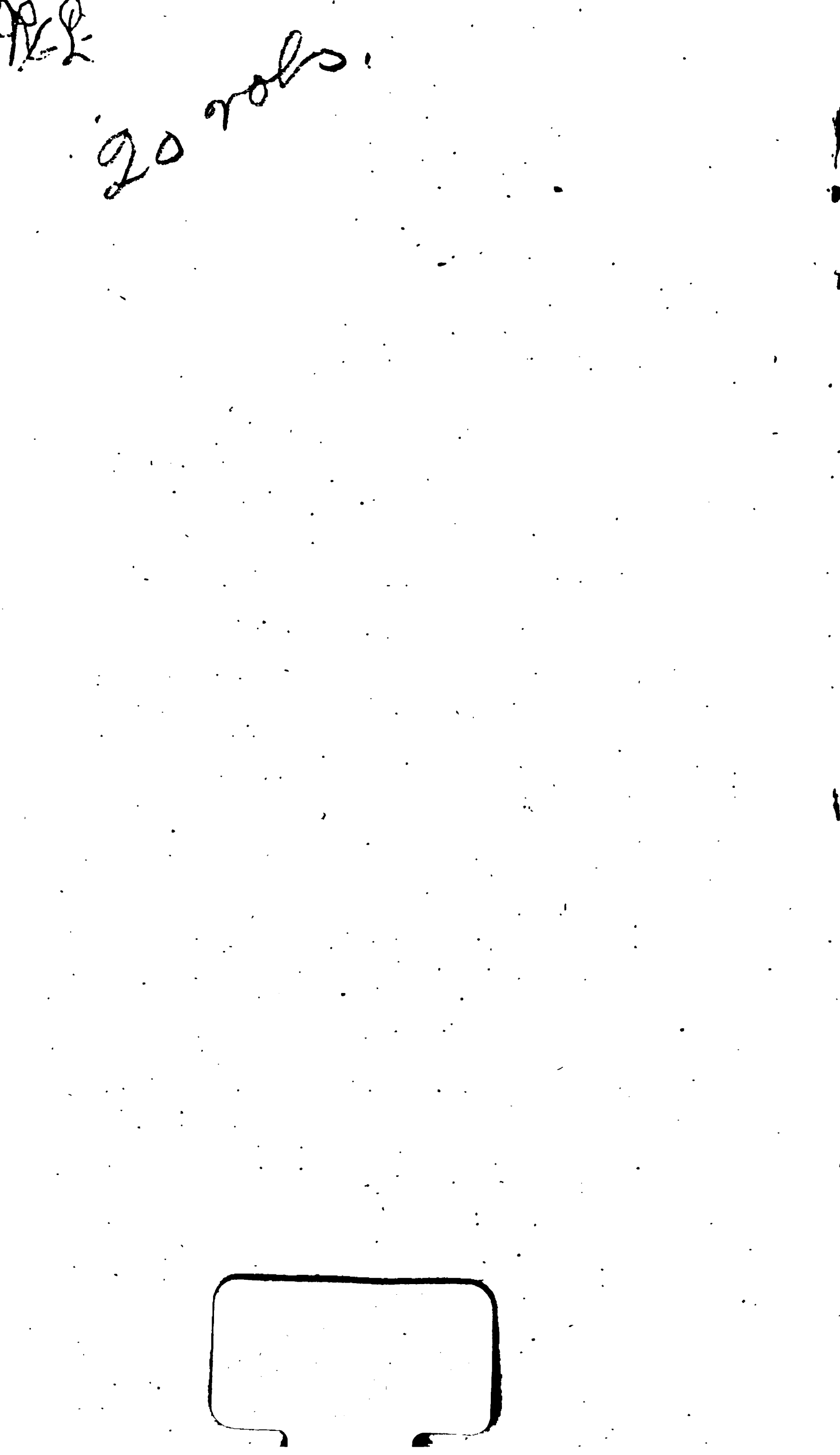
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

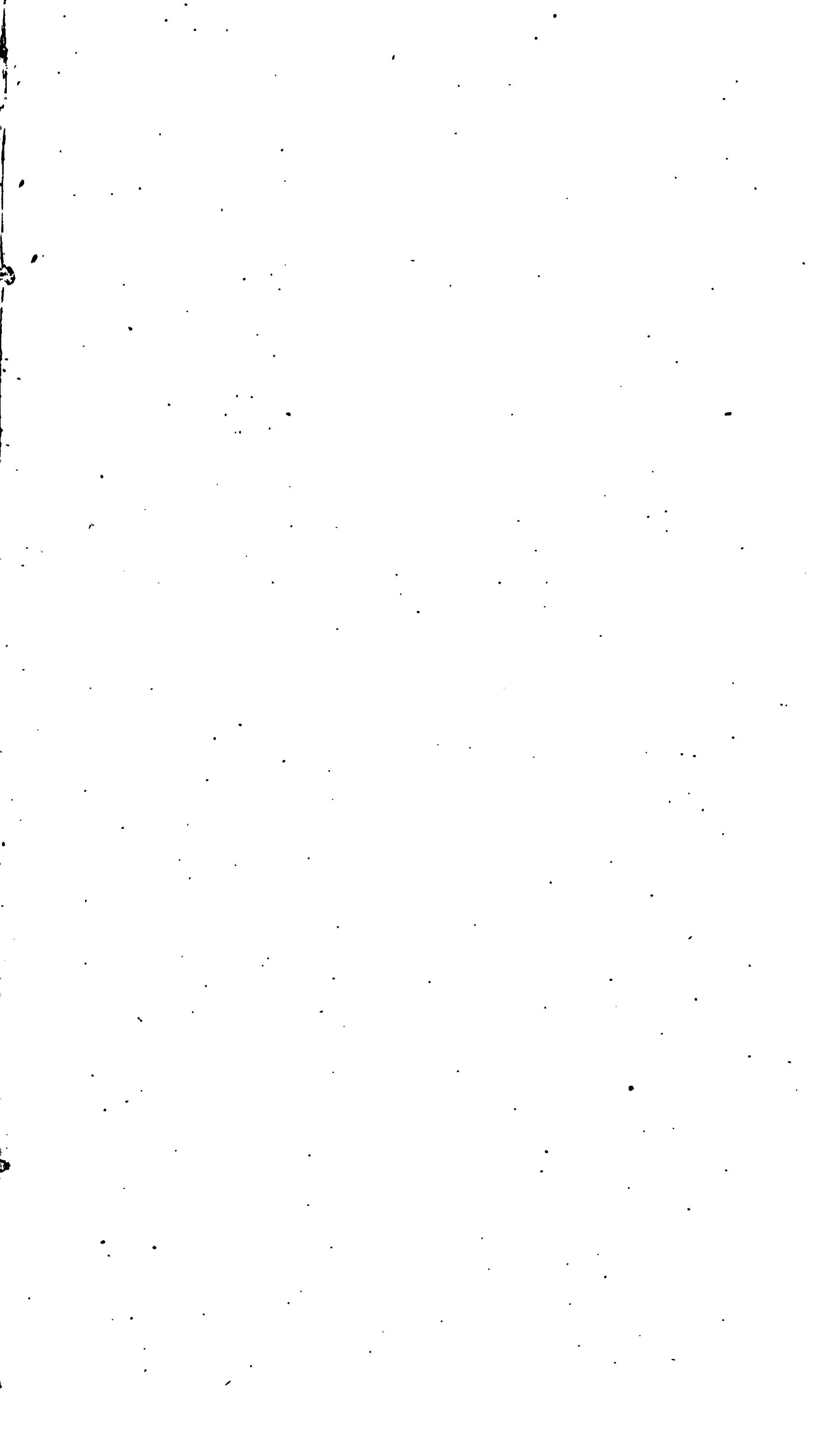
Über Google Buchsuche

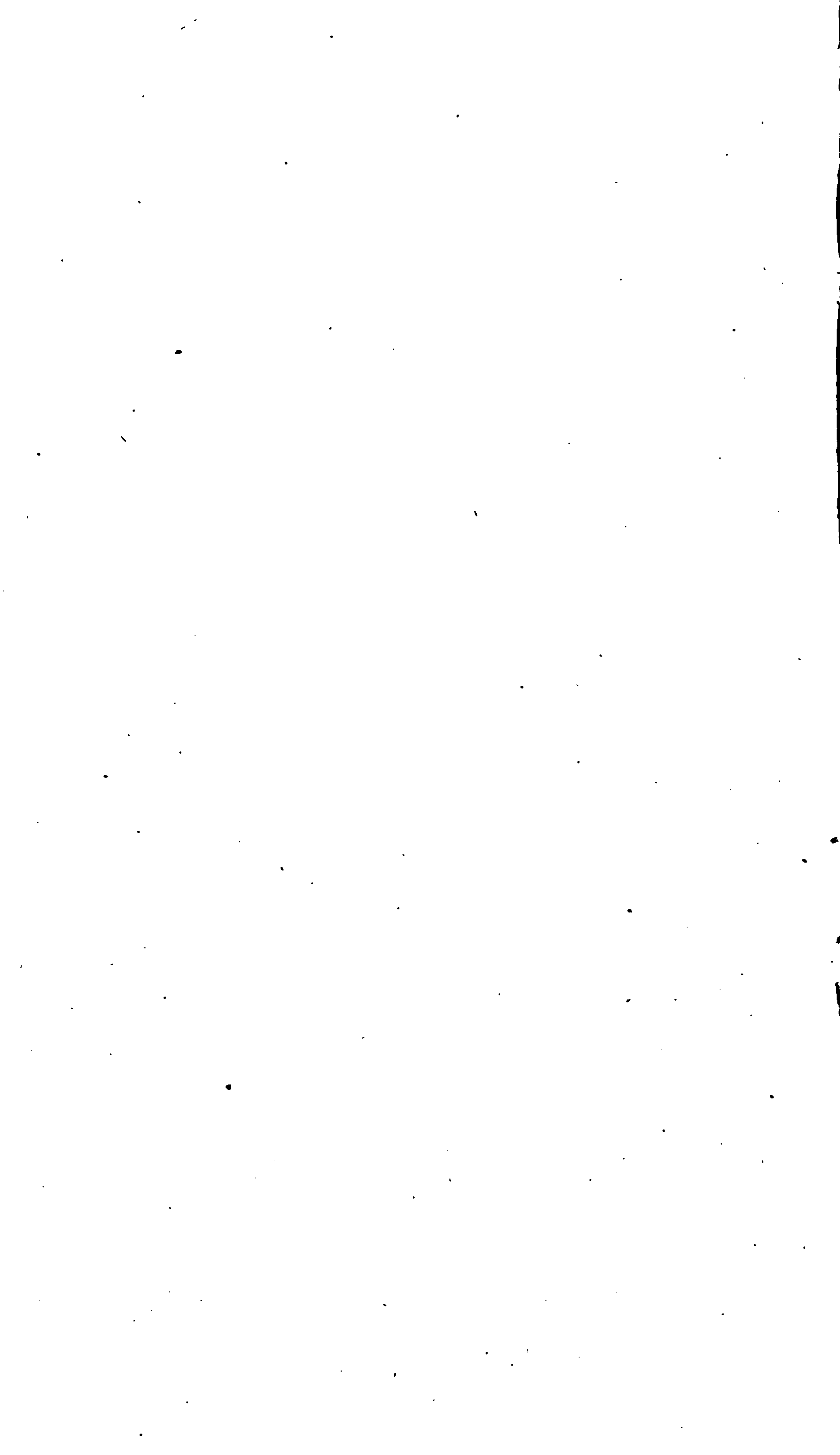
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





20 vols.





Archiv

für

die homöopathische Heilkunst.

Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Aerzte.

Erster Band. Erstes Heft.

Leipzig 1822.
Bei Carl Heinrich Reclam.

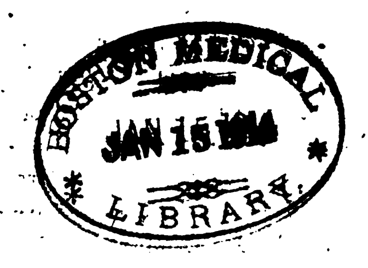


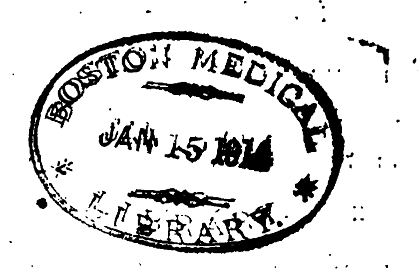
But man, one fire burns out another's burning,
One pain is lessen'd by another's anguish.
Turn giddy and be help'd by backward turning,
One desperate grief cures with another's languish:
Take thou some new infection to the eye
And the rank poison of the old will die.

Shakespeare, Romeo and Julia I. 3.

CATALOGUED
JUL 13 1914
J F B.

Inhalt.


BOSTON MEDICAL
JAN 15 1914
LIBRARY


BOSTON MEDICAL
JAN 15 1914
LIBRARY

Vorwort

über die Bedeutung und den Zweck dieser Zeitschrift.

Nach langem aber bedächtigem Schweigen erachten es die vereinigten Freunde der homöopathischen Heilkunst für zeit- und pflichtgemäß, in den weitern Kreis der, über ärztliche Kunst und Wissenschaft öffentlich Sprechenden zu treten und so ihren Ansichten, Ueberzeugungen und Erfahrungen über diesen hochwichtigen Gegenstand einen ausgebreitetern Wirkungskreis, zu innerer und äußerer Förderung der Kunst, zu verschaffen. Wenn dieß nicht früher geschah, so lag es nicht sowohl, wie es Manchem geschienen hat,

in dem Mangel an Fähigkeit oder an gutem Willen und frohem Muthe derer, von welchen man kräftige Worte hierüber erwarten durfte, sondern vielmehr in dem eigensten Wesen der homöopathischen Heilkunst selbst. Denn wie sie, ungleich so manchen andern Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaft, einzig und allein auf den festen, unerschütterlichen Grund treuer und scharfsinniger Naturbeobachtung gebauet ist, so mußte sie, welcher, ihrer Natur nach, jedes, wenn auch noch so anmuthige und geistreiche Spiel der Phantasie, jede leichtfertige und einseitige Abstrakzion aus oft halbwahren Beobachtungen durchaus fremd ist, nothwendig allem nicht sattsam begründeten Urtheilen, allem voreiligen Gerede von Herzen feind seyn, und auch in ihren Freunden den löblichen Grundsatz befestigen, nur nach vielseitiger und reiflicher Prüfung ihre Ansichten und Erfahrungen als Wahrheiten aufzustellen.

Der Standpunkt, auf welchem sich gegenwärtig die homöopathische Heilkunst, sowohl in Hinsicht auf ihr inneres Leben, als auf ihre äußern

Verhältnisse, befindet, fordert ernst und gebietend zu kräftigem Wirken für sie auf. Denn was das erste betrift, wie fest begründet und wohlgeordnet sie sich auch in allen ihren Theilen dem Auge des unbefangen Sehenden darstellt, wie reich sie auch ist an wohlgekannten und vielvermögenden Werkzeugen; so müssen wir es uns doch gestehen, daß sich der in ihrem Geiste treu und sorgfältig unternommenen Forschung ein noch unermeßliches Feld zu neuen Entdeckungen darbietet, welche sie ihrer möglichen Vollendung immer näher zuführen. Und betrachten wir ihre äußern Verhältnisse, so lehrt es ja die Erfahrung, daß auch sie das Schicksal fast aller, durch innere Wahrheit und Trefflichkeit ausgezeichneten Erscheinungen, schwesterlich theilt: — wenig, aber treue Freunde; viel, und heftige Widersacher; — leichtes, in den Tag hinein schwatzendes und witzelndes Volk, unzählig. Die Freunde sind selten und treu, weil der Weg, den die homöopathische Kunst geht und führt, gesondert und scheinbar steil ist, doch, wer ihn genau kennt und ihn verständig betreten hat, nur mit dem Leben ihn verlassen mag; — die Feinde sind zahlreich und erbit-

tert, theils, was kaum glaublich, aber wahr und erweislich ist, weil die Meisten, welche sich Urtheile über sie erlauben, sie kaum dem Namen, viel weniger ihrem innern Wesen nach genau und vollständig kennen und sie, vom unrechten Standpunkte aus, einseitig und schielend betrachten; theils weil es hohe, nicht Allen verliehene Kraft des Geistes erfordert, einer neuen, früher gehegten und befolgten Meinungen scharf entgegentretenden Wahrheit die geziemende Aufmerksamkeit zu schenken und nach Anerkennung ihres Werthes, ihr gern zu huldigen. Jedoch befinden sich unter ihren Gegnern mehrere, welche wohl geneigt sind, auf gegebene Anregung der Sache ernst und unbefangen nachzugehen und, was ihnen dann als wahr und heilsam in ihr erscheint, redlich anzuerkennen; dahingegen nicht wenige nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Mit den letzteren hat die Kunst nichts zu schaffen, da sie dem freien und lichten Reiche der Wahrheit und Wissenschaft am wenigsten angehören.

Dieß alles wohl erwägend, schien es den

Freunden der homöopathischen Heilkunst der sicherste Weg, sie sowohl in ihrem Innern möglichst zu vervollkommnen, als ihr auch einen größern und weitern Wirkungskreis nach aussen hin zu bereiten, eine ihr bestimmte Zeitschrift zu eröffnen. Sie beabsichtigen hierdurch ein Organ für sie zu bilden, einen lebendigen Mittelpunkt, in welchem sich das Zerstreuete und Vereinzelte sammeln und so durch Bereicherung der Kunst selbst, durch Berichtigung irriger Ansichten über sie, durch Belebung zu lebendiger Theilnahme an ihr, nach innen und außen heilbringend und fördernd wirken möge. Zu diesem Ende wird der Inhalt jedes Heftes dieser Zeitschrift in fünf Abtheilungen zerfallen, deren erste, größere und ausführlichere Abhandlungen über verschiedene, die homöopathische Heilkunst betreffende Gegenstände, Erörterungen, Mittheilungen gemachter Erfahrungen und Entdeckungen u. s. w. enthalten wird. Wichtig an sich und gewünscht von Vielen, werden treue und ausführliche Darlegungen merkwürdiger homöopathischer Heilungen der Gegenstand der zweiten Abtheilung seyn. Denn wie durch sie, bei deren Beobachtung die sorgfäl-

thische Kunst betreffende Nachrichten ihre Stelle finden. — Jedes Heft wird die sorgfältige und treue Darlegung eines, nach seinen wahren Wirkungen an Gesunden gewissenhaft geprüften, bis dahin, in dieser Hinsicht, noch unbekannten, aber sehr wirksamen Arzneistoffes beschliessen. Denn wie groß auch die Anzahl der Heilmittel ist, deren wahre Kenntniß die homöopathische Heilkunst ihrem unsterblichen Stifter verdankt; so ermahnt Er ja selbst zu immer neuen Forschungen auf diesem unermeßlichen, nur zum kleinsten Theile bebaueten Felde, und erachtet jede wohlbegründete Entdeckung dieser Art als eine schätzbare Bereicherung des Arzneischatzes, was um so wahrer ist, als nach den naturgemäßen Ansichten seiner Lehre, jeder Arzneistoff seine eigenen, mit keinem andern genau übereinstimmenden, durch nichts zu ersetzenden, spezifischen Wirkungen hat, welche er dann, in irgend einem, ihm genau entsprechenden, Krankheitsfalle, gehörig angewendet, als wohlthätiges und spezifisches Heilmittel desselben bethätigen kann. Die Platina, welche dieß erste Heft beschließt, dürfte kein unwichtiger Beitrag zur reinen Arzneimittellehre seyn, wie dieß Jeder, der

es nicht verschmäht, die wahren Kräfte der Arzneien zu würdigen und nach ewig feststehenden Naturgesetzen zu Heilzwecken zu benutzen, leicht finden wird.

Wenn es zu den Bestimmungen dieses, der homöopathischen Heilkunst gewidmeten Archivs gehört, die hier und da zerstreueten Freunde derselben, durch das feste und heilige Band der gleichen Theilnahme an einer, von Allen, die sie recht kennen, und recht üben, mit inniger, stets wachsender Liebe und unerschütterlicher Treue umfaßten Kunst, immer mehr zu verbinden und zu vereintem, und darum kräftigerem und seegensreicherem Streben zu versammeln; so muß es auch der Wunsch seiner ersten Begründer seyn, daß, wer, nah oder fern, ihr redlich huldiget, mit ihnen für sie wirke, wie er vermag. Möge es daher allen, ihnen noch nicht bekannten, einzeln stehenden und wirkenden Kunstgenossen, welche mit der genauen Bekanntschaft des Gegenstandes ruhige, leidenschaftlose Würdigung desselben verbinden, gefallen, ihre Ansichten, Erfah-

rungen u. s. w. in diesen Blättern, wahrhaft und freimüthig, wie es den Freunden des Guten geziemt, auszusprechen, und zu diesem Zwecke, was sie dafür bestimmt haben, Unterzeichnetem freundlich mitzutheilen.

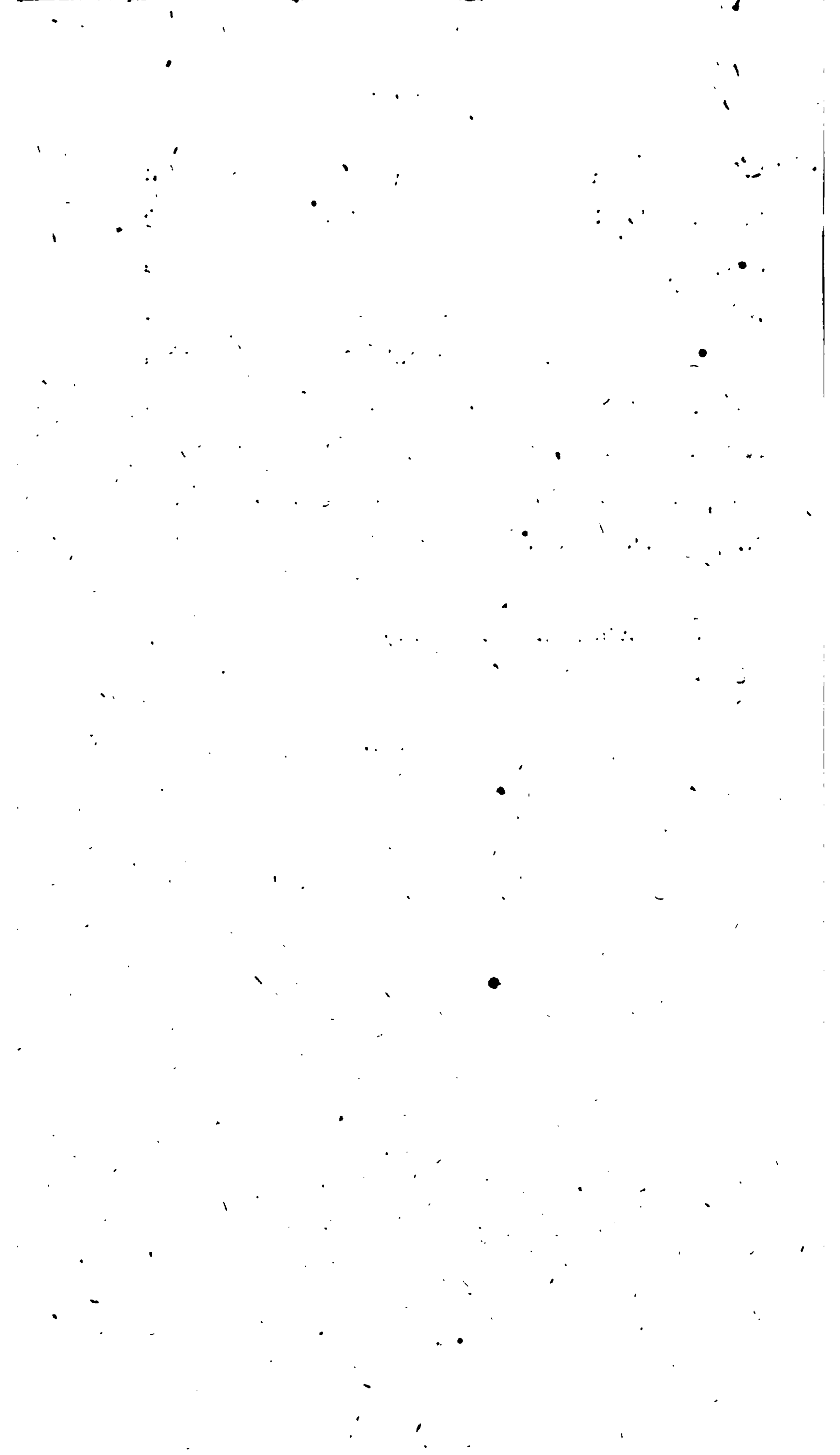
Es erscheint dieß Archiv vorerst in ungezwungenen Heften; doch ist zu erwarten, daß deren jährlich drei bis vier, jeder zu zehn bis zwölf Bogen, ausgegeben werden können. Eingesendete Beiträge werden auf Verlangen angemessen honoriret.

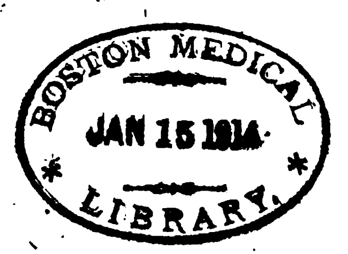
Und so übergeben sie denn frohen Muthes diese Blätter einem vielfach gestalteten Lebenskreise. Wen sie da auch treffen mögen, Freund oder Feind, jeder erkenne in ihnen das Streben nach Wahrheit, das ja, wenn auch auf verschiedenen Wegen, alle Guten in Liebe vereint. Nur blindes, vernunftloses Meinen und Glauben feindet sich lieblos an, nicht freies, von dem Lichte der Vernunft erhelltes und geleitetes Streben. Die Freunde mögen sich des kräftigen Gedeihens des seegensreichen Baues herzlich erfreuen und jeder seinen wohlbehauenen

Stein redlich hinzufügen; die Andersdenkenden mögen der, nur bei vollständiger und gründlicher Kenntniß gehörig zu würdigenden Kunst einen ernsten und aufmerksamen Blick schenken — vielleicht daß eine heitere Aussicht die Redlichen lohnt —; die Feinde aber mögen erwägen, daß, was wahr ist, trotz alles thörigten Widerstrebens, ewig fest bestehen; was Täuschung ist, auch unangefochten, in sich selbst zerfallen wird.

Naumburg an der Saale, den 9. September 1821.

Dr. Ernst Stapf.




BOSTON MEDICAL
JAN 15 1914
LIBRARY

Beitrag zur Beurtheilung der homöopathischen Heillehre von D. Moritz Müller in Leipzig.

Seit Jahrtausenden hat man zum Wohl der Menschheit eifrig an der Vervollkommnung der Heilkunde gearbeitet.

Sie ist eine Erfahrungswissenschaft. Ihre Grundlage muß Erfahrung sein.

Aber das Feld, auf dem diese Erfahrungen gemacht werden sollen, ist fast unermeßlich. Immer blieben die Entdeckungen aus demselben lückenhaft, und der Adlerflug des Genies eilte auf dem Wege der Spekulazion jenen Forschern weit voraus. Dieses Mißverhältniß ist besonders in den letzten 30 Jahren und bei den spekulativen Deutschen auffallend geworden. Die in diesem Zeitraume aufgestellten Theorien fordern zur Bewunderung des Scharfsinns ihrer Erfinder auf, und reißen durch frappante und gefällige Ansichten hin. Immer glauben ihre Urheber, auf Erfahrung gebaut zu haben oder in derselben die Bestätigung ihrer Ansichten zu finden, und immer ist es nur ein schwacher Faden, der sie

einseitig mit jener zusammenhält, ohne daß sich Erfahrung und System gegenseitig vollkommen decken.

Systeme in der Medizin sind nur, als Bedürfniß des menschlichen Geistes, Erklärungsversuche des beim Heilprozeß thatsächlich Vorgehenden. Wir würden keine Systeme mehr haben, wenn die Medizin bereits den Rang einer Wissenschaft erreicht hätte.

Inzwischen hat man nicht umhin gekonnt, ihr wenigstens die Form einer Wissenschaft zu geben. Um das zu können, mußte man Grundlagen als bewahrheitet annehmen, die eigentlich Hypothesen sind. Solche Sätze werden oft nach langer Zeit für gewiß angenommen; sie bilden das Skelet der gegenwärtigen Medizin; und es ist merkwürdig, daß die vielen Systeme unserer Zeit, ohne es anzutasten, nur verschiedene Gewänder und Behänge desselben sind.

Hierin unterscheidet sich das sogenannte homöopathische System wesentlich von seinen Vorgängern und Zeitgenossen. Der Urheber desselben, indem er, nach einem neuen Plane, reine, durch keine Voraussetzungen entstellte Erfahrungen zuerst über die Arzneistoffe und ihre regelmäßigen Wirkungen auf den gesunden und kranken Menschen sammelte, wurde durch eben diese Erfahrungen dahin gebracht, ein Lehrgebäude aufzustellen, welches die bisher als richtig angenommenen Basen der Medizin als grundlose Voraussetzungen verwirft, sonach der Heilmittellehre, Therapie, der Pathologie, und am Ende überhaupt dem spekulativen Theile der Arzneiwissenschaft eine andere Gestalt giebt. Sei-

ue Lehre ist rein aus Erfahrung hervorgegangen, darum weicht sie so auffallend ab von allen andern.

Sie hat daher auch eine ganz andere Aufnahme gefunden. Wenn alle neue Systeme unserer Zeit eifrig und streng gewürdigt worden sind, wenn man sich alle Mühe gab, das Wahre als Ausbeute von dem Falschen als Schlacke zu scheiden, wenn selbst jedes einzelne der in unsern Zeitschriften gegen bestimmte Krankheitsformen anempfohlnen Heilmittel seine Prüfer fand, die fast immer dasselbe Resultat erhielten, daß nämlich das Mittel in einigen Fällen den verlangten Dienst leistete und in noch mehrern ihn versagte, (ein Erfolg, worüber nur das homöopathische Lehrgebäude befriedigenden Aufschluß giebt) so hat man dagegen das homöopathische System Jahrelang der Aufmerksamkeit und Würdigung gar nicht werth gehalten.

Es war die anscheinende Paradoxie der neuen Lehre, das anscheinend Unglaubliche derselben, was ihr diese kalte Aufnahme bereitete. Wenn die, durch die hinreißendste Wahrscheinlichkeit ausgezeichneten Theorien die Erwartungen getäuscht hatten, was ließ sich von einer, wie es beim ersten Anblick schien, so unwahrscheinlichen Lehre hoffen, die in Vergleich mit jenen, einem unzusammenhängenden, schlecht ausgeführten Roman glich? Gerade was ihr bei unserer mangelhaften Kenntniß der ganzen Natur hätte zur Empfehlung dienen sollen, gerade der Umstand, daß die Lücken nicht durch scharfsinnige Hypothesen ausgefüllt waren, dieses strenge Festhalten an erfahrungsmäßiger Wahrheit, entzog

ihr den Beifall derer, die lieber die Theorie der Medizin auf einmal, vollendet wie Minerven aus dem Haupte Jupiters hervorspringen sehen wollten. Die besten, denkendsten Köpfe fühlten sich abgestoßen von einer Lehre, die (scheinbar) aller Wissenschaftlichkeit in der Medizin ein Ende zu machen drohte, die die glänzendsten theoretischen Ansichten in zwar immer bewunderns- würdige aber doch träumerische Verirrungen menschlichen Scharfsinns verwandelte, und das Feld der so anziehenden Spekulation in der Medizin so sehr beschränkte oder die Gelegenheit dazu in eine nicht zu berechnende Ferne hinausschob.

So fanden Copernikus und Harvey in den gelehrtesten Männern ihrer Zeit die heftigsten Gegner, so wurden den elektrischen und zoomagnetischen Kräften ihre Plätze in der Reihe der Natur der Dinge streitig gemacht. Jede neue Entdeckung bringt eine momentane Verwirrung in der betreffenden Wissenschaft hervor, giebt dem bestehenden Gebäude derselben einen Stoß, der die Grundlagen erschüttert und eine neue Anordnung derselben nöthig macht.

Das homöopathische System würde vergessen worden seyn, wenn es nicht durch einige auffallend glückliche Erfolge am Krankenbette die Theilnahme und Aufmerksamkeit des nichtärztlichen Publikums erregt hätte. Nur wenige praktische Aerzte hatten einen oder den andern der durch den Urheber desselben bekanntgemachten speziellen Erfahrungssätze versuchsweise in ihrer Praxis benutzt. So sind z. B. Erfolge von Versuchen mit Belladonna als Präservativ gegen

Scharlachfieber von mehrern Aerzten in Hufelands Journal und zuletzt von D. Berendt in Cüstrin in einer besondern Schrift, von allen mit gewissenhafter Benennung des ersten Veranlassers dieser Versuche, bekannt gemacht worden. Aber diese Aerzte ließen sich gleichwohl mit dem Studium der homöopathischen Heillehre selbst nicht ein; und auch ich bin nur auf diesem Wege dahin gelangt, endlich derselben selbst meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Als aber endlich diese Lehre ein Gegenstand der Beachtung für das ärztliche Publikum wurde, da wurde auch, wie ich glaube, aus einer dem Deutschen eigenthümlichen Hinneigung zu theoretischen Untersuchungen, sogleich der eigentliche Standpunkt verrückt, von dem aus dieses, von aller Voraussetzung abstrahirende, nur nach Erfahrung beurtheilt werden könnende System beurtheilt werden mußte. Man wollte die Unhaltbarkeit desselben aus theoretischen Gründen darthun und basirte sich dabei auf die bis jetzt als Grundlagen angenommenen Voraussetzungen, deren Richtigkeit dieses System nicht anerkennen kann. Allerdings lud die anscheinende Unglaublichkeit der Lehre dazu ein, die Beurtheilung kurz und bequem am Schreibtische abzumachen, aber da sich Thatsachen nicht wegdemonstriren lassen, so wäre jetzt wohl der Zeitpunkt gewesen, die neue Lehre auf dem Wege der Erfahrung zu prüfen, und so die eigentliche Untersuchung anzufangen. Man hätte so vermieden, was leider nicht vermieden worden ist, aus einer für die Menschheit höchst wichtigen

zweite sich nicht erfahrungsmäßig in der Allgemeingültigkeit behaupten sollte, die Hahnemann ihm zuschreibt. Aus beiden Sätzen hat sich auf dem Wege der Erfahrung das ganze System erst entwickelt, und muß sich Jedem so, wie es Hahnemann aufstellt, darstellen, wenn er denselben Weg verfolgt und sich die so gewonnenen Erfahrungen vernünftig erklären will.

Der erste Satz ist: man muß zuvor die Arzneistoffe nach ihren Wirkungen auf den gesunden Menschen kennen lernen, ehe man sie zur Heilung des Kranken benutzen kann, oder mit andern Worten: man muß erst das Verhältniß des Gesunden zu jedem Arzneikörper wissen, bevor man das Verhältniß des Kranken zu demselben erforschen kann.

Der zweite Satz ist: die Arzneien heilen Krankheitszustände, welche denen, die sie im gesunden Menschen selbst hervorzubringen vermögen, möglichst ähnlich sind; oder mit dem kürzern Ausdruck Hahnemanns: sie heilen homöopathisch.

Es wird kaum Jemand seyn, der nicht die Nothwendigkeit des Ersten zugeben sollte, und die Layen in der Arzneikunde würden erschrecken, wenn sie hören sollten, daß wir Aerzte die Wirkungen, die unsre Arzneien im gesunden Menschen hervorbringen können, noch gar nicht kennen, daß die Arzneimittel, die wir täglich verordnen, für uns ganz unbekannte Kräfte sind; so wie sie sich wundern würden, wenn wir anfangen wollten, zu behaupten, daß wir die Krankheiten recht gut ohne physiologische, anatomische, kurz, ohne alle Kenntniß des gesunden Menschen erkennen und heilen könn-

ten. Man muß, denke ich, überall erst die Regel und dann die Abweichungen von derselben wissen; zu jener gehört aber in der Medizin nicht blos der normale Zustand des zu heilenden, sondern auch seine normalen Verhältnisse zu den Außendingen, die ihn krank und gesund machen können oder sollen.

Wenn es aber doch Aerzte geben sollte, welche die Kenntniß der Arzneiwirkungen im Gesunden für entbehrlich halten, so mögen sie bedenken, daß eben in unserer Unkunde derselben der Grund liegt, warum wir von Arzneien, immer nur im kranken Zustande versucht und angewendet, nie im zweiten und dritten Falle der Anwendung dieselben Resultate erhalten, die wir im ersten davon sahen. Denn da jeder der tausendfach von einander verschiedenen Krankheitszustände des Organismus, dessen dynamische Verhältnisse zur Außenwelt, also auch zu den Arzneikörpern, anders gestaltet, so wird auch jeder Arzneistoff in jedem Krankheitszustande eine von seiner Wirkung in allen andern Krankheitszuständen abweichende Wirkung haben, also auf dem Wege des Versuchs an Kranken (ab usu in morbis) nie ein sich gleichbleibendes Resultat erhalten werden, nie in Erfahrung gebracht werden, was er eigentlich vermöge und nicht vermöge. Dagegen gewinnt man durch die Kenntniß der Arzneiwirkung im gesunden Körper einen Haltpunkt, aus dem bei weitern Forschungen sich weitere Resultate ergeben müssen, wie denn der homöopathische Satz, der, es komme wie es wolle, von bedeutendem Nutzen in der Medizin sein wird, ganz allein auf diesem Wege gefunden worden ist.

Wenn es ein großer Irrthum war, die Arzneikräfte durch Versuche an Kranken kennen lernen zu wollen, so muß man doch zugestehn, daß schon hin und wieder einzelne Aerzte den richtigen Weg durch Prüfung derselben an Gesunden betreten haben, aber ohne Ausdauer und ohne den Plan, von diesem Punkte aus die Begründung der Medizin zu bewerkstelligen. Dieses Verdienst gebührt wirklich allein dem D. Hahnemann und er hat sich dadurch und durch rastlose Verfolgung dieses Zwecks allein schon bleibende Ansprüche auf den Dank der Mit- und Nachwelt erworben.

Einige 60 von ihm und seinen Mitarbeitern auf diese Weise untersuchte Arzneistoffe, bilden einen nahmhaften Anfang zu einer gründlichen Arzneimittellehre. Ich habe bei denen mit mehrern der gedachten Arzneistoffe an mir selbst angestellten Versuchen, die ich mit aller Vorsicht gegen mögliche Selbsttäuschungen und zu einer Zeit, wo ich noch weit entfernt war, für dieses System eingenommen zu seyn, unternommen habe, mich überzeugt, daß die ihnen zugeschriebenen Symptome wirklich von ihnen hervorgebracht werden, und es kann und wird sich jeder wahrheitsliebende Arzt durch Versuche an sich selbst davon überzeugen. Er wird sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß Hahnemann weder einen Roman hat schreiben wollen, wie man hin und wieder wohl geglaubt hat, noch bei Aufnahme der Symptome leichtsinnig zu Werke gegangen ist. Nur bei sehr wenigen Symptomen ist es zweifelhaft geblieben, ob sie zur Erst- oder zur Nachwirkung gehören, was für den Heilzweck von Wichtig-

keit ist, und durch fortgesetzte Versuche zu berichtigen eyn würde.

Jeder, der einen Theil dieser Arzneistoffe an sich selbst probirt und das auffallende Zutreffen der Symptome selbst empfunden hat, wird nicht länger an der Glaubwürdigkeit dieser Symptomenlehre zweifeln können, und sich den unnützen Zeitverlust einer buchstäblichen Nachprüfung ersparen.

Der Ueberblick aber der Symptome, die von jedem dieser Arzneistoffe für sich, die von allen zusammengenommen im Gesunden hervorgebracht werden können, der Gedanke an die Symptome, die, uns noch unbekannt, von andern noch nicht auf diesem Wege untersuchten und doch schon längst in Krankheiten angewendeten Arzneimitteln erwartet werden können, die Vergleichung dieser Symptome mit einander, muß die überraschendsten Eindrücke auf den Arzt machen, gewährt eine Mannichfaltigkeit von neuen Aussichten und muß uns mit Hülfe der Reflexion eine ganz andere Ansicht über die Wirkungsart der Medikamente aufdringen, als wir bis jetzt gehabt haben.

Wie viel mehr wirken die Arzneien, als wir bis jetzt gedacht und fast leichtgläubig angenommen haben. Es ist wirklich entsetzlich, daß wir diese und die noch unerforschten Arzneien so keck in Krankheitsfällen angewendet haben, ohne den hundertsten Theil ihrer dynamischen Beziehungen zu dem gegebenen und andern Krankheitszuständen zu kennen, und daß wir leichtsinnig alle uns unbekannt gewesenen Arzneiwirkungen, wenn sie nach der Anwendung der Mittel in die Krank-

heitssymptomengruppe eingetreten waren, willkührlich zu den Krankheitssymptomen gezählt, dadurch die Nosologie verwirrt und dem kranken Subjekte mehr oder weniger geschadet haben.

Wir haben seit langer Zeit, der Wissenschaftlichkeit zu Liebe, jede spezifische Wirkung eines Medikaments geläugnet, uns sie wegzudemonstriren bemühet, und alle Beziehungen der Aussendinge auf den lebenden Organismus unter einige wenige allgemeine Gesichtspunkte zu bringen gesucht. Gleichwohl folgt aus der Erkenntniß und Vergleichung der wahren Arzneiwirkungen mit einander unwidersprechlich, daß jeder Arzneistoff ihm allein eigenthümliche Wirkungen hervorbringe, daß diese Eigenthümlichkeit sich auf die einzelnsten Organe und Theilorgane des lebenden Organismus erstrecke, ja daß diese Mittel, woran man gar nie gedacht hat, einzelne bestimmte Muskeln, Gelenke, Gefäße, Nervenfäden besonders und mannichfaltig affiziren, während sie die übrigen dergleichen Gebilde unberührt lassen. Wir dürfen daher wohl vermuthen, daß die Heilung der lokal hervortretenden Muskel- und Gelenkaffekzionen gleichfalls durch spezifisch auf bestimmte Muskeln und Gelenke wirkende Mittel möglich sei, welche Vermuthung auch durch Anwendung der homöopathischen Methode bestätigt wird, und daß man nutzloser Weise in solchen Affekzionen von der Anwendung einer allgemeinen Methode Hülfe gesucht habe. Wir müssen begreifen, daß es ein Irrthum war, den Arzneimitteln allgemeine Wirkungen beizulegen, und sie nach Muthmaßung in stärkende, erregende, beruhigende, krampfstillende, ant-

arthritische, auflösende, diaphoretische und andre Ausleerungen befördernde u. s. w. einzutheilen. Es war nur in unsern Kompendien, nicht in der Natur, wo unsre uns gleichwohl am Krankenbette leitende Therapia generalis und materia medica existirte. Das Studium der Arzneiwirkungen im Gesunden und die Folgerungeu daraus, nicht der homöopathische Satz ist es, was die Medizin, so wie sie jetzt ist, über den Haufen wirft, und eine neue Anordnung der vorhandenen Materialien zu einem wissenschaftlichen Gebäude nothwendig macht. Sollte man darum, weil sich diesem Chaos von Trümmern nicht augenblicklich wieder eine streng und vollendet wissenschaftliche Gestalt, so zusammenhängend, wie die der bisherigen Medizin erschien, geben läßt, sollte man darum, weil noch unendlich viele Beobachtungen über die Wirkungen aller gebräuchlichen Mittel nöthig sind, ehe man, frei von Hypothesen, sie wieder klassifiziren und wissenschaftlich ordnen kann, diesen Weg nicht betreten, und lieber das als unwahr erkannte, sogenannte wissenschaftliche System beibehalten wollen, das uns allerdings durch sein Alter *), durch die weisen und scharfsinnigen Männer, die ihm angehangen, die mit daran gearbeitet haben, endlich durch die Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit der wir es erlernt haben, lieb und ehrwürdig geworden ist? Das kann nicht die Meinung der denkenden Köpfe sein, die in dem homöopathischen System ein Zurückschreiten von der

---

*) Saeculorum commenta delet dies.

Anm. d. Redact.

Wissenschaftlichkeit zur rohen Empirie zu sehen glaubten und darum so ernstlich dagegen geeifert und dafür gewarnt haben. Dieses System ist nur ein Zurückschreiten vom Irrthum zur Wahrheit und Natur, und es führt, freilich vorerst durch mühselige, trockne Prüfung der Arzneikörper, auf dem einzig möglichen Wege zum Ziele einer echt razionellen Wissenschaft. Wir werden nicht eher eine solche haben, als bis die erfahrungsmäßige Grundlage dazu gelegt ist, und alle Bemühungen, sie a priori zu konstruiren, sind eitles Verschwenden der schönsten Geistesblüthen der denkendsten Aerzte an ein trügerisches Phantom.

Dem ersten Anscheine nach dürfte man freilich glauben, daß die aufgefundenen Arzneiwirkungen auf den gesunden Zustand des Menschen sich in Krankheiten benutzen ließen, um die dem kranken Zustande entgegengesetzten Symptome, sonach Gesundheit hervorzurufen; allein die Erfahrung aller Jahrhunderte hat bereits augenscheinlich gemacht, daß es sich in der Wirklichkeit nicht so verhalte, und daß die antipathische oder palliative Kurart in den bei weitem meisten Fällen höchst nachtheilig wirke. Alle Aerzte haben mit Recht vor diesem Verfahren gewarnt, und nur in seltenen Fällen von plötzlichen Lebensgefahren und zu heftigen Affekzionen, hat man sich genöthigt gesehen und wird man sich immer genöthigt sehen, davon zur Erhaltung und Wiederanfachung der Lebenskräfte und Abwendung solcher Gefahren, die auf dem richtigen

Wege nicht so schnell beseitigt werden können, als das Leben selbst dadurch gefährdet ist, Gebrauch zu machen. Dagegen hat man schon seit dem Anfange der Ausübung der Arzneikunst mit Nutzen solche Mittel in Krankheiten angewendet, welche eigentlich, wie man wohl weiß, denselben Krankheitszustand hervorrufen können; man hat Erfrorne mit Schnee bedeckt, um sie wieder zu beleben, Brandschäden durch Anwendung der Feuerhitze oder erhitzender Geister gemäßigt, in der Fieberhitze warmes Verhalten und schweißmachende Getränke empfohlen, Erbrechen durch Brech- und Durchfälle durch abführende Mittel gehoben; man hat die sogenannten narkotischen Gifte, von denen man längst wußte, daß sie mehr oder weniger Krämpfe und Konvulsionen erregen können, seit langer Zeit zur Beseitigung von Krämpfen und Konvulsionen benutzt; man hat sogar gewußt, daß ein Hauptmittel gegen Wasserscheu, Belladonna, selbst eine Art von Wasserscheu hervorbringen könne. Aber man hat diese einzelnen wichtigen Thatsachen nicht zu einem Ganzen zu vereinigen gewußt und sich mit mannichfachen Erklärungen derselben behelfen müssen, weil man aus Mangel an mehrerer Kenntniß der ursprünglichen Arzneiwirkungen die bedeutende Allgemeingültigkeit des Satzes: die Arzneien heilen die Krankheiten homöopathisch, übersehen hat.

Ehe ich weiter gehe, um anzugeben, wie auch dieser Satz sich mir am Krankenbette bestätigt hat, muß ich noch auf diesem Punkte verweilen, um kürzlich anzudeuten, daß die homöopathische Methode und diejenige, nach welcher bei der jetzt herschenden ärzt-

lichen Verfahrungsweise sehr viele Krankheiten geheilt werden, und welche Hahnemann mit dem Namen der allopathischen belegt hat, eigentlich in einem gemeinschaftlichen Naturgesetze zusammentreffen, nach welchem alle Krankheiten nur durch Erregung einer (mehr oder weniger) andern Krankheit (im selbstleidenden oder in einem entferntern Organe oder Systeme) geheilt werden. Wenn dieses Gesetz sehr weitumfassend ausgesprochen worden ist, so ist diese Breite des Begriffs unumgänglich nothwendig, um den Punkt damit zu erreichen, in welchem die homöopathische und die allopathische Methode sich einander friedfertig und freundschaftlich berühren. Beide bilden nur die äußersten Punkte einer Linie, und werden durch mehrfache Zwischenglieder in Verbindung gebracht. Die homöopathische Methode heilt durch Erregung einer krankhaften Affekzion in den selbstleidenden Organen, die allopathische durch eine dergleichen in mehr oder weniger entfernten, mit dem selbstleidenden Theile oft in Konsens stehenden, oft ihm ganz dissimilären Organen; und es ist sehr begreiflich, daß der zur Heilung hinwirkende Affekt desto größer seyn müsse, je mehr der letztere Fall eintritt, und daß er um so kleiner zu sein brauche, je mehr die Heilung durch Affekzion des selbstleidenden Theils erreicht werden soll. Die homöopathische Methode heilt durch Erregung einer von der zu beseitigenden Krankheit ihrem Wesen nach nur sehr wenig verschiedenen Krankheitsaffekzion, die daher als eine sehr ähnliche erscheint, aber doch nie ganz dieselbe, also immer noch eine andere ist; die allo-

pathische aber heilt durch eine von der zu tilgenden Krankheit mehr, viel mehr und oft höchst verschiedene Affekzion. Auch hier scheint es wieder den dynamischen Verhältnissen des Organismus sehr angemessen zu seyn, daß der homöopathische, der Krankheit schon mehr verwandte, Heilaffekt viel geringer zu sein brauche, als der allopathische, was auch die Erfahrung bestätigt und worüber ich mich weiterhin ausführlicher zu äußern gedenke. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich bei der in vielen Fällen (und vorzüglich in denen, wo die homöopathische Methode obgleich als die kürzere und gefahrlosere für jetzt noch unzureichend seyn dürfte) von mir als heilsam gepriesenen allopathischen Methode an die Anwendung von äußerlichen und innerlichen Gegenreizen, an die schmerzmachenden, ableitenden, revellirenden Mittel, an diejenigen Methoden, welche sekundär Säfteausleerungen durch vom leidenden Theile entfernte Organe (also primär krankhafte Affekzion dieser Organe) hervorbringen, vorzüglich an die (fast in der Hälfte der Krankheiten des letzten Jahrzehends mehr heilsam als schädlich gefundene) darmreizende und darmausleerende Methode gedacht habe. Wenn der Urheber des homöopathischen Systems Grund zu haben glaubt, alle Zweige der allopathischen Methode als unheilbringend zu verwerfen, so darf ich, meinen, allerdings viel geringern, Erfahrungen in Ausübung des homöopathischen Heilverfahrens zu Folge, und meinem Grundsatz gemäß, Schritt für Schritt nur das als wahr anzunehmen, wovon ich mich selbst praktisch überzeugt habe, mir nicht erlauben, dieser Meinung für jetzt unbedingt

beizutreten, sondern ich muß annehmen, daß nach beiden Methoden Heilzwecke erreicht werden können. Was aber auf dem direkten, kurzen, angenehmen Wege des homöopathischen Verfahrens zu erzielen ist, sollte man allerdings nicht auf dem indirekten, langwierigen, unsichern und für den Kranken gefahrvollen und erschöpfenden Pfade des andern Verfahrens zu erlangen suchen.

Die Abstufungen, in denen sich nach dem oben aufgestellten Grundsatze die beiden oft genannten Methoden einander nähern, fallen aber nicht allein auf die Seite des allo- sondern auch auf die des homöopathischen Verfahrens. So giebt Hahnemann selbst an, daß in Fällen, wo kein dem Krankheitsfalle sehr ähnliches Heilmittel aufzufinden ist, was sich bei der noch zu geringen Menge der gehörig untersuchten Mittel sehr leicht ereignen kann, man eine Arznei von entfernterer Aehnlichkeit anwenden dürfe, welche zwar die Krankheit nicht aufheben, aber doch so modifiziren werde, daß nun ein die veränderten Krankheitssymptomen durch Aehnlichkeit deckendes Heilmittel gefunden werden könne. Wer erkennt hierin nicht einen wiewohl sehr entfernten Grad der Verwandschaft mit dem allopathischen Verfahren? Ich glaube, daß beide Methoden zweckmäßig unter den generischen Namen der antagonistischen begriffen werden können. Zugleich ist aber in den bisherigen Andeutungen die vermeinte Paradoxie des homöopathischen Satzes, die der Lehre zum Theil das Unglück zugezogen hat, ungeprüft verworfen zu werden, aufgelöst und auf ein bloßes Mißverständniß reduzirt worden, und ich kann nun

ohne weitern Aufenthalt die historische Relazion meiner praktischen Untersuchung über dieses System vollenden.

Der früher unbekannte Satz der Krankheitsheilung durch Homöopathie, wie ihn Hahnemann aufgestellt hat, hat sich mir bei denen, in Krankheiten mit der Mehrzahl der von ihm für diesen Zweck untersuchten Arzneistoffe angestellten Versuchen vielfach bewährt. Schlagende Beweise für die Wahrheit desselben giebt in vielen Fällen das plötzliche oder baldige Aufhören der Krankheitssymptome, deren Beseitigung gesucht, früherhin auf andern Wegen vergebens gesucht wurde, nach einer einzigen kleinen Gabe einer homöopathisch passenden Arznei unter Entfernung aller anderer arzneilich wirkender Einflüsse. Immer überzeugender werden die Versuche, je mehr man durch längere Uebung gelernt hat, das passende Arzneimittel nicht zu verfehlen (was bei den ersten Versuchen leicht geschehen kann), je mehr man kleine Gaben desselben anzuwenden anfängt, (indem eine zu große Gabe sogleich ihre eignen Arzneisymptome an eine Stelle der Krankheitssymptome erscheinen läßt und man daher bei der kaum zu unterscheidenden Aehnlichkeit beider die Krankheit für ungeheilt, ja für verstärkt hält, während kleine Gaben ihre Wirkung nicht in der Hervorrufung von Arzneisymptomen, sondern in der bloßen Entfernung der Krankheitssymptome zu äußern vermögen) und je mehr man sich und den Kranken disponiren kann, nur eine einzige Gabe (oder in seltenen andern Fällen wenigstens weit von einander entfernte Gaben) des ange-

zeigten Mittels zu gebrauchen (indem durch die folgenden Gaben meistens das wieder verdorben wird, was die erste gut gemacht hatte und die Krankheit verändert aber ungeheilt und wohl gar verschlimmert zurückbleibt). Man gelangt auf einem mühevollen Wege zu der Ueberzeugung, daß die im Organon der Heilkunde angegebenen Kautelen und Regeln beim homöopathischen Heilverfahren in der Natur der Dinge, nicht in spekulativen Ideen, gegründet sind, daß sie der Anfang sind von mehrern noch unentdeckten Heilregeln, deren Auffindung dereinst das Heilverfahren um ein Bedeutendes erleichtern kann.

Ich will hier nicht weitläufig darüber seyn, daß die Nothwendigkeit, nur eine Gabe der passenden Arznei zu geben, aus den dynamischen Verhältnissen des Organismus, die durch jeden arzneilichen und krankmachenden Einfluß bedeutend abgeändert und umgestimmt werden, klar und deutlich hervorgehe, ich will aber einige Worte sagen über die so oft bespöttelte Kleinheit der Gaben, die das homöopathische System fordert.

Es ist schon gelegentlich bemerkt worden, daß die Gabe nur darum klein seyn müsse, damit sie nicht ihre eigenthümlichen Symptome in dem zu heilenden Körper hervortreten lassen könne, was nach den verschiedenen noch nicht übersehbaren Verhältnissen der Krankheiten und der Heilmittel gegen einander bald schädlich, bald blos lästig, bald wenigstens unnöthig ist. Wie klein sie aber seyn könne, um noch das allein erforderliche minimum ihrer Kraftäußerung, näm=

lich Hinwegnahme der Krankheitssymptome, zu wirken, darüber muß allein die Erfahrung uns belehren. Diese lehrt aber, daß, obgleich hierin jede Arznei, jeder Organismus und jede Krankheit desselben ein anderes Verhältniß ausweisen, die Gaben doch überhaupt zur homöopathischen Heilung unendlich kleiner seyn dürfen, als wir gedacht haben. Ein kräftig gesunder Mensch bedarf einer vollen Gabe, um die Arzneikraft des Mittels nur fühlen zu können; ein sensibel gesunder würde von derselben Gabe vielleicht schon wirklich erkranken. Eine wirklich vorhandene Krankheit steigert die Rezeptivität des Kräftigen und des Sensibeln gegen Aussendinge, also auch gegen das Arzneimittel, unendlich und verhältnißmäßig. Ist aber die Krankheit von der Art, daß sie keine Symptome enthält, welche den Symptomen der Arznei entsprechen (wie es der Fall ist bei Anwendung der allopathischen Methode), so wird der Kranke immer noch eine ziemlich große Dosis derselben ertragen; während in dem Falle, wo die Krankheitssymptome denen der Arznei ähnlich sind, wo Krankheit und Arznei dasselbe Gebilde im Organismus affiziren (wie es der Fall ist bei Anwendung der homöopathischen Methode) eine möglichst kleine Gabe hinreicht, die Affizirbarkeit der leidenden Theile anzusprechen. Die homöopathisch gewählte, in der gehörig kleinen Gabe gereichte Arznei berührt nur den erkrankten, und darinn für sie unendlich empfänglichen Theil des Organismus, und indem sie sein Krankseyn vertilgt, d. h. die Gesundheit herbeiführt, wird der übrige Körper nicht unnöthig von ihr angegriffen.

Man hat auch wirklich keinen vernünftigen Grund gegen die, für enorm gehaltene, Kleinheit der Gaben. Ist denn nicht das Wägbare des Arzneistoffs blos Vehikel der Kraft desselben? Seit wann sind die Kräfte ponderabel? Kann man das elektrische Fluidum, kann man das mineral- und zoomagnetische Agens wägen? Wie viel Grantheile schwer ist der psychische Eindruck, der in einem Moment Kranke belebt und Gesunde lähmt? Ja wie viel Milliontheilchen wirksamer Kraft muß der Gran Moschus getheilt werden, der jeden Raum eines großen, täglich gelüfteten Zimmers monatelang riechbar, also die Nerven kräftig affizirend, ausfüllt, ohne an seiner Masse und Wirksamkeit eine sehr merkliche Abnahme erlitten zu haben?

Ich fürchte, wir haben uns nur zu sehr gewöhnt, den lebenden Körper und noch mehr das arzneiliche Agens als todte Massen zu betrachten. Die Erfahrung macht ihre Rechte geltend. Wenn ich vor einigen Semestern angefangen habe, die Arzneistoffe zu $\frac{1}{10}$ Gran zu reichen, so bin ich jetzt ohne Sprünge und stufenweise dahin gelangt, $\frac{1}{10,000}$ Gran derselben noch eben so wirksam und wohl noch wirksamer zu finden. Und ich bin überzeugt, daß Jeder, der eben so vorsichtig auf diesen Punkt gelangt ist, hier das zeitraubende Spiel einer weiter getriebenen Zweifelsucht aufgeben und sich vernünftiger Weise zu dem Schluße berechtigt halten wird, daß eine Kraft, die bei einer 10,000 fachen Theilung noch gar keine Abnahme erlitten hat, auch noch einer viel weitern Theilung fähig sei.

Wenn ich sage, daß die Arzneikraft bei so vielfacher Theilung keine Abnahme erleide, daß sie sogar noch wirksamer geworden sei, so ist das keine Uebertreibung, sondern Thatsache, nur schwerer zu erklären, als die Möglichkeit der Wirkung kleiner Gaben. Doch glaube ich, da man Erfahrungssätze immer sich zu erklären ein Bestreben hat, den Grund dieser Erscheinung darin zu finden, daß bei größern Arzneigaben die Masse des Eindrucks und die dadurch gewaltsam aufgeregte Gegenwirkung des Organismus die einzelnen feinern Nervensensazionen betäubt, unterdrückt, gleichsam überspringt und eine Entladung der Kraft durch eine Hauptwirkung, meist Stoffentleerung, veranlaßt, während bei kleineren Arzneigaben weder die Gegenwirkung des Organismus, noch eine Hauptwirkung erregt wird, letzterer also geduldig die feinsten Sensazionen und Vorgänge in seinem Innern leidet und empfinden kann. Hierdurch erklärt sich auch theilweise, wie es komme, daß die Anwendung großer Massen von Arzneistoffen bei dem herrschenden Heilverfahren nur wenige von den eigenthümlichen Wirkungen derselben zur Perzepzion sowohl des Kranken als des Arztes bringe.

Ich bin hier nicht gesonnen, Kranken- und Heilungsgeschichten zu schreiben. Bei näherer Kenntniß des homöopathischen Systems begreift man, warum sie weniger Lehrreiches haben, als geglaubt worden ist. Denn bei der unendlichen spezifischen Verschiedenheit der Krankheiten ist es nicht leicht denkbar,

daß der eben beschriebene Fall sobald wieder vorkommen werde, vielmehr geben solche Fälle Anlaß zu Täuschungen. Die dem heilenden Arzt vorkommenden einzelnen Krankheitsfälle können weit sicherer in der Symptomenlehre der Arzneimittel aufgesucht werden. Aber ich will doch zur Bestätigung meiner Theilnahme an homöopathischen Heilungen hier einige in der Praxis gebräuchliche Namen von Krankheitsformen neben den einfachen in kleinster Gabe angewandten Arzneimitteln nennen, durch welche mir die Beseitigung jener gelungen ist. Man wird dabei nicht vergessen, daß ich diese Heilmittel nicht, wie so häufig geschieht, schlechthin gegen die Krankheitsformen, die unter diesem Namen begriffen sind, sondern nur gegen die Fälle derselben empfehle, in denen die Symptomengruppe enthalten ist, die das dagegen gerühmte Heilmittel im gesunden Menschen hervorbringen kann und die man in der reinen Arzneimittellehre selbst nachlesen muß.

Krähenaugensaamen heilte mehrere Fälle einer Art von Luftröhrenkatarrh, von Magenkrampf, von chronischer Hartleibigkeit, einzelne Fälle von chronischem Kopfschmerz, von angina, von bronchitis und von Luftröhrenschwindsucht. In einem Falle von Magenkrebs war er das einzige Erleichterungsmittel der Schmerzen und des Erbrechens. Akonit mäßigte die Gewalt der Symptome des Scharlachfriesels (scarlatina miliaris, purpura miliaris, unterschieden von der jetzt seltnern scarlatina vera oder laevigata), verkürzte dessen Verlauf und schien, wo es als Präservativ angewendet worden war, die darauf folgende Krankheit gemildert zu haben. Ig=

nazbohne heilte eine Art von periodischem Magen- und Darmschmerz, der drei Jahre lang allen Methoden und allen Heilmitteln widerstanden hatte, in soviel Tagen dauerhaft. Küchenschelle bewies sich in mehreren Fällen von schmerzhafter Menstruazion augenblicklich hülfreich. Rhabarber stillte noch in der kleinsten Gabe Diarrhöen gewisser Art. Zaunrebe hob mehrere Anfälle von hysterischen Kopfschmerzen, welche bis dahin der Kunst unzugänglich geblieben waren, dergleichen Unterleibsbeschwerden, gastrische Fieberzustände und eine mehrjährige Hartleibigkeit, gegen welche viele würdige Aerzte nach allen Regeln unserer Kunst gekämpft hatten. Chamille beseitigte in den kleinsten Gaben Krankheitszustände, die bei dem gewöhnlichen unmäßigen Chamillentheetrinken ungeheilt bleiben, unter andern auch eine Art gastrischen Fiebers. Letzteres that noch häufiger in einer andern Art desselben Ipecacuanha, die sich auch in unzähligen Fällen von Katarrh und Husten, in vielen Formen des Keuchhustens und bei mehreren Mutterblutflüssen wunderbar wirksam erwies. Wechselfieber wurden von derselben, in einer andern Form von ganz kleinen Gaben China geheilt, welche auch einen Fall von erschöpfenden Polluzionen überwand. Stechapfel in ganz kleinen Gaben heilte einen Fall von Manie, und dürfte in einem zweiten Falle unter günstigern Verhältnissen auch dauernden Nutzen haben leisten können. Veratrum album brachte in zwei Fällen von hypochondrischer Melancholie sichtbare Besserung hervor. Ein $\frac{1}{10000}$ Gran Bilsenkraut reicht hin, eine Art von Husten sogleich zu beseitigen. Eine

andere Art von hier nicht selten veraltet vorkommendem Schnupfenhusten weicht eben so schnell dem Fingerhut, mit welchem bei dem herrschenden Verfahren nach unsichern Anzeigen oft mehr Schaden als Nutzen gestiftet wird. Kampfer leistete viel zur Verhütung von epileptischen und konvulsivischen Anfällen, die er selbst beseitigte, so wie er als Tilgungsmittel vieler zu heftiger Arzneiwirkungen unschätzbaren Werth hat. Der Nutzen des Schierlings und des gerösteten Schwammes in Drüsengeschwülsten bestätigte sich auch in den kleinsten und sehr seltenen Gaben, so wie der des Baldrians gegen Hysterismus, des Wismuthkalks gegen Magenkrampf, des Schwefels und der Schwefelleber gegen gewisse Arten von Ausschlägen und andere durch sie heilbare Krankheitszustände. Wurmsaamen und Wermuth beseitigten in ganz kleinen Gaben die Symptome von Würmern, ohne daß deren gewaltsame Abtreibung nöthig geworden wäre. Noch viele Erfahrungen über mögliche Heilung vieler mit einem Namen schwer zu bezeichnender Krankheitszustände, von denen manche ausführlich nachzutragen ich mir vorbehalte, und immer in sehr kleinen Gaben, wurden gemacht mit Belladonna, Kockelsaamen, Bittersüß, Krähenaugensaamen, Ignazbohne, Küchenschelle, Akonit, Opium, Wohlverleih, Eisen, Zinn, Meerzwiebel, Guajak, Löwenzahn, Bitterklee, Schöllkraut, Raute, Sarsaparille, Phosphorsäure, Wurzelsumach, Merkurialmitteln, der tinctura antimonii acris und fast allen der von Hahnemann angegebenen Arzneimittel, so wie nach eigner Auswahl mit Kirschlorbeer, Wermuth, Baldrian,

Schaafgarbe und einigen andern Mitteln, deren große Heilkräfte eine baldige Berichtigung ihres eigentlichen Werthes wünschen lassen. Höchst interessant sind vorzüglich die schnellen Heilungen sogenannter rheumatischer und gichtischer Uebel durch solche innerlich gereichte Mittel, die auf die leidende Parthie der Extremitäten und Bewegungsorgane einwirken. Ueberzeugend sind endlich selbst im Falle des Mißlingens der Heilung durch ein etwan unpassend gereichtes Mittel, die mannichfachen Veränderungen der Krankheits- und das Erscheinen der Arzneisymptome, jedenfalls für die Wirksamkeit der Arzneien in kleinen Gaben und für die Wahrhaftigkeit der Hahnemannschen Arzneimittellehre.

Wer mehrere Heilungen auf homöopathischem Wege vollbracht hat, kann sich als denkender Arzt der Vermuthung nicht erwehren, daß wohl alle, jetzt noch nicht in dieser Hinsicht untersuchte, Arzneien einer homöopathischen Heilwirkung fähig sein dürften, und daß die meisten unserer Krankheiten, denen wir, veranlaßt durch die zögernden Resultate des schon lange herrschenden, meist indirekt wirkenden Heilverfahrens, einen bestimmten durch keine Kunst zu verkürzenden Verlauf zuzuschreiben gewohnt sind, denselben gar nicht haben oder nicht nothwendig haben müssen; daß vielmehr unsere mehr oder weniger fieberhaften Affekzionen katarrhalischer, rheumatischer, gastrischer Natur, überhaupt alle unsre Fieber, die entzündlichen nicht ausgenommen, weit schneller, ohne

Stadien und ohne Krisen, oft urplötzlich, zu beseitigen seyn möchten, wenn wir die, augenscheinlich direkt wirkende, homöopathische Methode dagegen anwenden können. Ist es möglich, so muß man dem Kranken den Zeitverlust, die Kosten, die Lebensgefahr der Krankheit, die Quaal des Einnehmens widrig schmeckender, Eckel erregender Arzneien ersparen, und den angenehmen, gefahrlosen, schnell ans Ziel führenden Weg einschlagen, den die neue Methode zeigt.

So unläugbar aber auch ist, daß in den akutesten Krankheitsfällen, die homöopathische Methode ganz richtig angewendet, gerade die hervorstechendste Heilwirkung haben wird, so gewiß ist es doch auch, daß sie hier, wenn man in der Wahl des Mittels und der Gabe desselben einen Fehlgriff begeht, wegen der unendlich gesteigerten Reizbarkeit des erkrankten Körpers, weit mehr wird schaden können, als die allopathische Methode, wenn Letztere von einem wahren Meister seiner Kunst gehandhabt wird. Darum eben muß der gute homöopathische Arzt hier die allerkleinsten Gaben wählen, um weder durch die Größe der Gabe des wirklich angezeigten, noch durch die Unpassendheit des etwan irriger Weise gewählten Mittels dem Kranken Nachtheil zu bringen, und darum warne ich Aerzte, wenn sie sich auf diesem Felde des Wissens noch keinen Reichthum von Erfahrungen eingesammelt haben, vor der unbehutsamen Anwendung dieses Verfahrens in akuten Fällen. Die jetzt herrschende Methode gewinnt im verdoppelten Maaßstaabe die Bewunderung des unpartheyischen

Arztes, wenn er durch das Studium der Homöopathie erst recht einsehn gelernt hat, wie groß die Abgründe sind, zwischen und neben denen der Scharfsinn, die Erfahrung und der Beobachtungsgeist der Meister unserer Kunst allmählig Wege gebahnt hat, auf denen, obgleich mühsam für den Arzt und kümmerlich für den Kranken, doch auch der Heilzweck endlich erreicht werden kann, den der homöopathische Arzt auf einem kürzern und gefahrlosern Pfade erzielt. Die großen Arzneigaben des allopathischen Arztes würden den Kranken an dem Rand des Verderbens bringen, wenn sie nicht durch glückliche Auswahl der Mittel (zwar nach falschen theoretischen Ansichten, die aber spätern Urspungs sind als die Erfahrungen, welche lehrten, daß diese Mittel in gewissen Fällen indirekt heilsam oder wenigstens unschädlich sind) auf solche Organe und Systeme wirkten, die von den leidenden Organen entfernt, die den leidenden Systemen fremd sind, und wenn sie nicht in denen Gebilden, die am wenigsten krank sind und am besten die Krankheit ertragen können, gewaltsam neue Symptome rege machten, die, unter dem Schein von Krisen, unter der Form von Ausscheidungen, die erste Krankheit übertäuben, ableiten und den Heilkräften der Natur seine allmählige Lysis derselben erlauben.

Ueberhaupt ist aber die Art des Wirkens zusammengesetzter Arzneien in Krankheiten noch nicht nach homöopathischen Ansichten erklärt, vielleicht auch gar nicht erklärbar, da hinsichtlich der

quantitativen Verhältnisse der Arzneymischungen eine unbegränzte Willkühr die Aerzte leitet. Es mag seyn, daß manche Arzneigemische sich gegenseitig dynamisch aufheben, so daß ihre Wirkung gleich Null ist. Häufiger mag der gegenseitigen Vernichtung ihrer Kräfte ein kleiner Ueberschuß des einen Mittels entgehen, der also, uns unbewußt, die Arznei zur homöopathisch wirkenden macht. In den meisten Fällen aber entsteht wohl (wie aus der Verbindung von Säuren mit Alkalien ein ganz anders, als seine Elemente, wirkendes Salz) aus gemischten Arzneien ein neuer Arzneikörper von eigenthümlicher Wirksamkeit. Ich kann noch nicht wissen, ob die Hoffnung, die die homöopat. Lehre giebt, der Mischarzneien ganz entbehren zu können, sich bestätigen wird, im entgegengesetzten Falle aber würde die Medizin nicht auf Vollkommenheit Anspruch machen können, so lange sie nicht die eigentlichen Arzneikräfte der Mischarzneien in den allerbestimmtesten Proporzionen durch Versuche an gesunden Menschen erkannt und dadurch die Art begriffen hat, auf welche dergleichen Arzneien im Kranken wirksam sind — eine neue, fast unabsehbare Verzögerung der Vollendung unseres wissenschaftlichen Gebäudes, die doch noch nöthig ist, um die Schande von uns zu nehmen, das wir mit Substanzen kuriren, von denen wir nicht wissen, was sie wirken und wirken können.

Ich enthalte mich darum einstweilen der weitern Beurtheilung des Verhältnisses der gebräuchlichsten Methoden und Kurarten zur Homöopathie, obgleich dieses höchst interessante Kapitel eine ausführliche Wür-

digung verdient. Ich würde mich unvermerkt selbst in das Feld der hypothetischen Erklärungen verlieren, die von jeher in der Arzneikunde so verderblich waren, wenn sie mit an das Krankenbette gebracht wurden, und welche zu vermeiden eben mein Zweck ist, und der Zweck jedes um Erreichung einer erfahrungsmäßigen Arzneiwissenschaft besorgten Arztes seyn muß. Nur die zwei Methoden will ich noch flüchtig berühren, welche die Hauptpfeiler des jetzt herrschenden Systems geworden sind, weil sie der eben herrschenden Krankheitskonstituzion am angemessensten zu seyn scheinen. Ich meine die gastrische und antiphlogistische Heilart. Beide wirken mehr auf die vegetative als auf die animalische Seite des Organismus; und ihre öftere Heilsamkeit in akuten und selbst chronischen Zuständen, so wie die Fruchtlosigkeit unserer bisherigen Versuche, mit den gewöhnlichen großen Arzneigaben wohlthätig auf die animalische Seite des Organismus, auf das rein Nervöse desselben einzuwirken, hat endlich die gefeiertsten Aerzte unserer Zeit dahin gebracht, bei der Entwickelung der Krankheits- und Heilungsprozesse das Animalische dem Vegetativen ganz unterzuordnen, und von der Bearbeitung des Letztern allein das Wohl der Kranken zu erwarten. Dieser geistreiche, mit mühsamer und außerordentlicher Konsequenz durchgeführte Irrthum führt uns aber weit ab von dem zu erreichenden Ziele einer endlichen Therapie, und die homöopathischen Phänomene weisen klärlich darauf hin, daß im Menschenleibe das Vegetative dem Anima-

lischen gänzlich untergeordnet ist, und alle Einwirkungen auf ihn sich im Gebiete des Nerveneinflusses bewegen.

Die gelind antiphlogistische Methode ist fast immer in dem ersten Stadium der Krankheiten, nämlich dem der Reizung, die gelind gastrische fast immer in einem der folgenden Stadien, ohne Schaden anwendbar. Dieser Umstand beweiset nichts weder für das Daseyn von Entzündung noch für das von Kruditäten, wenn dieselben Krankheitszustände, ohne Anwendung dieser Methoden, homöopathisch weit einfacher geheilt werden können. Die gastrische Methode macht eben so oft erst den gastrischen Zustand, als sie ihn beseitigt. Die antiphlogistische hat uns kürzlich erst verführt, fast jeden krankhaften Prozeß im Organismus für Entzündung zu halten, eine Idee, der ich schon lange vor dieser Zeit, wo die erfahrensten Aerzte sich ihr hingeben, gehuldigt habe, *) weil ich zu der Zeit, wo die anfangende entzündliche Konstituzion als noch neu, nicht selten verkannt wurde, als Unterarzt eines Spitals Gelegenheit hatte, durch Leichenöffnungen und zeitige Anwendung des entzündungswidrigen Heilapparats mich zu belehren, und weil ich diesen als die glänzendste Parthie des herrschenden Systems kennen lernte. Aber ich bin von dieser Einseitigkeit um so mehr zurück gekommen, als ich allmählig immer mehr, und durch das homöo-

*) In meiner Inauguraldissertazion: de febre inflammatoria quaestiones. 1810.

pathische Verfahren am deutlichsten einsehen gelernt habe, daß die Entzündung selbst ein ganz sekundärer Krankheitsprozeß ist, dem meistens ein langes Stadium von rein dynamischer Reizung vorhergeht. Diese Reizung kann, gewisser noch, als durch die gewöhnliche Methode, homöopathisch beseitigt werden. Schwieriger scheint mir, der ich hierin noch keine mir gnügende Erfahrung habe, die Heilung der wirklichen Entzündung, die eigentlich schon ein unglücklicher, im Vegetativen des Körpers wurzelnder Krankheitsausgang ist, auf dynamischem, homöopathischem Wege. Wenn schon die organischen Fehler, die doch meist durch die Langsamkeit ihres Fortschreitens hinreichend Zeit zu ihrer Beseitigung lassen, nur schwer auf diesem Wege, so wie auf jedem andern, bezwungen werden können, so habe ich noch weniger gewagt, von dieser sanftwirkenden Methode zu erwarten, daß sie während des reißenden, den ganzen Organismus lebensgefährlich zerrüttenden Verlaufs der akuten wahren Entzündung, die Rückbildung der kranken Vegetazion bewirken könne. Hier darf, wie ich noch glaube, der Arzt palliativ und allopathisch eingreifen, um der Heilkraft der Natur Zeit und Gelegenheit zu verschaffen, das kranke Gebilde zu befreien und das Krankhafte im Organismus zurückzubilden. Auf diese Weise scheint mir der gebräuchliche antiphlogistische Heilplan, in seiner größesten Ausdehnung angewendet, zu wirken; und so blutig, gefährlich und nicht selten Unheil bringend er ist, so wird er für mich doch

einstweilen bis zur Evidenz einer direkten Heilweise und eines sichereren Verfahrens seinen Werth behalten. Diesen Heilapparat aber als einen aus mehrern Methoden zusammengesetzten zu zergliedern, und jeder Methode, der antipathischen, der allopathischen, und selbst der homöopathischen, ihre Parthieen desselben anzuweisen, will ich mir, als meine Kräfte jetzt übersteigend, nicht erlauben. Die gastrische Kurart ist schlechthin allopathisch, wirkt aber in konkreten Fällen nicht selten homöopathisch.

Wenn das Verhältniß der Anwendbarkeit der herrschenden Methode gegen die homöopathische noch günstig ausfällt in akuten Krankheiten, aus Gründen jedoch, die nicht in der Vortrefflichkeit von jener, sondern in der Unvollendetheit der letztern liegen und welche bei fortdauernden Forschungen immer mehr verschwinden dürften, so ist es schon jetzt in den chronischen Krankheiten, vorzüglich in denen, die sich durch anomale Akzionen des Nervensystems auszeichnen, bei weitem mehr zu Gunsten der letzteren. Hier verläßt den Arzt der herrschenden Schule seine so viel gerühmte Razionalität oft ganz, und er muß sich am Krankenbette, nach mehreren mißlungenen Versuchen, die Krankheit razionell zu heilen, unbedingt der irrazionellen Empirie hingeben, derselben, die er am homöopathischen Arzte tadelt, und die er doch, ohne Kenntniß der Wirkungen, die sein gewähltes Mittel haben kann, nach viel losern und unhaltbarern Merkmalen und Regeln ausübt, als der homöopathische Arzt, der wenigstens genau weiß, was er von seiner Arznei

erwarten kann. Die Nervenübel, die krampf- und schmerzhaften Krankheiten, die exzessiven Akzionen der Se- und Exkrezionsorgane sind es vorzüglich, in denen der Letztere glänzende Erfolge erwarten kann.

Es bleibt aber auch in chronischen Zuständen der jetzt herrschenden Methode noch ein weites Feld, da die materia medica für den homöopathischen Arzt, der Zahl der gekannten Mittel nach, noch unvollkommen ist, und da viele Krankheitszustände bei den Arzneiprüfungen an gesunden Menschen noch gar nicht vorgekommen sind, auch aus leicht begreiflichen Gründen, wenn es nicht zufällig geschieht, nicht sobald vorkommen werden. Noch hinderlicher, als der geringe Arzneivorrath, ist ferner der allgemeinern Anwendung der homöopathischen Methode die Verwöhnung des kranken Publikums, welches durchaus recht braune, kräftig schmeckende Arzneitränke in großen Flaschen haben will, und den Gedanken nicht los werden kann, daß viel viel helfe, öfteres Einnehmen geschwinder gesund mache und beim Gebrauch von Arzneien ein strenges diätetisches Verhalten entbehrlich sei. Endlich wird der Umstand, daß die Ausübung dieser Methode dem Arzt weit mehr Zeit und Mühe kostet, als die der gewöhnlichen, gleichfalls das Allgemeinwerden derselben verzögern.

Indessen fordert die Thatsache, daß Krankheiten homöopathisch geheilt werden können, dringend, daß man dieser Methode, auf die ich

hier habe aufmerksam machen wollen, das Bürgerrecht in der Medizin einräume, und daß man sie vorerst wenigstens subsidiarisch anwende in den vielen Fällen, wo das gegenwärtig gebräuchliche System den Arzt und den Kranken rath- und hilflos läßt. Es wird dann gewiß einmal die Zeit kommen, wo die allopathische und antipathische Methode zum Range der subsidiarischen herabsinken werden, und jene den Platz einnehmen wird, der ihr eigentlich gebührt. *)

---

*) Wenn ich auch mehrern, hier ausgesprochenen Ansichten des erst seit kurzer Zeit mit der Homöopathie vertraut gewordenen Verfassers dieses Aufsatzes, z. B. über die Möglichkeit und Nützlichkeit der Amalgamirung der allopathischen und homöopathischen Medizin, über Entzündungen, über Arzneigemische u. a. m., meiner Ueberzeugung zu Folge, nicht beipflichten kann, so nehmen sie doch in diesen, dem freien Ideen-Austausche bestimmten Blättern mit Recht eine Stelle ein.

Der Herausgeber.

Ueber specifische Heilmittel, ihre Bedeutung und Auffindung.

von

D. E. Stapf.

— — In vincendo itaque morbo is demum jure meritoque medici sibi vindicat nomen, penes quem est ejusmodi medicamentum, quo morbi species possit destrui; non qui id tantum agit, ut e primis secundisque qualitatibus nova aliqua introducatur et prioris subeat vicem; v. c. calefieri potest et refrigerari qui podagra laborat, vigente adhuc podagra, nedum devicta. — Specifica proinde medicamenta non cuivis homini contingunt, neque oscitantibus se ingerunt; nullus tamen dubito, quin in exundante illa plenitudine, qua turget natura, ita iubente O. M. rerum omnium conditore, in singulorum praeservationem prospectum pariter sit ac de curatione malorum magis insignium quae homines vexant. cf. Th. Sydenhami Opp. medic. Genev. MDCCXXIII. p. XIV. et XV.

Vorerst die Beantwortung der Frage: „Wodurch wird ein Arzneistoff zu einem specifischen Heilmittel?" — im Allgemeinen. Scharfsinnige und naturtreue Beobachtung zeigt, daß jedes Glied der großen Kette der

durch die Kraft der Natur und nach ihren ewigen Gesetzen hervorgebrachten Erscheinungen, sich nicht allein gewisser, nur ihm vorzugsweise zukommender Eigenschaften, wodurch es, streng genommen, als ein Individuum eigner Art erscheint, erfreuet, sondern auch unter der unermeßlichen Menge der übrigen Glieder mit Einem derselben in der ausschließend engsten Verwandschaft stehet und von demselben am kräftigsten affizirt wird. Diese Wahrnehmung finden wir überall, in allen Richtungen der Naturkraft, wohlbestätiget, in den zartesten Verhältnissen der psychischen, wie in der mehr materiellen, doch immer noch dynamischen Welt des Chemismus und in allen dazwischen ligenden Mittelgliedern des dynamisch-somatischen Lebens. Die Thatsachen hiezu liegen der ruhigen, unbefangenen Beobachtung zahlreich und offenkundig vor Augen. Ziehen wir nun diese Wahrnehmung in den engern, wiewohl immer noch unermeßlichen Kreis der uns hier vorzugsweise beschäftigenden Heilkunst, welche ja, sich auf dem festen Boden der Natur einzig bewegend, auch ihre treueste Tochter seyn soll; so drängt sich uns die Ahnung auf, daß dieses Verwandschaftsverhältniß der tausendfach verschiedene Potenzen unter einander, auch nicht weniger in Bezug auf die Krankheiten des organischen Lebens und die auf sie reagirenden Außendinge statt finde, und daß für jede besondere Krankheit, als ein Individuum eigner Art, auch eine Kraft existire, welche nicht allein auf sie so im Allgemeinen reagire, sondern auch in einem ganz besonders innigen, dem möglichst innigen Verwandschaftsverhältniß zu ihr stehe.

Diese Ahnung wird zur Ueberzeugung, wenn wir, in der Erfahrung belehrt, die Bestätigung dieser Wahrnehmung auch in diesem Gebiete auf allen Schritten entdecken. Da, wie es nicht anders seyn kann, diese innige Verwandschaft der Potenzen der Außenwelt zu den Krankheiten auf den spezifischen Eigenthümlichkeiten, beider beruhen und gewiß nach ewigen Naturgesetzen erfolgen muß; so mag man mit Recht dieses innige Verhältniß eines gegebenen Arzneistoffes zu einer gegebenen Krankheit, spezifisch und also auch die Arznei selbst, welche in Folge dieser spezifischen Beziehung und in Gemäßheit hier obwaltender Naturgesetze, diese Krankheit unter gewissen Bedingungen schnell, dauerhaft, sicher und ohne Zuthun anderer Hülfsmittel einzig durch ihre eigne Kraft vernichtet, ein spezifisches Heilmittel nennen; zur wohlbegründeten Unterscheidung von andern Arzneistoffen, welche ebenfalls dagegen angewendet, jedoch dieser innigsten, naturgesetzlichen Beziehung zu derselben ermangelnd, auch nicht auf diese Weise auf sie reagiren, d. h. sie nicht mit der, nur dem, ihr nächst verwandten, spezifischen Mittel eigenthümlichen Sicherheit, Schnelligkeit und Vollständigkeit heben können.

Was im Obigen nur im Allgemeinen angedeutet worden, finde im Nachstehenden seine besondere und sorgfältigere Deutung.

Unter den unzähligen, in Folge der vielfach verschiedenen ärztlichen Theorieen mehr oder weniger geschätzten und angewendeten Arzneistoffen, haben sich wie die Geschichte der Medizin sattsam zeigt, trotz den ge-

waltigen Umgestaltungen, welche die Heilkunst im Laufe der Jahrhunderte erfahren, einige derselben in immer gleicher Schätzung und Anwendung erhalten, und gegen einige bestimmte Krankheiten zweckmäßig gebraucht, bis heut nie trügende Erfolge dargeboten. Wir fragen uns hierbey, warum wohl diese oder jene Krankheit seit Jahrhunderten von diesem Einen Mittel auf die einfachste und scheinbar kunstloseste Weise geheilt werden konnte, während es zur Bekämpfung anderer, oft unbedeutender Uebel, eines weit zusammengesetzteren Apparates der verschiedenartigsten, nach den wechselnden Kunstansichten, ebenfalls vielfach wechselnder Heilmittel bedarf, wobei überdem der Zweck nicht immer, am wenigsten so wünschenswerth nie, wie in jenen seltenen Fällen — tuto, cito, jucunde — erreicht wird. Wir ahnen einen hier stattfindenden ganz besonders genauen und innigen Zusammenhang zwischen der Krankheit und dem sie so einfach, schnell, sicher und vollständig heilenden Mittel; wir erkennen eine naturgesetzliche Beziehung beider zu einander, welche nur auf ihren gegenseitigen feinsten und wesentlichsten Eigenthümlichkeiten — S p e z i f i z i t ä t — beruhen kann; es drängt sich uns die Frage auf, ob nicht unter gewissen Umständen für jede der unzählichen Krankheiten ein eben so s p e z i f i s c h heilendes Mittel gefunden und so das Heilgeschäft seiner möglichsten Vollendung nahe gebracht werden könne? —

Und in der That sehen wir die Zahl dieser, mit Recht sogenannten, spezifischen Mittel um ein beträchtliches vergrößert, durch eine Menge anderer, welche, wiewohl sie nicht selten mit großer Zuversicht als sol-

che aufgestellt werden, mit jenen doch keineswegs zu vergleichen sind. Fast gegen jede Krankheit wurde von jeher von Aerzten und Nichtärzten ein bestimmtes, meist einfaches, sie spezifisch heilen sollendes Mittel, (oft gegen eine Krankheit mehrere Mittel) angepriesen, und wir wollen es zur Ehre der ersten Entdecker derselben gern glauben, daß jedes derselben unter ihren Augen in der namentlich angegebnen Krankheit sich irgend einmal bestimmt heilsam erweisen und so für diesen einzelnen Fall seinen Ehrentitel — spezifisches Mittel — verdient habe. Nichts desto weniger zeigte jedoch bei angestellten Nachversuchen die Folge, daß diese Mittel die nahmhaft gemachte Krankheit nur sehr selten in dem Maaße sicher und bestimmt — spezifisch — bekämpfen, als man ihnen nachrühmte; und so geschah es, daß sich nur wenige derselben einige Zeit lang in Achtung erhalten haben, daß vielmehr, das Wahre mit dem Unwahren zugleich verdammend, einige der geist- und kenntnißreichsten Aerzte den Glauben an spezifische Mittel überhaupt und ihre Anwendung für eitel Thorheit, oft für etwas noch Schlimmeres angesehen haben.

Beispiele von jenen erst erwähnten wohlbewährten Spezifizis sind Quecksilber in der reinen Syphilis, Schwefel in der ächten Wollarbeiterkrätze, Kuhpockengift gegen Menschenpocken. Zu den letzt erwähnten, sogenannt spezifischen Mitteln gehören unter vielen andern z. B. Arsenik gegen Wechselfieber, gegen Krebs, China gegen Wechselfieber, Schwefelammonium gegen Harn-

ruhr, Kupfer gegen Veitstanz, Belladonna und so viele andere hochgerühmte Mittel gegen Hundswuth, u. s. w.

Ohne Zweifel muß der Wahrnehmung, daß sich einige Arzneistoffe in den bestimmten Krankheiten immer, andre hingegen nur selten als spezifische Heilmittel bewährt haben, etwas zu Grunde liegen, dessen Erforschungen nicht wenig Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten verspricht. Ohnmöglich kann es allein in den Mitteln, es muß nothwendig auch in der Beschaffenheit der Krankheiten begründet seyn, und ein Gesetz obwalten, nach welchem, was sich unserer Beobachtung darbietet, stetig erfolgt.

Bei näherer Betrachtung der Krankheiten zeigt es sich, das einige derselben einen feststehenden Charakter behaupten, d. h. sich in ihren feinsten und wesentlichsten Eigenthümlichkeiten zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen, gleich bleiben; andre hingegen, wie ähnlich sie sich auch auf den ersten Blick zu seyn scheinen, dieser Eigenschaft ermangeln, d. h. wo keiner der verschiedenen Krankheitsfälle, welche die Nosologie ihrer nur scheinbaren Gleichheit wegen, mit Einem Namen bezeichnet, dem andern wirklich vollkommen gleich, identisch ist. Zu den erstern gehören die Syphilis, welche zwar im Laufe der Jahrhunderte an Intensität, nicht aber ihre eigentliche Gestalt verloren oder wesentlich geändert hat; die ächte Wollarbeiterkrätze, das ächte Scharlachfieber, die Menschenpocken, und einige wenige: in die letztgenannte Klasse gehören alle übrigen Krankheiten.

In dieser unläugbar stattfindenden Verschiedenheit der Krankheiten — 1) Krankheiten mit feststehendem und 2) Krankheiten mit veränderlichem Charakter — ist es auch begründet, daß es nur gegen die der erstern Klasse immerdar heilsame und gültige Spezifika geben kann; dahingegen dieß bei denen der zweyten Klasse, wenn wir sie nach ihren nosologischen Bezeichnungen betrachten, nur wenig oder gar nicht möglich ist.

Denn wie es schon naturwidrig ist, eine Reihe nur auf den ersten Blick mehr oder weniger ähnlicher, jedoch bei genauester Erforschung ihrer feinsten und ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten sehr wesentlich verschiedener Individuen (Krankheitsfälle), mit Einem Namen zu bezeichnen; so wird dieß Verfahren auch vielfach nachtheilig, indem es die Aussicht des Beobachters trübt, ihm den rechten Standpunkt verrückt und sein Auge verwöhnt, die Dinge zu sehen, wie sie das System, nicht aber wie sie die Natur und Wirklichkeit zeigt. Dieß wohl erkennend spricht sich hierüber so wahr als deutlich der treffliche Huxham in folgenden Worten aus. „Nihil sane in artem medicam pestiferum magis irrepsit malum, quam generalia quaedam nomina morbis imponere, iisque aptare velle generalem quandam medicinam.“ cf. Huxhami Opp. medic. Tom. I.

Indem nun ferner allein etwas Bestimmtem, sich immerdar Gleichbleibendem ein Bestimmtes, Gleichbleibendes mit gewissem Erfolge entgegengesetzt werden kann, und hingegen jeder, der es unternimmt, etwas

Bestimmtes einem vielfach Veränderlichen, was er, getäuscht durch einen, das Gleichbleiben seines Charakters fälschlich bezeichnenden Namen, für identisch in allen seinen Aeußerungen hält, entgegenzusetzen, seinen Zweck verfehlen muß; so kann es auch nur für Krankheiten von unveränderlicher Beschaffenheit bestimmte Heilmittel geben, so daß man mit Recht sagen kann z. B. Quecksilber heilt Syphilis, Schwefel Krätze u. s. w. Ganz anders verhält es sich jedoch bei Krankheiten, deren Namen eine Gruppe sich nur mehr oder weniger ähnlicher, keinesweges aber vollkommen gleichbleibender Krankheitsindividuen unter sich begreifen. Hier schließt eben die offenbar stattfindende Verschiedenheit der unter Einem Namen naturwidrig vereinigten Krankheitsfälle, deren jeder sich bey sorgfältiger Erforschung seiner Eigenthümlichkeiten von dem andern spezifisch abweichend zeigt, jedes, mehr dem Kollektivnamen, als dem individuellen Krankheitsbilde, mit gewissem Erfolge, entgegenzusetzende bestimmte Mittel aus. Hat z. B. der Zufall, der ja, in Ermangelung der wahren Erkenntniß des obersten Heilgesetzes, welches der spezifischen Heilbeziehung eines individuellen Krankheitsfalles zu einem Arzneistoffe zu Grunde liegt, nicht selten das Beste thut, ein Mittel finden lassen, welches, meist ganz gegen die Bestimmungen und Satzungen des Systems, irgend eine bedeutende Krankheit schnell, dauerhaft, vollständig und leicht heilte; so ist es thörigt, dann zu sagen: „Dieß oder jenes Mittel ist ein Spezifikum gegen die oder jene namentliche Krankheit, z. B. Belladonna gegen Hundswuth. Denn da, außer wo die Krank-

heit von immerdar feststehendem Charakter ist, der Name mehrere, in ihren feinsten Nuancen verschiedene, vorher keineswegs zu bestimmende Krankheitsabarten, deren jede als ein Individuum eigner Art pathologisch und therapeutisch, zu betrachten ist, in sich schließt; so liegt es am Tage, daß, wer dem Namen, als Andeutung der Identität der unter ihm begriffenen Einzelnheiten, fälschlich vertrauend, ein gepriesenes Spezifikum im nächsten ihm vorkommenden, namentlich gleichem Falle anwendet, wahrscheinlich nicht den geringsten Heilerfolg davon sehen wird, indem ja dieser Fall von dem, durch das Mittel wirklich geheilten, obgleich beide mit Einem Namen bezeichnet werdeu, wesentlich verschieden war, und also nicht von ihm beseitiget werden konnte. Und so geschieht es, daß ein solches Mittel bey vielfacher Anwendung vielleicht nur einigemale den Erwartungen entspricht, da es wohl seiner Natur nach, eine Art Hundswuth, eine Art Wechselfieber u. s. w. spezifisch zu heilen vermag, nicht aber die so vielfach verschiedene Nuancen der Hundswuthkrankheit, der Wechselfieber, welche unter diesen Namen begriffen werden und deren jede, als ein pathologisches Individuum, auch ihr genau entsprechendes spezifisches Heilmittel verlangt. Nur wenn der gegebene Krankheitsfall, in welchem sich das Mittel bereits spezifisch hülfreich bewiesen, in größter Aehnlichkeit wiederkehrt, was aber bei Krankheiten von nicht feststehendem Charakter nicht häufig geschieht, kann es sich von neuem bewähren. Wie verschieden die unter Einem Krankheitsnamen begriffenen Krankheitsindividuen sind, gehet überdem aus der Menge dagegen

aufgefundener spezifischer Heilmittel sattsam hervor, deren jedes doch nur in dem, ihm genau entsprechenden Falle spezifisch geholfen haben kann und mag, deren Anpreisung aber in sofern unbedachtsam, nutzlos, ja schädlich ist, als sie meist nur den Kollektivnamen der geheilten Krankheit, sehr selten jedoch oder nie die vollständige und wahre Beschaffenheit des individuellen Krankheitsfalles scharf und treu bezeichnet, was allein zu genauer Vergleichung mit anderwärts vorkommenden Fällen dieser Art, für die Kunst ersprießlich seyn könnte. Sie ist ferner nutzlos, indem sie keinen verständigen, auf sichern Gründen beruhenden Nachversuch, der ja doch nur bei ganz scharf bezeichneten Heilobjekten nützlich seyn kann, zuläßt; schädlich sogar, insofern sie zu grundlosen Versuchen und so zu jederzeit nachtheiliger Anwendung dem vorliegenden Krankheitsfalle nicht genau entsprechender Mittel veranlaßt. *)

Diese Betrachtungen führen zu der Ueberzeugung von der Möglichkeit spezifischer Mittel überhaupt, da aus ihnen hervorgehet, daß es bereits deren einige giebt, welche sich, in Folge der Beschaffenheit der von ihnen mit Bestimmtheit — spezifisch — zu heilenden Krankheiten, immerdar als solche bewährt ha-

*) S. Reil Fieberl. Th. 1. §. 129. „Wie oft rühmt ein Arzt ein gewisses Mittel, diese oder jene Kurmethode in einem Fieber, und ein Anderer, der sie nachahmt, findet sie nachtheilig. Warum? weil sie dieselbe bei verschiedenen Gattungen und Arten des Fiebers, die sie nicht unterschieden, anwendeten und daher verschiedene Resultate bekamen."

den; so wie daß viele andere vorhanden sind, welche nur dadurch in zweideutigem Lichte erscheinen, weil sie, ohne genaue Kenntniß und Bezeichnung ihres wahren Heilobjekts, mehr gegen Krankheitsnamen angewendet wurden und werden, als gegen die, unter ihnen fälschlich begriffenen vielfach verschiedenen Krankheitsfälle, und so, nur selten und durch Zufall ihren spezifischen Gegensatz treffend, und sicher heilend, nicht immer den an sich grundlosen Erwartungen entsprechen können.

Was der unsterbliche, ächt hippokratische Beobachter Thomas Sydenham in der oben angeführten Stelle so wahr als kräftig sagt, erkannten mit ihm durch Geist und Wissenschaft ausgezeichnete Aerzte älterer und neuerer Zeit, und die Möglichkeit ahnend, daß es für jede einzelne Krankheit ein sie sicher, einfach, schnell und dauerhaft heilendes — spezifisches — Mittel gebe, erachteten sie es für das Höchste und Wünschenswertheste in der Heilkunst, einen Weg zu kennen, auf welchem diese Mittel gefunden werden könnten. Denn wohl erkennend, daß alles, was in dieser Hinsicht Heilbringendes gefunden worden, bisher nur Gabe des Zufalls, nicht Resultat theoretischer Spekulazion, nicht das vorher zu bestimmende Ergebniß ärztlicher Systeme war, mit denen es vielmehr — ein schlimmes Zeichen für ihre Wahrhaftigkeit! — in offenbarem Widerspruch stand, von denen es nicht selten aufs heftigste angefochten wurde*) —

*) Man erinnere sich hierbei nur, wie die arabistisch-dogmatische Schule gegen das Quecksilber als Spezifikum gegen die, von ihr nie geheilte, wohl aber mit einer Menge der un-

sahen sie wohl ein, daß auf diesen Wegen das Ziel nimmermehr zu erreichen seyn werde.

Diese Ahnungen des Wahren, verbunden mit einer sorgfältigen Würdigung der eigenthümlichen Kräfte der Arzneien, veranlaßten hie und da die, freilich den Ansichten der generellen Therapie geradezu widerstrebenden Ideen von spezifischer Beziehung der Arzneistoffe zu den zu heilenden Krankheiten, welche wir, wiewohl aller Vollständigkeit, Sicherheit und Wissenschaftlichkeit er-

---

passendsten Substanzen methodice behandelter Syphilis, wie in der neuesten Zeit alle gangbaren Systeme eine geraume Zeit lang, gegen das Kuhpockengift als prophylaktisches Spezifikum gegen Menschenpocken, gegen Belladonna als Spezifikum gegen ächtes Scharlachfieber sich geberdeten. Ja, diese, auch nur Ein ächtes Spezifikum, selbst gegen die unbedeutendste Krankheit, aus ihrer eignen Kraft zu finden, unfähigen, hochgepriesenen, pathologisch-therapeutischen Systeme, verrückten, wenn sie ja die spezifische Wirkung eines Mittels nothgedrungen nicht läugnen, seine Anwendung nicht länger bestreiten und hindern konnten, den naturgemäßen Standpunkt, von welchem allein aus, unbefangen angesehen, der redlichen und sorgsamen Erscheinung viel Licht hätte kommen können; und die einfachen Thatsachen der ruhigen, naturtreuen Beobachtung entziehend, umgaben sie, was hell vor Augen liegt, mit einer, nach den verschiednen Theorien verschiedengefärbten Nebelhülle. Daher die tausendfach abweichenden Erklärungsarten der Wirkung bewährter Heilmittel; eine immer naturwürdiger als die andre, während die Natur in ihren Erscheinungen ihr Gesetz so laut und vernehmlich aussprach. Wer hieran zweifelt, frage die Geschichte der Medizin, sie wird ihm dieß und noch weit mehr beantworten.

mangelnd, in dem sogenannten Methodus specifica am deutlichsten ausgesprochen finden. Diese Methode faßt einzelne hervorstehende Eigenthümlichkeiten der Arzneistoffe auf, und bringt sie in oft sehr entfernte spezifische Beziehung zu ihnen mehr oder weniger ähnlichen einzelnen, an Krankheiten hervorragenden Erscheinungen, in der Ueberzeugung, so am treffendsten zu wirken. Wie wohl diese Ansichten schon sehr weit über die, rücksichtlich ihrer *Heilbestimmungen in* beklagenswerther charakterloser Allgemeinheit befangene generelle Therapie erhaben sind und der Natur um vieles näher stehen, als jene naturwidrigen Luftgebilde, so fehlen ihnen doch die ersten und unerläßlichsten Erfordernisse zu rationeller Krankheitsbeseitigung: vollständige und genaue Kenntniß der wahren Kräfte der Heilmittel; innige Bekanntschaft mit der wahren Gestalt der Krankheiten in ihrer Totalität, wie sie sich in der Wirklichkeit, als Individuen, zu erkennen geben; lebendige Erkenntniß des obersten Naturgesetzes, welchem jede spezifische Heilbeziehung der Mittel zu den Krankheiten streng unterliegt und welches allein jeder einzelnen Krankheit das ihr nächstverwandte, für sie spezifische Heilmittel mit Bestimmtheit entgegensetzen lehrt. Daher müßten die Bestrebungen dieser Methode, in Ermangelung einer festen, naturbegründeten Basis, überaus schwankend, ungewiß und von dem ersehnten Ziele weit entfernt bleiben. Denn wie sie die Heilmittel nur ganz einseitig, nach dem Einen, ihr bekannten, hervorspringenden Symptome betrachtet und die vielfachen anderweitigen Eigenschaften derselben, welche oft dem Hauptsymptome seine wahre

eigenthümliche Deutung geben, meist gänzlich übersieht; so faßt sie auch von der Krankheit nur Ein hervorstechendes Symptom auf, und vernachläßiget die übrigen, mit jenen in der engsten pathologischen Verbindung stehenden Krankheitszeichen nur zu sehr. So, den nicht ungerechten Vorwurf einer symptomatischen Behandlung (Kur des einzelnen Symptoms*) auf sich ladend, verirrt sie sich immer weiter vom Ziele. Denn wie nur durch genaue Berücksichtigung und Würdigung der Totalität beider, der Krankheits- und Arzneistoffsymptome, und nach Anleitung eines obersten Heilprinzips, ein sicher und vollständig helfendes — spezifisches — Heilmittel gefunden werden [illegible], ohne diesen Kompaß, nichts als Labyrinth[illegible] Irr[illegible] was durch zahlreiche Beispiele erweislich ist.

BOSTON MEDICAL LIBRARY JAN 15

Bei all dem Mangelhaften, welches wir an dieser Methode nicht verkennen [illegible], ist sie jedoch als schätzbarer Anfang [illegible] erste, wenn auch unsichre Schritt zur Wahrheit zu betrachten. Sie ist daher einer weit höhern Deutung, einer weit wissenschaftlichern Ausführung und Begründung fähig und wir wollen es versuchen, sie von diesem würdigern Standpunkt aus zu beleuchten; wobei sich uns zugleich der Weg zeigen und öffnen wird, auf welchem allein die rationelle Auffindung spezifischer Mittel für jeden Krankheitsfall statt finden kann.

---

*) Siehe hierüber: „Monita über die drei gangbaren Kurarten," in Hufelands Journal d. pr. Arzneikunst, 11ten Bandes 4tes Stück. 1801. Höchst lehrreich in vieler Hinsicht.

Schon im Obigen ist darauf hingedeutet worden, wie alle wahre Heilung auf einem gegenseitigen Verhältniß der Spezifizität, sowohl der Krankheiten als der Arzneistoffe begründet sey, wie nur durch sorgfältige Eruirung der Spezifizität beider, ihre wahre Natur zur Kenntniß gebracht, ihre Beziehung zu einander erkannt werden könne. Nicht minder sehen wir uns bewogen, ein oberstes Gesetz zu ahnen, welches die Verwandschaft und Heilbeziehung der Mittel zu den Krankheiten bestimmt und uns lehrt, beide, zu Erreichung der Heilzwecke, auf das angemessenste einander entgegen zu stellen. Was dort nur im Allgemeinen angedeutet wurde, wird in nachstehenden Sätzen bestimmt ausgesprochen, und überzeugen wir uns von ihrer Wahrheit, so werden wir bald den Weg finden, der aus dem Labyrinth gesetzlosen Schwankens auf die heitre Höhe naturgesetzlichen Handelns emporführt.

1) Jeder einzelne Krankheitsfall (ausgenommen die Krankheiten mit feststehendem Charakter, s. oben) zeigt sich der scharfsinnigen und naturtreuen Beobachtung als ein Individuum eigner Art, dessen Spezifizität sich in der Totalität seiner, nur ihm in dem Maaße, in dem Umfange eigenthümlicher Krankheitszeichen offenbart.*)

---

*) Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie naturgemäß und wahr dieser Grundsatz ist. Der ächte, von nosologischen Klassifikationen und Benennugen, wie von anderweitigen phantasiereichen Spekulazionen, und, was daraus hervorgeht, schwankenden Hypothesen, die er übrigens wohl kennt, unbefangene Beobachter überzeugt sich hiervon ohne Weiteres.

2) Jeder einzelne Arzneistoff verändert das Befinden des gesunden Menschen auf seine, nur ihm allein in dem Maaße, in dem Umfange, in der Verbindung, eigenthümliche Weise und bietet also bei seiner Reaktion auf den gesunden Organism ein künstliches Krankheitsbild dar, welches, aus den spezifischen Wirkungen des Mittels bestehend, als ein scharf abgesondertes Individuum zu betrachten ist. *)

Die Mineralogie, Botanik, Zoologie haben in ihren glücklichsten Perioden ihre Gegenstände äußerst scharf individualisiret und daher erfreuen sich diese Wissenschaften des Standpunktes, auf welchem wir sie mit Bewunderung erblicken. Nur die Medizin hat sich zu ihrem größten Verderben im oberflächlichen Beobachten und charakterlosen Generalisiren gefallen, ob ihr gleich, außer der, laut und beständig dazu anmahnenden Natur, ein glänzendes Vorbild lebendigster und naturtreuester Krankheitsbeobachtung und Zeichnung, Hippokrates, zum Muster hätte dienen können. Nur wenige nach ihm, z. B. Sydenham, Wichmann, zum Theil R. A. Vogel u. a. betraten diesen Weg. Es ist in der That sehr lehrreich, die Wege zu bemerken, auf welchen sich die Medizin nach und nach von der rein hippokratischen Naturbeobachtung zur vagen Charakterlosigkeit, von dem ihr allein heilbringenden Individualisiren zu dem, ihr vor allem verderblichen Generalisiren verirrt hat. Diese Wege führen aus der heitern Klarheit der Natur in die Nacht der Menschensatzungen. Der Vater der ärztlichen Hypothesenkünstler, Galen, betrat dies Labyrinth als einer der ersten, verirrete sich spurlos und willig folgten ihm die gläubigen Schaaren! Ausführlicheres hierüber s. in S. Hahnemanns Organon der Heilkunst, Dresd. 1819. 2te Aufl. §. 183 — 189.

*) S. hierüber S. Hahnemann a. a. O. §. 110 — 152.

Wenn es überhaupt möglich ist, daß Krankheiten durch Arzneistoffe geheilt werden; so muß es auch nothwendig ein Gesetz geben, nach welchem diese Individuen, — Krankheit und Arzneistoff — mit einander in eine solche Verbindung treten, daß hieraus Vernichtung des einen, der Krankheit, oder eigentlich beider, — denn sie heben sich beide gegenseitig auf — erfolgt. Es ist augenscheinlich, daß dies nur auf ihre spezifischen Eigenschaften begründet seyn kann. Bei genauer Erörterung dieses Gegenstandes findet es sich, daß die Arzneien den Krankheiten überhaupt nur auf nachbenannte dreifache Weise gegenüber treten können: 1. Entweder so, daß das Arzneimittel, seiner spezifischen Beschaffenheit nach, auf keine Weise mit den zu heilenden Krankheitsindividuen verwandt ist (allopathische, heteropathische Beziehung) oder 2. so, daß die Krankheitserscheinungen, welche ein Arzneistoff bei Gesunden eigenthümlich zu erregen vermag, denen des Krankheitsfalles gerade entgegengesetzt sind, z. B. das, tiefen Schlaf und Abstumpfung des Gefühls erregende Opium einem Krankheitsfalle, dessen Hauptsymptome Schlaflosigkeit und hohe Schmerzhaftigkeit sind, oder die harntreibende Squille Krankheiten mit verminderter Harnabsonderung, (enantiopathische Beziehung) oder endlich 3. so, daß zwischen der Totalität der Krankheitserscheinungen, welche eine gegebene Krankheit der Beobachtung darbietet, und denen, welche ein Arzneistoff an Gesunden bewirkt, die größtmöglichste Aehnlichkeit (nicht Gleichheit) und somit die innigste Verwandschaft statt findet (homöopathische Beziehung). In diese drei

wendung dieser Beziehung zu den schädlichsten Täuschungen, zu Scheinkuren, zu palliativer, d. h. scheinbarer Verminderung, jedoch jedesmal reeller Verschlimmerung der Krankheiten. Es bleibt daher nur die homöopathische Beziehung übrig. Das unverkennbare Naturgesetz, daß sich in der dynamischen Welt zwei sehr ähnliche Kräfte, wenn sie sich unter gewissen Verhältnissen begegnen, einander schnell und dauerhaft aufheben und indifferenziren, macht diese Beziehung zu der naturgemäß heilenden. Die Gültigkeit dieses Naturgesetzes läßt sich in allen Richtungen der Dynamis nachweisen; in der mechanischen, wie in der vital-somatischen und psychischen Sphäre. Bei Heilung der Krankheiten, in so fern sie, fast ohne Ausnahme, durchgehends Produkte eigenthümlicher Verstimmungen der Lebenskraft sind, und also auch nur dynamischen, wie rein chemischen Gesetzen unterliegen, findet dieß Gesetz seine volle Anwendung, welche durch genaue Kenntniß der spezifischen Eigenschaften, der Physiognomieen der sich einander entgegen zu setzenden Objekte, Krankheit und Mittel, möglich und ausführbar wird. Und in der That belehren uns auch alle Arzneistoffe, welche die Erfahrung als Spezifika bewährt hat, daß sie nach diesem Gesetze wirken, denn jeder derselben ist fähig, bei Gesunden eine Arzneikrankheit hervorzubringen, sehr ähnlich derjenigen ursprünglichen Krankheit, welche wir von ihm spezifisch geheilt sehen, und es läßt sich wohl behaupten, daß jeder Arzneikörper sein Spezifikum in irgend einer ihm spezifisch entsprechenden Krankheit werden kann, wenn sich beide in der naturgesetzlichen Beziehung begegnen.

Al[illegible] bis jetzt bekannten Spezifika sind dies nach dem Gesetz der Homöopathie! Hieraus leuchtet es ein, daß das, jeder wahren und naturgemäßen (spezifischen) Heilung zu Grunde liegende Gesetz also lautet: Wähle, um sanft, schnell, gewiß und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arznei, welche ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) für sich erregen kann, als sie heilen soll. Und so im Besitz der Erkenntniß dieses obersten Heilgesetzes finden wir leicht den Weg, auf welchem das schöne, von den trefflichsten Aerzten aller Zeiten geahnete Ziel, für jede einzelne Krankheit ein ihr spezifisch angemessenes Heilmittel nach festen Gründen wählen zu können, wohl zu erreichen ist. Dies geschieht, indem wir mit gänzlicher Beiseitesetzung aller anderweitigen Berücksichtigungen, die individuelle Physiognomie jedes einzelnen Krankheitsfalles scharf, treu und vollständig in's Auge fassen und ihn, in jeder Beziehung, als ein für sich bestehendes Individium betrachten, — und uns bestreben, die vielfach verschiedenen Arzneistoffe eben so wie die Krankheiten, ihren spezifischen Eigenthümlichkeiten nach kennen zu lernen, was wir allein durch redliche und scharfsinnige Beobachtung der krankhaften Erscheinungen, welche sie, jeder auf seine eigene und besondere Weise, bei Gesunden hervorbringen, vermögen. Stehen uns nun die scharf- und treu gezeichneten Physiognomieen beider, der Krankheiten und der Heilmittel, lebendig vor Augen, so bedarf es nur einer sorgfältigen und verständigen Anwendung des obersten Heilgesetzes, um für

jedes Krankheitsindividuum das ihm in innig[illegible] Heilbeziehung nächstverwandte Arzneistoffindividuum, als sein wahres spezifisches Heilmittel, in Folge der naturgemäßen Zusammenstellung der wohlerkannten spezifischen Eigenschaften beider, welche allein durch scharfsinnige und gewissenhafte Forschung erkannt werden können, zu finden.

So wird das jeder Krankheit angemessenste, spezifische Heilmittel, was bisher in seltenen Fällen, meist in offenbarem Widerspruch mit den gangbaren Systemen zufällig gefunden worden, hier mit vorherzubestimmender Gewißheit nach ewigen Natur-Heilgesetzen vernünftig gewählt und so, wenn schimmernde Luftgebilde dem einfach wohlbegründetem Bau nicht vorzuziehen sind, das wünschenswertheste in der Kunst, deren höchster Zweck ist, Krankheiten zu heilen, im weitesten Umfange krankhafter Erscheinungen, glücklich erreicht.

Es liegt am Tage, daß, um für jeden der unzählichen Krankheitsfälle ein, ihm genau entsprechendes spezifisches Heilmittel zu wählen, eine ungemein ausgebreitete und vollständige Kenntniß der spezifischen Eigenschaften einer ausnehmend großen Anzahl Arzneistoffe erfoderlich ist.

So lange wir noch nicht im vollständigen Besitze dieses Kenntnißschazes sind, so lange wir uns noch mit dem, was bis jezt zu unserer Kenntniß gekommen, wie bedeutend es auch ist, begnügen müssen, so lange wird es noch Fälle geben, für welche sich un-

ter den bekannten Arzneien kein, ihnen so entsprechen- des finden läßt, als es zu vollkommen spezifischer Heilung erforderlich ist. Jedoch auch hier vermag eine theilweise homöopathische Tilgung der Krankheit gar vieles; es wird dann unter den bekannten Arzneistoffen derjenige ausgewählt, welcher dem gegebenen Krankheitsfalle wo nicht ganz, doch möglichst, entspricht, und welcher, gehörig angewendet, schon eine bedeutende Verminderung der Krankheit herbeiführt. Indem nun für den noch nicht getilgten Rückstand der krankhaften Erscheinungen das jetzt zunächst passende Mittel, ebenfalls homöopathisch gewählt und angewendet wird, gelingt es, wiewohl durch einen Umweg, doch mit gewohnter Sicherheit und Bestimmtheit, auch diese Krankheiten zu heilen, wenn die Besonderheit des Krankheitsfalles nicht so gestaltet ist, daß ihr keines der zu Gebote stehenden Heilmittel auch nur einigermaßen entspricht; wo dann freylich die Heilung auf diesem Wege so lange unmöglich bleibt, bis ein, mit dieser Krankheit in spezifischer Beziehung stehendes Mittel aufgefunden wird. Glücklicherweise ereignen sich jedoch diese Fälle nur selten. Kann man auch, wo theils wegen Mangel an dem die Totalität der gegebenen Krankheit dekkenden Mittel, theils wegen gewisser, noch nicht gehörig gekannter pathologischer Verhältnisse für einen Krankheitsfall nicht Ein ihn allein und ohne Mitwirkung anderer ganz vernichtendes Heilmittel gefunden werden kann, von keinem der mehreren nothwendig gewordenen und in bestimmter Reihenfolge mit jedesmaliger Verminderung des Symptomenkomplexes angewendeten Arz-

neistoffe sagen, es sei das spezifische Heilmittel dieser Krankheit in ihrer Totalität; so steht doch jedes derselben mit dem Theile der Krankheit, dessen Symptome ihm homöopathisch entsprechen, in spezifischer Beziehung, und verdient demnach, obgleich nur relativ, diesen Namen, wenn überhaupt an Namen etwas gelegen ist.

Wenn der Besitz spezifischer Mittel mit Recht als das Wünschenswertheste, die Kunst, sie für jede einzelne Krankheit mit Bewußtseyn (rationell), nicht als Gabe des Zufalls, aufzufinden, als das höchste Ziel der Heilkunst erachtet wird; so kann der Weg, der zu diesem Ziele führt, doch wahrlich kein Irrweg seyn. Und warum nun diesen Weg eigensinnig verschmähen, den die Stimme der Natur, der Heilkunst höchsten Meisterinn, den die vor aller Augen liegenden Thatsachen — (man werfe nur einen unbefangenen und aufmerksam-vergleichenden Blick auf die bewährtesten Spezifika und die durch sie mit Gewißheit heilbare Krankheiten!) — und somit die Erfahrung, diese treue Bestätigerinn gesunder Ideen, naturbegründeter Wahrheiten, heiliget und als den sichersten, kürzesten, ihr gewissesten zeigt? Warum diesen Weg verschmähen, den in Manches Auge der einzige Vorwurf treffen mag, (wenn dieß Vorwurf ist) daß er sich eben und ohne Fährlichkeiten, hell und freundlich, dahin zieht und auf dem der bescheidene Wanderer festen wohlbedächtigen Schrittes dem Ziele zueilt, an welchem die Natur selbst, dem in ihrem einfach klarem

Geiste Handelnden, durch sichres Gelingen des höchsten, edelsten Beginnens, den schönsten Lohn schenkt; — das schöne Ziel von den edelsten Geistern aller Zeiten geahnet und ersehnet, doch nur dem naturtreuen Streben, nie sophistischer Spekulazion oder dem kühnsten Aufsluge der Phantasie, am wenigsten dem blöden Auge der Parempirie erreichbar.

---

willkührliches Harnen erregte. Kurzes, schnelles, geräuschvolles Athmen mit sichtbarer Beklemmung der Brust. — Fast beständige schreckhafte Phantasieen, Delirien wilder Art. — Bei gänzlichem Mangel an Schlaf und beständigem vergeblichem Haschen danach, höchste Unruhe, Angst, agonisirendes Umherwerfen. — Die ersten 7—8 Stunden sah sie alles doppelt, und was sie sah, hatte einen übermäßig hellen Glanz, wobei die Augen — die Albuginea — leicht entzündet, und gläsern, funkelnd, die Pupillen sehr verengert waren; — späterhin erschien ihr alles hellroth, dann nach einigen Stunden, feurig, purpurroth; wogegen nach 14 Stunden allmählig ein amaurotischer Zustand eintrat, in Folge dessen sie bei sehr erweiterten Pupillen, anfangs alles ganz bleich, dann wie in einen grauen Nebel gehüllt sah, bis sich so stufenweise die Sehkraft dergestalt immer mehr verlor, daß sie, unter den lautesten Klagen, an einem ganz dunkeln Orte zu seyn behauptete, obgleich das Zimmer hell erleuchtet war.

So fand ich die Kranke, welche bis hierher ganz und gar sich selbst überlassen, jedoch unter treuer und verständiger Pflege, ohne alle ärztliche Hülfe, und entfernt von allen störenden Einflüssen geblieben war.

Wie höchst bedeutend und gefahrdrohend dieser Zustand sei, mußte Jedem in die Augen springen, dem nur einigermaßen scharfe Beobachtungs- und richtige Beurtheilungsgaben zu Theil geworden. Nur durch Anwendung der, für diesen höchst sonderbaren individuellen Krankheitsfall ganz genau passenden Heilmittel, konnte eine günstige Veränderung bewirkt werden; von

der Heilkraft der sich selbst überlassenen Natur war unter diesen Umständen schwerlich etwas Erfreuliches zu erwarten.

Nach genauer und ruhiger Erforschung der wahren Gestalt der Krankheit, wie sie sich durch die Summe ihrer wahrnehmbaren Zeichen der Beobachtung zu erkennen gab, und unbekümmert nur einen ihr etwa zu gebenden Namen — Kindbetterinnenfieber oder wie sonst — wählte ich nun das ihr genau entsprechende — für sie spezifische — Heilmittel nach Anleitung des homöopathischen Gesetzes.

Alles deutete auf Belladonna, deren eigenthümliche Wirkungen auf den gesunden Organismus in größter Aehnlichkeit mit den hier als ursprüngliches Leiden erscheinenden Symptomen sich deutlich zeigten, was eine redliche Gegeneinanderstellung derselben, wie sie im 1sten Bande der reinen Arzneimittellehre dargestellt sind, bestätiget finden wird.

Bei der ungeheuren Kräftigkeit der Belladonna und der Entwickelung der, den Organismus gewaltig beherrschenden und fast erdrückenden Krankheit, konnte jedoch nur eine äußerst kleine Gabe dieses, hier genau homöopathisch passenden Mittels mit gewissem günstigem Erfolge und ohne Nachtheil gegeben werden, weswegen ich mich veranlaßt sah, der Kranken nur einen sehr kleinen Theil eines Tropfens, welcher den octillionsten Theil eines Grans Belladonna enthielt, zu reichen, als welche Menge ich schon früher als diesem Stande der Erregung erfahrungsmäßig angemessen gefunden hatte.

Der glücklichste Erfolg krönte dieß Unternehmen. Eine halbe Stunde nach Empfang der bezeichneten Gabe Belladonna verfiel die sonst so ruhelose, von der peinlichsten Schlaflosigkeit gequälte Kranke in einen sanften Schlaf, während dessen sich die unverkennbarsten Zeichen beginnender Besserung kund machten. Das vom empfindlichsten Schmerz verzerrte Gesicht wurde allmählig ruhig und klar, das sonst kurze, schnelle und beklommene Athmen freier und leichter, die sonst brennende Hitze und glühende Röthe des Gesichts, so wie die Kälte der Hände lösten sich in eine mehr temperirte Wärme auf. Nach zweistündigem Schlaf erwachte sie, ihrer Aussage nach, wie neugeboren, der Kopf war ziemlich frei, der Mund auch ihrem Gefühl nach (wie früher schon in der That) feucht, das Auge hell, sie erkannte jetzt wieder die sie umgebenden Gegenstände, wenn auch noch trüb, doch ziemlich bestimmt, der Unterleib war weit weniger schmerzhaft, das wehenartige Zwängen nach den Geschlechtstheilen weit seltener, und weit geringer, der Blutabgang mäßig, das Blut selbst viel weniger übelriechend und hellroth = flüssiger, die Fieberhitze unbedeutend.

Und so schritt die Heilung von Stunde zu Stunde immer weiter vorwärts, ein Symptom nach dem andern minderte, verlor sich, so daß sie nach Verlauf von 16—18 Stunden, bis auf einige, nicht übergroße Ermattung, gesund war. Die sehr lang dauernde Heilwirkung der Belladonna vollendete dann in kurzer Zeit die Genesung auf das vollkommenste, so daß es weder ei-

nes zweyten Mittels, noch einer zweyten Gabe des ersten bedurfte.

Eine unbefangene nähere Beleuchtung dieses merkwürdigen Krankheitsfalles und seiner Heilung läßt der etwa entstehenden Vermuthung, als habe hier ein günstiger Moment von außen her, oder eine wohlthätige Krisis der Natur, abgesehen von dem gereichten Mittel, die schnelle und dauerhafte Heilung bewirkt, keinen Raum. Denn so wie ich gewiß versichert bin, daß vor und nach dem Einnehmen der Belladonna, alle und jede arzneyliche Einflüsse von der Kranken streng entfernt geblieben sind, also von dieser Seite keine Heilwirkung möglich war; so widerstreitet es auch der Erfahrung, daß bei einer Krankheit dieser Art, und in diesem Stadio, eine so schnell und vollkommen die Genesung herbeiführende Krisis eingetreten sein sollte.

Der bald nach Empfang der Arznei entstandene Schlaf kann durchaus nicht als eine freiwillige Krisis der Natur angesehen werden; sondern er war reine Heilwirkung der Belladonna, welche, bei Gesunden selbst eine so peinliche schlaflose Unruhe bewirkend, dieß hier statt findende ähnliche Krankheitssymptom vorerst homöopathisch berührte und verletzte, und so den wohlthätigen Schlaf herbeiführte, in dessen Verlauf, bei immer fortgehender Wirkung des Mittels, nach und nach immer mehr Symptome verschwanden, bis die Krankheit in ihrer Totalität gründlich beseitiget war.

Es ist eine täglich zu machende Erscheinung, daß bei den meisten akuten, selbst bei sehr schmerzhaften und mit großer Unruhe verbundenen chronischen Krankheiten,

sehr bald nach Reichung der ganz kleinen Gabe des homöopathisch genau passend gewählten Arzneimittels, ein erquickender Schlaf eintritt, welcher, wie er selbst unmittelbare Heilwirkung ist, gar viel zur schnellen und leichten Beseitigung der ganzen Krankheit beitragen mag, da die meisten Kranken aus ihm wie neugeboren, und mit sehr geminderten Leiden zu erwachen pflegen.

So bleibt denn also der unbefangenen, partheilosen Beobachtung kein erheblicher Zweifel übrig gegen diese, nach den Gesetzen der homöopathischen Heilkunst bewerkstelligten und mit gewissenhafter Treue niedergeschriebene Heilung einer so merkwürdigen akuten Krankheit.

II.

C. F. Prediger zu M. bei Naumburg, ein 44jähriger robuster Mann, litt seit dreyzehn Jahren, angeblich in Folge einer unzweckmäßig behandelten akuten Unterleibskrankheit, an nachbeschriebenem Uebel, wogegen er bereits die Hülfe vieler zum Theil bekannter Aerzte, jedoch erfolglos, gesucht hatte.

Die Verschiedenheit der ärztlichen Ansichten hatte sehr verschiedene Behandlungsweisen dieses chronischen Uebels veranlaßt; denn wenn der Eine, Brustwassersucht darinnen erkennend, Digitalis purpur. und dergleichen dagegen verordnet hatte, so sah es ein Zweyter für Verschleimung der Lungen an, die er am kräftigsten mit Antimonialien, und Squilla bekämpfen zu können glaubte; ja ein Dritter hielt die Krankheit für rein krampfhaft und ließ Asa foetida, Valeriana und dergl. in Menge

brauchen, während ein Vierter ihren Sitz im Unterleibe und ihr Wesen in Verstopfung und Verschleimung der feinen Gefäße suchte und mit allen erdenklichen Neutralsalzen, auflösen sollenden Extrakten, Lavements und dergleichen Herrlichkeiten, gegen diesen verborgenen Feind gewaltig ankämpfte; wogegen ein Fünfter und Sechster sich überzeugt hielten, daß sie in reiner Schwäche begründet sey, daher der Eine, mehr sogenannten diffusibeln, flüchtigen Reizen hold, dem Kranken häufiges Weintrinken anempfahl, der Zweite durch Bestuchefsche Eisentinktur den Unglücklichen nahe an den Rand des Grabes brachte.

Unter diesen Umständen an aller ärztlichen Kunst und ihrer reellen Hülfsleistung verzweifelnd, suchte er, mehr von Freunden und Verwandten dazu bewogen, als aus eigenem Antriebe, den 22sten September 1815 meine ärztliche Hülfe, wo ich dann, nach genauester Erforschung seiner ganzen Individualität, sein Befinden folgendermaßen gestaltet fand.

Kurzäthmigkeit; — beim Gehen und anderweitigem, nur einigermaßen angestrengtem Bewegen, sogleich Zusammenschnürung der Brust mit Luftmangel, welcher ihn stehen zu bleiben und zu ruhen nöthigte. — So wie er Abends ins Bett zu steigen versucht, sogleich erstikkende Engbrüstigkeit, welche ihm, sich niederzulegen, unmöglich macht; er muß das Bett verlassen und auf einem Stuhle sitzend schlafen. — Nach Mitternacht, gegen Morgen zu, erhöhete Erstickungsanfälle; er kann nun auch nicht mehr sitzen, muß vom Stuhle aufstehen, sich mit den Händen auf den Tisch stämmen und

in dieser Stellung die Beendigung des stundenlang dauernden Paroxysmus abwarten. Dabei schnürt es ihm quer über die Brust gewaltsam zu, mit drückend-spannendem Schmerz in der Brust, das Athmen ist äußerst erschwert — als läge eine große Last niederdrük-kend auf der Brust — langsam und mit hellpfeifenden Tönen begleitet. — Hierzu gesellt sich sehr oft ein trockner, äußerst angreifender Husten, dessen Stöße er sehr schmerzhaft im Kopfe und im Unterleibe fühlt und welcher ihn sogleich athemlos macht. Dabei ungeheu-re Beängstigung und peinliches Gefühl durch den ganzen Körper. — Mangel an Appetit, Speisen eckeln ihn an, und wenn er etwas genießt, so ist er bei den ersten Bissen übersatt, und voll. — Die Speisen haben kei-nen rechten Geschmack, fad, trocken. — Großer Wi-derwille gegen schwarzes Brod und Fleisch. — Im Munde beständig klebrig, trocken, schleimig, ohne eigent-lichen Durst. — Fader, ekler Geschmack so vor sich, welcher jedoch früh nach dem Erwachen oft faulig ist. — Oefteres Zusammenlaufen wäßrigen Speichels im Mun-de (Würmerbeseigen) mit höchst peinlicher Uebligkeit und Brecherlichkeit, besonders früh. — Beständiges Aufstoßen (Aufrülpsen) bloßer Luft, besonders nach dem gering-sten Speisegenuß. — Sodbrennen und saures, ätzendes Aufstoßen. — Nach dem Genuß der leichtverdaulichsten Speise sogleich ungemeine Auftreibung des Unterleibes, mit drückendem Schmerz in der Herzgrube, welcher mit einer unleidlichen Beängstigung und Beklemmung ver-bunden ist. — Gefühl, als lägen die Kleider zu fest an und beengten den Unterleib. — Aeußerst häufig erzeug-

te und stockende Blähungen (Blähungskolik). — In der Lebergegend ein drückend stechender Schmerz; besonders beim Berühren dieser Stelle, Bewegen und Tiefathmen. — Verstopfung, nur selten und mit großer Anstrengung geht etwas harter, schwarzer, bisweilen mit Schleim und Blut gemischter Koth ab. — Mit der Verstopfung wechselt öfters eine unangenehme Dünnleibigkeit; unter beständigem Zwängen gehen nur kleine Quantitäten schleimigen Stuhlgangs ab. — Oefteres Lassen wasserhellen Harns in geringer Menge. — Schwindliche Benommenheit des Kopfes, besonders früh, beim Vorbücken, beim Gehen, in freier Luft, und beim Nachdenken, mit drückendem Kopfweh in der Stirn. Stockschnupfen mit Fließschnupfen schnell abwechselnd; dabei benommen und düster im Kopfe. — Große Ermattung, Erschlaffung; er möchte immer liegen, weil ihn jede Bewegung angreift und Beschwerde erregt. — Scheu vor freier Luft; sie ermüdet ihn, erzeugt eine Menge widriger Empfindungen, namentlich Frösteln und Kopfweh. — Oefteres Erschrecken im Schlafe; er erwacht über einem schreckhaften, erschütternden Zusammenfahren. — Aengstliche, fürchterliche Träume, wobei er sich unaussprechlich quält. — Kalte Füße. — Aufgedunsenes, erdfahl-gilbliches Gesicht. — Höchst verdrießliche Gemüthsstimmung, zu heftigem Zorn aufgelegt, aufbrausend, so daß ihn das Geringste unangenehm bewegt und in Harnisch bringt. — Jede Aergerniß fühlt er durch den ganzen Körper; die Engbrüstigkeit wird dadurch ungemein vermehrt und in den Füßen entsteht eine Art Lahmigkeitsgefühl. — Aengst-

lich, verzweifelnd, peinlich. — Unaufgelegt zu freithätigen Geistesarbeiten; sie greifen ihn sehr an, und gerathen dennoch nicht. — Früh nach dem Erwachen und nach dem Aufstehen fühlt er sich körperlich und geistig am unwohlsten. —

Seine Lebensweise war bisher freilich nicht naturgemäß gewesen. Seiner krankhaften Abneigung gegen Bewegung und freie Luft allzusehr nachgebend, hatte er beide gemieden. Eben so hatte er, was ihm hie und da palliative Hülfe geleistet, viel und starken Kaffee, mitunter auch, jedoch sehr mäßig, Wein getrunken. Sonst war seine Diät einfach und unschädlich.

Jetzt war es vor allem nöthig, den Kranken zur Natur zurückzuführen und ihm, als den Grund jeder gründlichen Heilung, eine angemessene Lebensordnung vorzuzeichnen. In dieser Hinsicht machte ich es ihm zur heiligsten Pflicht, stellte es ihm als unerläßliche Bedingung möglicher Genesung vor, sich täglich mehrere Stunden ganz im Freien angemessene Bewegung durch Gehen, Holzsägen u. dergl. zu machen, was ihm Anfangs sehr schwer fiel. Zu gleicher Zeit veranlaßte ich ihn, den, gerade in diesem Uebel so höchst nachtheiligen Kaffee sich abzugewöhnen, doch nur allmählig, da er, seit seiner Kindheit an diesen, so tief in das organische Leben eingreifenden Trank gewöhnt, ein plötzliches Entbehren desselben nicht ohne Nachtheil seiner Gesundheit ertragen haben würde. An dessen Statt ließ ich ihn, nach völliger Entwöhnung vom Kaffee, gelind geröstete, gemahlene und sonst wie Kaffee behandelte Ka-

kaobohnen trinken, welche, meinen Erfahrungen zu Folge, wenn sie nicht zu sehr geröstet sind, ein reinnährendes, nicht arzneiliches Getränk abgeben, welches mit Zucker gemischt, von den Kranken sehr gern und ohne allen Nachtheil genossen wird.

Im übrigen wurden nur ganz einfache, rein nährende Speisen und Getränke erlaubt, und unangenehme geistige Einwirkungen möglichst entfernt.

Nachdem er einige Wochen diese Vorschriften befolgt und soweit den Grund zu einem naturgemäßen Leben gelegt hatte, unterwarf ich ihn einer nochmaligen genauen Erforschung des gegenwärtigen Symptomenkomplexes seiner Krankheit, wobei es sich zeigte, daß sie sich im Ganzen nicht wesentlich verändert, nur in Folge des naturgemäßen Lebens in einigen Beziehungen, intensiv vermindert, jedoch immer noch bedeutend und drohend genug waren, um die angemessenste und kräftigste Hülfe der Kunst zu fordern. Er empfing daher 1 Quintilliontel Gran Nux vomica. Bald nach dem Einnehmen der so höchst kleinen Gabe dieses, nach Anleitung des homöopathischen Gesetzes, und in Folge der von ihm (in größeren Gaben) an Gesunden beobachteten, dem gegenwärtigen Krankheitsfalle sehr ähnlichen Arzneisymptome treffend gewählten Mittels, empfand er, als sichres Zeichen der nahen Beziehung der Arznei zu der Krankheit und des gegenseitigen kämpfenden Berührens Beider, eine merkliche Erhöhung seiner Leiden, so daß früher nur dunkel gefühlte Symptome,

jetzt wohl bemerkbar wurden. Diese künstliche (homöopathische) Krankheitserhöhung dauerte jedoch nur einige Stunden, und war, selbst in ihrer höchsten Entwickelung, keineswegs so beschaffen, daß sie zu Besorgnissen hätte Anlaß geben können. Schon die folgende Nacht fühlte er sich sehr erleichtert; die Spannung des Unterleibes war bedeutend gemindert, Blähungen gingen leichter ab, der Athem war freier, der Erstickungsanfall schwächer, kürzer. Mit jeder Stunde verloren sich immer mehr Symptome, so daß er, was seit vielen Jahren nicht der Fall gewesen war, die nächstfolgende Nacht fast ohne Asthma zubringen konnte und früh, ohne künstliche Beförderung, einen ziemlich normalen Stuhlgang hatte.

So schritt die Heilung stark und unzweideutig mit schnellen Schritten immer weiter vor, so daß nach Verlauf der Wirkungsdauer der Krähenaugen, welche sich, als Heilwirkung in einer, selbst so kleinen Gabe, ungestört von beeinträchtigenden Einflüssen, vielfachen und sichern Erfahrungen zu Folge, auf mehrere Wochen hinaus erstreckt, diese, so höchst chronische Krankheit in allen ihren Theilen vollkommen gehoben war. Jetzt vermochte er die ganze Nacht hindurch im Bette ruhig zu liegen und zu schlafen, jetzt war der Stuhlgang freiwillig, leicht und normal, der Appetit gut, der Unterleib frei; die Engbrüstigkeit war ganz verschwunden; ja er konnte Berge steigen, ohne Beklemmung zu fühlen. Die Gesichtsfarbe wurde rein, klar, munter, das Gemüth heiter und aufgelegt zu angenehmen und geistigen

Beschäftigungen, ein, ihm so lange fremdes Gefühl von Wohlseyn erquickte ihn.

Wäre die Krankheit weniger alt, d. h. dem Organism weniger eigenthümlich gewesen; so würde diese Eine Gabe des, die Totalität des Uebels genau und vollständig ansprechenden Mittels (Nux vomica) hingereicht haben, ihn für immer davon zu befreien. So aber bedurfte es einer zweiten, drei Wochen nach der ersten gereichten Gabe desselben Arzneistoffes, welche denn nach einigen Monaten wiederholt wurde, die Anlage zu diesem eigenthümlichen Uebel gänzlich zu vernichten. *) Unter gewissenhafter Führung eines naturgemäßen Lebens, erfreuet der Genesene sich bis diesen Tag einer festen und ungestörten Gesundheit, deren wohlbegründete Stärke sich zu verschiedenenmalen unzweideutig bewährt hat, indem mehrere, mit den nachtheiligsten Einwirkungen — Schreck, Angst, Bekümmerniß — verbundene Unglücksfälle nicht vermochten, sie zu erschüttern, da doch früher, vor der homöopathischen Behandlung, jeder, wenn auch schwache Affekt, sogleich die drohendsten Ausbrüche seines Uebels herbeiführte.

Die Gründe zur Wahl der Krähenaugen als s p e z i f i s c h e s Heilmittel dieses i n d i v i d u e l l e n Krankheitsfalles, liegen deutlich genug vor Augen in den Arzneiwirkungen, welche diese höchst kräftige Substanz am Gesunden eigenthümlich zu erregen vermag, und deren

---

*) Siehe hierüber Organon der Heilkunst v. S. Hahnemann 2te Aufl. §. 272. sq.

ausführliche Darlegung im 1sten Bande der reinen Arzneimittel-Lehre zu finden ist, woraus, wer mit dem so naturwahren als einfachen Gesetz der homöopathischen Heilkunst überhaupt vertraut ist, gar leicht die hieher gehörigen Symptome erkennen kann.

Die Bestimmung der Gabe beruht auf der unzweideutigen Wahrnehmung, daß, wo dies Mittel, wie hier, genau paßt, die Krankheit einen hohen Grad erreicht hat und den sehr angegriffenen Organism stark beherrscht, (wo also die Empfänglichkeit dafür ungemein gesteigert ist —) die Gabe eines Quintilliontel Grans, jedesmal hinreichend (oft noch zu groß) ist, den Heilzweck vollkommen zu erreichen. Es würde thörigt seyn, nach dieser, aus sorgfältiger und vielfacher Beobachtung genommenen Ueberzeugung, eine größere Gabe davon zu reichen, oder sie öfter zu reichen, als eben nöthig ist. Es giebt nicht selten Fälle ungemeiner Erregung und Angegriffenheit, wo sie noch weit mehr verkleinert angewendet werden muß.

Diese, in vielfacher Beziehung merkwürdige und lehrreiche Krankheits- und Heilungsgeschichte giebt reichlichen Stoff zu Betrachtungen, unter welchen sich dem unbefangenen Forscher die Ansicht am ersten und stärksten aufdringt, daß es zur schnellen und sichern Heilung der schwierigsten Krankheiten weder der nie wahrhaft zu erlangenden Kenntniß ihres sogenannten innern Wesens oder ihrer innern Ursache, noch der Feststellung ihres nosologischen Namens und einer Menge ande-

rer hypothetischer Ansichten und Bestimmungen bedarf, sondern einzig und allein der ruhigen und scharfsinnigen Beobachtung der Totalität der Zeichen, wodurch sie sich, als das, was sie wirklich ist, als ein für sich bestehendes, individuelles Leben, zu erkennen giebt. Auf diese wahrhafte Erkenntniß der Krankheit gründet sich dann die Wahl des ihr genau entsprechenden Mittels, dessen wahre Eigenthümlichkeit auf demselben sichern Wege ruhiger Beobachtung zu Tage gefördert worden ist, und nun nach dem ewigen, allgültigen Gesetz der Homöopathie ächt rationell angewendet wird.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Homöopathische Heilungen.

Dargestellt vom Dr. W. Groß
in Jüterbogk.

I.

H.... ein Landmann von etlichen und vierzig Jahren, robuster Konstitution, ward bei einer Ruhrepidemie im Spätsommer 1819 auf das heftigste von dieser Krankheit ergriffen. Bis zum 6ten Tage geschah von ärztlicher Seite gar nichts, jetzt aber ward ich gerufen und fand folgendes

Krankheitsbild.

Entsetzliche Leibschmerzen, als würden die Gedärme zerschnitten; eine ruhige Lage im Bette milderte sie nur wenig, aber unerträglich heftig wurden sie, wenn er zu Stuhle gehen mußte, was im Anfange der Krankheit etwa aller 4 Stunden geschehen war. — Bei ungeheurem Stuhldrange, als sollten alle Gedärme herausgepreßt werden, konnte er doch nichts verrichten und nach langem Pressen erfolgte nur etwas Schleim, mit Blut gemischt, nach dessen Ausgange der Stuhlzwang jedesmal heftiger ward. — Der Stuhlzwang mehrte sich

noch, wenn er vom Stuhle aufstand und ließ nur allmählig nach, wenn er sich wieder in's Bett gelegt hatte. — Während dem Ruhrstuhle brach ihm heißer Schweiß an der Stirne aus, der bald kalt und klebrig ward. — Das Uebel hatte sich täglich gemehrt und war jetzt — am 6ten Tage am höchsten gestiegen; er mußte nämlich in Einer Nacht (und Nachts war es am ärgsten) gegen siebenzig Mal zu Stuhle gehen, wobei sich weit mehr Blut in den Abgängen zeigte, als anfänglich. — Gänzliche Schlaflosigkeit. — Die Kräfte waren aufs tiefste gesunken; ohne fremde Beihülfe konnte er das Bett nicht mehr verlassen. — Der Puls sehr beschleuniget, matt; die kalten Schweiße hatten zugenommen. — Die Abgänge korrodirten den After und verursachten schmerzliches Brennen. — Der Kranke verzweifelte an seinem Leben.

Therapie.

Die Ueberzeugung, daß die hohe Entkräftung, die kalten Schweiße, der gesunkene Puls, hier mehr sekundäres Leiden wären, abhängig von dem krankhaften Urzustande, der großen Menge abgeänderter Stuhlabgänge, verbunden mit dem höchst lästigen Stuhlzwange und den, die Lebenskraft erschütternden Schmerzen: diese Ueberzeugung ließ mich ein Mittel wählen, welches den letztern Zufällen am meisten entsprach, nämlich das schwarze Quecksilberoxydul, und dieß um so eher, da es nicht blos ruhrartige Krankheitszustände, (die man auch bei mehreren andern Arzneistoffen findet) sondern namentlich diese eigenthümlichen, scharfen, brennenden, den After anfressenden blutschleimigen Abgänge

mit der hier charakteristischen nächtlichen Verschlimmerung und dem Nachlassen des eigenartigen Leibwehes beim Liegen zu erregen vermag (S. Reine Arzneimittellehre v. S. Hahnemann Th. 1.) Der Patient bekam daher am Abend des sechsten Tages seiner Krankheit das genannte Arzneimittel und zwar, seiner Angegriffenheit wegen, nur $\frac{1}{10,000}$ eines Grans.

Resultat.

In der hierauf folgenden Nacht stellten sich noch einige wenige Ruhrstühle ein, mit geringerem Leibschneiden und minderer Schmerzhaftigkeit im After; am Morgen, als am 7ten Tage seiner Krankheit, war er von der Ruhr völlig frei, mußte aber wegen Mattigkeit das Bett noch hüten. Den 8ten Tag früh erhielt er noch 1 Trilliontel eines Tropfens der starken Chinatinktur, wozu das, was Hahnemann über die von China erregte eigenthümliche Schwäche sagt, (S. dessen R. A. Mittellehre Th. 3.) vollkommen berechtigte, und die Folge davon war, daß ich den Kranken am 9ten Tage der Krankheit bereits wieder in seinen häuslichen Verrichtungen antraf. Er fühlte sich völlig wohl und blieb auch dauerhaft gesund, wie ich längere Zeit nachher von ihm selbst hörte.

II.

Die Tochter eines Müllers, ein Kind von 8 Jahren, gut genährt und robuster Konstitution, bekam plötzlich — man wußte nicht, wovon? — eine Art Hemiplegie. Man überließ Anfangs das Uebel der Natur; da es sich aber in Zeit von 6 Wochen durchaus

nicht veränderte, ward ich darüber zu Rathe gezogen. Der Vater des Kindes konnte mir über den Zustand nur wenig mittheilen, doch zeigte sich ein noch ziemlich charakteristisches

Krankheitsbild.

Das Kind konnte den rechten Arm und das rechte Bein nicht willkührlich bewegen, und empfand in diesen Gliedmaßen eine Taubheit, als wären sie eingeschlafen. Die übrigen Verrichtungen alle gingen, wie sonst, normal von Statten.

Therapie.

Um die aufgehobene Beweglichkeit der genannten Theile wieder herzustellen, wählte ich den Kokelsaamen (Menispermum Cocculus) — und zwar darum, weil dieser mächtige Heilstoff nicht nur die ihm eigenthümliche Fähigkeit besitzt, bloß Eine Körperhälfte krankhaft zu affiziren, sondern auch namentlich mehrere lähmungsartige Zustände hervorzubringen pflegt, die mit dem oben angegebenen eine auffallende homöopathische Aehnlichkeit haben (S. R. AMlehre von S. Hahnemann, Th. 1.). Das Kind erhielt demnach sogleich dieses Mittel und zwar nur Einen Tropfen, der 1 Trilliontel Eines Grans dieses Saamens enthielt. An der bisherigen Diät wurde nichts verändert, bis auf den Kaffee, der dem Kinde gänzlich verboten ward.

Resultat.

Eine Woche nachher berichtete mir der Vater desselben, daß etwa 3 — 4 Tage nach dem Genuß des Mittels das Kind den Gebrauch seiner Glieder gänzlich wieder erhalten habe. Längere Zeit darauf überzeugte

ich mich selbst von seiner vollkommnen und dauernden Heilung.

III.

Die Tochter eines unbemittelten Handarbeiters, ein Kind von 1½ Jahren, fiel auf unbekannte Veranlassung in eine schleichende Krankheit, welche die Eltern für Abzehrung hielten und wogegen sie mancherlei Hausmittel ohne allen Erfolg brauchten. Nachdem darüber an 3 Monate verstrichen waren, brachte man das Kind den 1. Julius 1818 zu mir und verlangte meinen ärztlichen Rath. Aus einer nähern Untersuchung ergab sich nachstehendes

Krankheitsbild.

Der ganze Körper glich förmlich einem Gerippe, mit widernatürlich weißer, trockner, pergamentartiger Haut überzogen. — Die eingefallenen, mit blauen Rändern umgebenen Augen waren, auch ohne Schlaf, stets geschlossen. — Das Gesicht drückte tiefes, inneres Leiden aus. — Eigensinnig, wenn man es anredete, schien es kein Bedürfniß zu haben, aß gar nichts oder brach es, wenn man ihm ja etwas einnöthigte, sogleich wieder weg, trank aber sehr oft, jedoch wenig auf einmal. — Gewöhnlich lag es in einem halben Schlummer, der nur durch öfteres Zähneknirschen und von Zeit zu Zeit durch Wimmern unterbrochen wurde. — Des Nachts verrieth es große Unruhe, warf sich unaufhörlich herum, wollte bald da, bald dort liegen; gerieth es ja in einen kurzen Schlummer, so ward dieser bald durch Aufschrecken und Zucken dieses oder jenes Theiles gestört; auch dauerte dann das Wimmern und Zähneknirschen fort.

Der Stuhlgang erfolgte sehr selten. — In gesunden Tagen hatte das Kind blühend ausgesehen, war munter und heiter gewesen.

Therapie.

Da sich die Hauptkrankheitszustände, die krankhafte Affekzion des Magens, der eigenartige Durst, die besondere Unruhe, Schlaflosigkeit, so wie der eigenthümliche Schlummer, selbst die Abmagerung und der eigne leidende Ausdruck im Gesicht, hauptsächlich aber der Gemüthszustand zugleich in auffallender Aehnlichkeit unter den Erstwirkungen des Arseniks antreffen ließen (s. R. AM. Lehre v. S. Hahnemann Th. 2.); so ward vor allen andern Mitteln dieses, als das passendste, gewählt und ein kleiner Theil Eines Tropfens der 1 Decilliontheil Eines Grans davon in Auflösung enthielt, dem Kinde zur Arzneigabe gereicht. Um jedoch über den Einfluß aller fremdartigen Einwirkungen auf den Zustand des Kindes in's Klare zu kommen, ward der Anfang der wirklichen Kur bis zum 6. Julius verzögert, unterdessen aber der Gebrauch aller Hausmittel gänzlich unterlassen, so wie jeder anderweitige arzneiliche Reiz von der kleinen Pazientin entfernt gehalten, und, weil sie keine Nahrungsmittel nahm, ihr zum Getränke bloß Kuhmilch gegeben, am 7. Julius aber unter Fortsetzung dieser Diät obige Arzneigabe früh nüchtern gereicht.

Resultat.

Am 14. Julius fanden sich sämmtliche Zufälle auffallend gemildert. Es war Appetit erfolgt, dagegen der Durst geringer und natürlich geworden. — Der

Stuhlgang war täglich und von gesunder Beschaffenheit. — Der Schlaf war ruhiger und anhaltender. — Das Gesicht bezeichnete mehr Ruhe und erhielt einige Farbe. — Der Körper hatte überhaupt an Turgor vitalis und Umfang gewonnen.

Da sich also keine neuen (geänderten) Erscheinungen vorfanden, vielmehr im gemäßigteren Grade nur die alten; so fühlte ich mich jetzt um so mehr veranlaßt, das obige Mittel in gleicher Gabe zu wiederholen, da, zum Beweise, daß die erste Dosis ausgewirkt habe, die bisher von Tage zu Tage sichtbar fortgeschrittene Besserung jetzt still zu stehen anfing, wie auch der Augenschein am 17. Julius noch deutlicher überzeugte. Das Kind bekam also jene Gabe am 17. — (10 Tage nach der ersten) noch einmal, früh nüchtern, und zugleich ward ihm zur Nahrung der Genuß von Reis, Gräupchen in Milch gekocht, und leichte Fleischspeisen empfohlen.

Als ich nach Verlauf mehrerer Wochen das Kind wiedersah, fand ich meine Erwartungen bei weitem übertroffen, würde auch ohne vorherige Benachrichtigung die ehemalige Leidensgestalt nimmermehr wieder erkannt haben in dem lieblichen, blühenden Kinde, das ich jetzt, vollkommen genesen, vor mir sah.

Diese Heilungsgeschichte kann denjenigen zur Belehrung dienen, die darin ein Hinderniß der Ausübung der homöopathischen Heillehre gefunden haben, daß man zarte Kinder nicht ausfragen und folglich ihren Zustand nie so genau aufzeichnen könne, als es die Kunst

verlangt. Gerade an solchen zarten Subjekten, die dem Arzte nicht durch freien Gebrauch der Sprache zu Hülfe kommen, spricht sich die erkrankte Natur in den auffallendsten und eigenthümlichsten Veränderungen aus, die den scharfsinnigen und treuen Beobachter sehr selten irre leiten werden.

IV.

Frau Th..., die Gattin eines Landmannes, 45 Jahr alt, von gesundem, starkem Körperbaue, nur etwas reizbarem Nervensysteme, ward, ohne daß sie sich einer deutlichen Ursache bewußt worden, von einem chronischen Leiden befallen, hatte hie und da ärztliche Hülfe gesucht und endlich, da ihr letzter Arzt das Uebel für unheilbar erklärt, sich geduldig in ihr Schicksal ergeben und etwa 2 Monate lang nichts mehr gebraucht. Nur um meine Meinung über die Natur ihrer Krankheit zu vernehmen, machte sie mich mit derselben bekannt, und ich fand damals, den 3. August 1819, nachdem sie 3 Jahre krank gewesen war, folgendes

Krankheitsbild.

Scharf Stechen in der Herzgrube, wie mit einem Messer, wovor sie kein Glied rühren, noch sich bücken kann; beim Anfühlen und Einathmen ist's ihr, als wäre ein inneres Geschwür daselbst. — Innerlich hat sie, wenn sie sich ganz ruhig verhält, die Empfindung einer in der Herzgrube anwesenden Kugel und selbst dem äußerlich untersuchenden Finger erscheint die Herzgrubengegend als eine Kugel; auch ist sie wirklich beim Zusehen bedeutend geschwollen. — Die Füße wollen den

Körper nicht tragen, sind stets taub und kalt (seit sie sich eine früher anwesende Geschwulst derselben durch eine ihr anderweit verordnete, nicht namhaft gemachte Schmiere vertrieben). — Sie kann nichts genießen, es ist als triebe es ihr den Leib auf. — Hartleibigkeit bei offenem Stuhldrange; wenn ja Stuhlgang erfolgt, so ist der Abgang gering und meistens wie verbrannt. — Die monatliche Periode bleibt stets über den 28. Tag aus. — Sie kann nur spät einschlafen und erwacht dann oft über einem bänglichen Gefühle innerer Hitze. — Bei Tage friert sie immer. — Sie hat keine Neigung zum Trinken, darf auch nicht trinken, weils davon ärger wird. — Ihr Gemüth ist gelassen und duldsam, die Gesichtsfarbe blaß.

Therapie.

Da nicht nur der Hauptkrankheitszustand, sondern vorzüglich der Komplex aller übrigen Erscheinungen, verbunden mit der eigenthümlichen Gemüthsstimmung, ein sehr charakteristisches Krankheitsbild gab, das sich ganz unter den Erstwirkungen der Pulsatille wieder fand (S. R. AM. Lehre v. S. Hahnemann Th. 2. und vorzüglich den Vorbericht zu Anemone pratensis) so entkräftete ich zuvörderst den, der Kranken aufgedrungenen Wahn einer Unheilbarkeit ihres Uebels und machte ihr zur baldigen und vollkommnen Genesung gegründete Hoffnung. Sie überließ sich hierauf ganz meiner Behandlung, entsagte auf meinem Befehl dem bisherigen Genusse des ihr so schädlichen Kaffees, behielt jedoch ihre gewöhnliche Nahrung, bestehend in guter, gesunder Hausmannskost, bei, und empfing am Abend des 4. Augusts 1000

Eines Tropfens der konzentrirten Pulsatillentinktur (aus dem frischen Safte zu gleichen Theilen mit Alkohol gemischt, bereitet) und zwar darum diese stärkere Gabe, weil sie unerachtet ihrer langen Leiden doch noch nicht sehr erschöpft war — ein Beweis, wie kräftig ihre Konstitution dem aufgedrungenen heftigen Uebel entgegen gewirkt hatte.

Resultat.

Vom 5. August an begannen die sämmtlichen Krankheitserscheinungen sich, erst kaum merklich, dann täglich mehr und auffallender zu vermindern; am 14. sah ich sie wieder und fand folgende Veränderung des Krankheitsbildes:

> Nur das eine Bein ist noch taub. — Nur aller 2 Tage erfolgt harter und gleichsam verbrannter Stuhl. — In der Herzgrube ein Brennen, das von da in den Hals steigt. — Hitze und Glühen des Gesichts. — Nach jedem Essen Drücken im Bauche. — Alles übrige Krankhafte war verschwunden.

Da nun diese neue Krankheitszeichengruppe am vollständigsten sich unter den positiven Wirkungen der Krähenaugen antreffen ließ (s. R. AM. Lehre v. S. Hahnemann, Th. 1.); so wurden diese jetzt allen übrigen Mitteln vorgezogen, und die Kranke erhielt sie, aus den oben angeführten Gründen, abermals in ungewöhnlich starker Gabe, nämlich $\frac{1}{1000}$ Eines Tropfens der starken Tinktur, am Abend des 15. Augusts.

Am 21. August, wo ich sie wieder sah, fand ich

sie aller Beschwerden gänzlich entlediget und sie ist bis heute (nach 2 Jahren) nicht wieder krank gewesen.

V.

K...., ein lediges, 26jähriges Frauenzimmer auf dem Lande, robuster Konstitution und an eine sitzende Lebensart bei feinen weiblichen Arbeiten gewöhnt, litt seit 4 Jahren an Unterleibskrämpfen, die sie sich durch eine Erkältung nach dem Tanzen zugezogen hatte. Mehrere ärztliche Versuche zur Heilung des Uebels waren fruchtlos geblieben und so wendete sie sich endlich den 14. Mai 1820 an mich, meinen Beistand zu erbitten. Aus ihrer schriftlichen Mittheilung ergab sich nachstehendes

Krankheitsbild.

Die sogenannten Unterleibskrämpfe arten sich als ein starkes, gewaltsames Pressen aus dem Unterleibe nach dem Mastdarme hin, als sollte sie immer zu Stuhle gehen, was nicht stets geschieht, und wenn es ja der Fall ist, so geht mit Anstrengung nur sehr wenig und durchfällig ab. — Diese Krämpfe kommen nur aller 4 Wochen, stets einige Stunden nach dem Eintritte der Periode, die jedesmal unter Frost und Mattigkeit erscheint und 4 — 5 Tage anhält, aber viel schwächer ist, als ehedem in gesunden Tagen. — Sind die Krämpfe sehr heftig, so folgt saures Erbrechen und darauf wird ihr etwas wohler; aber der Magen ist dann sehr schwach, ohne allen Appetit, und sie kann nichts genießen, bis sie etwas reizendes genommen hat. — Stilles Niederlegen mildert, aber geringe Bewegung steigert die Schmer-

zen bis zum Unerträglichen. — Sie schläft gut, aber träumt viel. — In den Zwischenzeiten ist ihr wohl, bis auf eine, stets bleibende Magenschwäche; sie hat nämlich öfters nach dem Essen Magendrücken mit Uebelkeit und saurem Aufstoßen. — Ist gutmüthig und duldsam, ärgert sich bei gegebener Veranlassung bloß innerlich, ohne heftigen Zorn zu zeigen.

Therapie.

Bei der Wahl eines Heilmittels für diesen Krankheitsfall schienen die Krähenaugen mit der Pulsatille um den Vorrang zu streiten (Vergl. Hahnemanns R. AM. Lehre Th. 1. u. 2.) Für die ersteren sprach neben der Aehnlichkeit ihrer Erstwirkung mit den Krämpfen selbst und ihrer Verschlimmerung durch Bewegung, Milderung durch ruhiges Niederliegen, ganz besonders noch die eigenthümliche Magenaffekzion, die sich bei der Pulsatille nicht so deutlich ausgedrückt fand; für die letztere aber entschied neben der homöopathischen Hinneigung zu dem Hauptsymptome, dessen Verminderung beim Niederliegen wenigstens in, wenn auch seltener, Wechselwirkung bei ihr angetroffen wird, vorzüglich noch der mit Anstrengung erfolgende dünne Stuhlabgang, die Frostigkeit beim Monatlichen, so wie das schwächere Fließen desselben. Unter diesen Umständen konnte allein die Beschaffenheit des Gemüths den Ausschlag geben, und da diese sich nur unter den Erstwirkungen der Pulsatille in möglichster Aehnlichkeit wiederfindet; so war natürlich diese das für diesen Fall zunächst geeigneteste Heilmittel. Die Kranke erhielt demnach 14 Tage nach dem Aufhören des Monatlichen, als am 25.

Mai, die erste Arznei und zwar, weil das Uebel alt, und sie selbst robust war, in der sehr starken Gabe des $\frac{1}{1000}$ Theils Eines Tropfens der obterwähnten starken Pulsatillentinktur. Alles was sie bisher gebraucht hatte, Thee aller Art, Kaffee, Gewürze, grüne Suppenkräuter, mit Einem Worte, alle fremdartige Reize wurden schon mehrere Tage vor Empfang des Mittels bey Seite gesetzt und leicht verdauliche, reinnährende Substanzen zur gewöhnlichen Nahrung, Milch, Wasser und unschädliches Bier zum Getränk verordnet.

Resultat.

Die Kranke meldete: Einige Tage nach dem Einnehmen habe sie sich matter als sonst gefühlt und besonders große Schwere in den Füßen und Magenschmerz empfunden; (allem Anschein nach homöopathische Verschlimmerung in Folge der zu starken Gabe.) zu rechter Zeit sei dann das Monatliche schmerzlos (was seit 4 Jahren nicht der Fall gewesen) eingetreten, nachher aber habe sie einige leichte Schmerzen im Unterleibe, den frühern ähnlich, gespürt, weshalb sie sich ins Bett gelegt. Hier habe sie nur noch ein Kollern und unbedeutendes Schneiden im Leibe empfunden, welches sehr bald vergangen und worauf sie noch etwas matt, aber schnell zur vorigen Kräftigkeit gelangend aufgestanden sey.

Ohne große Revolutionen war hier das Heilgeschäft von Statten gegangen, weil die Arznei lange genug vor dem Anfalle der Krämpfe gereicht worden war, ehe sich die Veranstaltungen der Natur zum nächsten Paroxismus in ihrer vollen Entwickelung hatten ausbil-

den können (S. R. AMlehre v. S. Hahnemann, 3 Th. S. 30.). Kurz vor dem Anfalle gegeben, würde ihre Wirkung mit diesem zusammengefallen seyn und einen so heftigen Aufruhr erregt haben, daß vielleicht das Leben der Kranken in Gefahr gerathen wäre. Was also bei dem dießmaligen Erscheinen des Monatlichen sich Krankhaftes zeigte, war nur noch ohnmächtiger Rest ehemaliger Krankheit. Doch auch dieser mußte getilgt werden, und ich wählte dazu das Eisen, welches der Pulsatille unter den jetzt bekannten Mitteln in vielen Rücksichten am ähnlichsten wirkt (S. R. AMlehre v. S. Hahnemann. Th. 2.). Die Kranke erhielt 14 Tage vor dem neuen Eintritte der Periode, nemlich am 22ten Junius, $\frac{1}{1000}$tel eines Tropfens der konzentrirten Tr. Martis salitae. Bis zur Erscheinen des Monatlichen zeigte sich gar keine krankhafte Veränderung; doch blieb dieses selbst 8 Tage über die gewöhnliche Zeit aus, trat dann mit großen Schmerzen in den Geschlechtstheilen, ähnlich den Geburtswehen, ein, und floß weniger stark noch als sonst. Andere Zufälle zeigten sich, etwas bald vorübergehende Mattigkeit abgerechnet, nicht. Die frühere Magenaffeczion ward weder jetzt, noch jemals nachher wieder gespürt.

Was sich das letztemal bei dem Monatsflusse Krankhaftes zeigte, war offenbar blos Effekt des Eisens, dessen Wirkung den Körper viel länger als Pulsatille zu beherrschen pflegt. Selbst das spätere Erscheinen und schwächere Fließen der Periode muß diesem Metalle zugeschrieben werden, welches dergl. wenigstens in seltener Wechselwirkung, zu erregen scheint; dafür sprachen alle übrigen eigen=

thümlichen Nebenerscheinungen, besonders die, von den früher vorhandengewesenen Unterleibskrämpfen so verschiedenen wehenartigen Schmerzen, die sich unter den Wirkungen des Eisens sämmtlich wiederfinden lassen (S. R. AMlehre v. S. Hahnemann, Th. 2.).

Nachher blieb die Kranke von allen Beschwerden gänzlich frei, und hatte nie wieder eine Spur davon, weder beim Monatsflusse, noch vor, noch nach demselben, wie sie mich nach einem Jahre versicherte; selbst der Quantität nach, war ihre Periode zu dem ehemaligen normalen Verhältnisse zurückgekehrt. Auch konnte sie alles ohne die geringste Magenbeschwerde genießen.

VI.

M . . . . ein rüstiger Handwerksmann von 20 Jahren, hatte ohne bekannte Veranlassung plötzlich eine Art von heftiger Uebelkeit verspürt und ein Brechmittel dagegen genommen. Dadurch war indessen jene nur einigermaßen beseitiget worden und er selbst einige Tage in einem Zustande des Uebelbehagens verblieben. Plötzlich aber nach dem Mittagsessen fällt er eines Tages um, es wird ihm sehr übel, daß er sich legen muß, er klagt über große Hitze, Schmerz aller Glieder, Kopfweh, u. s. w. Am Abend desselben Tages, am 12ten Jul. 1820, — den 6ten Tag nach dem ersten Beginnen der Kränklichkeit — ward ich zu ihm gerufen; er klagte jetzt gar nichts und antwortete auf jede meiner Fragen in abgebrochenen, kurzen Worten: „mir ist wohl, — das ist schon vorüber“ u. s. w. Eine genauere Unter-

suchung seines Befindens gab jedoch nachstehendes vollständigeres

Krankheitsbild.

Der Kranke lag in völliger Apathie, war höchst gleichgültig gegen jeden schmerzliche Empfindung erregenden Reiz; — fühlte nichts (selbst nicht Zwicken und Kneipen) und achtete nicht auf Außendinge. Das Gesicht war ganz blaß, (in gesunden Tagen sehr roth und voll) die Nase spitz, die Augen tiefliegend. — Stieres Ansehn, dummer nichtssagender Blick, gläserne Augen. — Er hatte kein Bedürfniß, kein Verlangen nach irgend etwas. — Er griff mit den Händen um sich, als wollte er etwas haschen. — Auf Fragen antwortete er nicht, oder ungern, abgebrochen, kurz, unverständlich (lallend), bisweilen unpassend, wie ein Träumender. — Etwas erhöhete Hautwärme bei vollem, häufigem, doch unkräftigem Pulse. — In gesunden Tagen war er sehr heitern Temperaments, stets gesprächig, und unveränderlich guter Laune gewesen. —

Therapie.

Da sich diese sämmtlichen Krankheitserscheinungen und hauptsächlich das Gemüthsleiden, welches hier das ursprünglich Hervorstechende an sich war, in täuschender Aehnlichkeit, unter den positiven Wirkungen der Phosphorsäure wiederfanden (s. R. AMlehre v. S. Hahnemann, Th. 5.); so erhielt der Kranke eine Gabe dieses Mittels, welche $\frac{1}{10,000}$ Theil eines Grans der trocknen Phosphorsäure betrug, und die Angehörigen erhielten Auftrag, auf seine Bewegungen zu achten, und ihm, wenn er sollte trinken wollen, abgekochtes Wasser, worin

eine Brodrinde gelegen, darzureichen, sonst aber gar nichts zu gestatten.

Resultat.

Schon am Morgen des 13ten Julius redete der Kranke mehr und zusammenhängender, und den folgenden Morgen verließ er bereits das Bett, redete wie sonst, viel und gern, und war, bis auf einige Mattigkeit, die sich sehr bald von selbst verlor, völlig hergestellt, hatte auch nachher keinen Anfall seiner Krankheit wieder, wie ich nach längerer Zeit von ihm hörte.

Als homöopathische Heilung betrachtet, gehört dieser Fall zwar zu den unbedeutendern; aber er verdient seinen Platz hier in so fern, als er eine für die Homöopathie sehr günstige Vergleichung zwischen dieser und der gewöhnlichen Heilart, nicht weniger als die vorhergehenden, gestattet. Die bestehenden Pathologieen, so uneinig sie sonst in ihren Angaben unter einander sind, geben doch übereinstimmend eine solche Art von Stupor, wie der eben beschriebene, der dem Anfange einer sogenannten febris nervosa stupida — (Synochus des sensibeln Systems, nach Reinhold und A.) so ähnlich sah, wie ein Haar dem andern, als einen sehr wichtigen, gefahrdrohenden, schnelle Maaßregeln erheischenden Krankheitszustand an, und die Lehrbücher der Therapie setzen keinen geringen Apparat von Heilmitteln in Bewegung, um denselben gefahrlos an dem Leben des Kranken bis zu der Grenze seines Verlaufs vorüber zu führen. Hier geschah in wenigen Stunden, mit einer einzigen sehr kleinen Arzneigabe des für diesen individuellen Krankheitsfall spezifischen Mittels die

vollkommene Heilung, ohne daß ein Verlauf des Uebels nöthig gewesen wäre: — eine wahre künstliche Vernichtung der Krankheit.

VII.

Die Tochter eines Handwerkers, ein Kind von 1½ Jahre, erzeugt von einem siechen Vater und von einer etwas kränklichen Mutter geboren, war seit ihrer Geburt angeblich mit Krämpfen behaftet gewesen. An vier verschiedenen Orten hatte man bereits ärztliche Hülfe gesucht, doch alle angestellten Heilversuche waren erfolglos geblieben; ja die Krankheit hatte darauf eher eine schlimmere Gestalt angenommen. Dieß mochte es sein, was sämmtliche Aerzte zu dem einstimmigen Urtheile bewog: daß der Tod unvermeidlich und an menschliche Hülfe gar nicht zu denken sei. Ungeachtet dieses Ausspruchs wendete sich den 8ten Junius 1817 die trostlose Mutter doch noch an mich, hoffend, daß dem Kinde doch vielleicht noch einige Linderung zu verschaffen sein dürfte. Die genauere Untersuchung ergab nachstehendes

Krankheitsbild.

Das Kind sah blaß, kachektisch. — Es konnte noch nicht laufen, kaum lallen und hatte erst vier Schneidezähne bekommen. — Sein Unterleib war sehr hoch aufgetrieben. — Seltener oder häufiger, bisweilen mehrere Male in einer Stunde, bekam es folgenden Anfall, der gewöhnlich ¼ Stunde anhielt: Es begann heftig zu weinen, wie vor Bosheit, streckte die Füße aus und bog sich hinten über, schlug dann mit den Händen um sich,

daß es die Mutter nicht auf dem Schooße erhalten konnte, sondern auf die Erde herabgleiten lassen mußte. Hier wälzte es sich mit unbändigem Geschrei herum, krümmte sich dann wieder abwechselnd zusammen, rutschte bisweilen ein Stück fort, und schlug die Finger, mit Ausschluß der Daumen, fest ein. Gütliches Zureden machte das Geschrei nur ärger und freundliches Nahen brachte das Kind in eine Art von Wuth, daß es nach den Umstehenden schlug und biß. — Außer dem Anfall war es höchst eigensinnig, verlangte bald dieß, bald jenes und verschmähete es, wenn es ihm gereicht ward, bekam aber gewöhnlich die Anfälle, wenn man ihm das Verlangte verweigerte. — Es nahm sehr wenig Speise zu sich und wenn es stark aß, brach es das Genossene gewöhnlich wieder weg; dagegen hatte es sehr großen, fast unauslöschlichen Durst. — Oefters erfolgten durchfällige Stühle, welche die Speisen fast unverdaut enthielten. — Zeigte oft mit weinerlicher Geberde auf den Unterleib. — Die nächtliche Ruhe war ganz gestört; es warf sich herum, wollte bald da, bald dort liegen und kam nicht eher in den Schlaf, als bis der Morgen nahte, wo es in einen nicht erquickenden Schlummer fiel. — Die Nahrungsmittel hatten bisher größtentheils aus Mehlspeisen bestanden, zum Getränk reichte man ihm Halbbier und täglich noch zwei Mal Kaffee.

Therapie.

Ich verordnete zuvörderst, statt aller andern Nahrungsmittel, und unter strenger Entfernung des Kaffees, Reis und Gräupchen in Milch gekocht und ließ

auch Milch zum Getränke genießen. Bei dieser Lebensordnung gingen 14 Tage hin, ohne daß das Kind Arznei erhielt. Die Zufälle waren nach Verlauf dieser Zeit noch ganz dieselben. Am Abend des 22ten Junius gab ich ihm einen Tropfen, welcher 1 Trillontel Eines Grans von Datura Stramonium aufgelöst enthielt, weil die Gesammtkrankheit mit den Erstwirkungen dieser Pflanze eine ziemliche Aehnlichkeit zu haben schien (s. S. Hahnemann R. AMlehre, Th. 3.). Weil aber dieser Arzneistoff von so ungemein kurzer Wirkungsdauer ist, und bei diesem chronischen Leiden eine langdauernde Wirkung nothwendige Erforderniß war; so ließ ich dieselbe Arzneigabe nach 48 Stunden wiederholen.

Resultat.

Am Morgen des 25ten Junius, nachdem den Abend vorher die zweite Gabe gereicht worden war, fand ich nach genauer Untersuchung aller Umstände, meine Erwartung nur zum kleinsten Theile erfüllt. Das Erbrechen nach dem Genusse der Speisen, der Durchfall und der kalte Schweiß an der Stirn und den Händen war ausgeblieben, alle übrige Erscheinungen aber bestanden noch in voriger Heftigkeit. Die Heilung des Durchfalls blieb sogar noch problematisch, da derselbe von den Erstwirkungen des Stechapfels nur palliativ gedeckt werden konnte.

In vorzüglicher Berücksichtigung der eigenthümlichen nächtlichen Unruhe, welche die Lebenskräfte fast mehr als die Krampfanfälle zu beeinträchtigen schien, wählte ich jetzt den Arsenik um so lieber zum Heilmittel, da die vorherrschende Gemüthsaffekzion sich zugleich

ziemlich ähnlich unter seinen Erstwirkungen vorfand, — (s. S. Hahnemanns R. AMlehre Th. 2.) und so erhielt das Kind am Abend des 25ten Junius einen sehr kleinen Theil eines Tropfens, welcher 1 Dezilliontel Eines Grans dieses Metalloxyds aufgelöst enthielt.

Am 28. Junius war die nächtliche Ruhe vollkommen hergestellt, der Durst zum normalen umgewandelt, Die Krampfanfälle selbst schienen etwas seltener zu kommen.

Um nun auch diesen Rest der Krankheit zu beseitigen, wählte ich die Belladonna, weil sich in der eigenthümlichen Gemüthsaffekzion des Kindes während der Krämpfe, die auffallendste Aehnlichkeit mit den Erstwirkungen dieser Pflanze aussprach und die ganzen Anfälle selbst von der letztern gedeckt zu werden schienen (S. Hahnemanns R. AMlehre. Th. 1.); so ward daher dem Kinde am Abende des 28ten Junius 1 Trilliontel Eines Grans Belladonna in Auflösung gereicht.

Am 29ten und 30ten Junius erfolgten gar keine Krämpfe; am 1sten Julius aber ward das Kind von einem ungewöhnlich heftigen, ½ Stunde dauernden Anfalle ergriffen. Der 2te Julius war wieder frei und am 3ten Jul. erfolgte abermals ein sehr heftiger und anhaltender Paroxysmus. Seit diesen letzten beiden Krampfanfällen, die offenbar einer, durch die etwas zu starke Gabe der Belladonna bewirkten homöopathischen Verschlimmerung zuzuschreiben waren, blieb das Kind nicht nur von Krämpfen frei, sondern es schien auch ganz umgewandelt in jeder Hinsicht. Der vorherige Eigensinn war zur sanften Gutmüthigkeit, zur fröhlichen Lau-

ne geworden. Das Kind lernte nun in unglaublich kurzer Zeit reden und laufen und bekam alle Zähne ohne alle Beschwerde. Die fahle blasse Gesichtsfarbe ward blühendroth, die ganze elende Konstituzion mehr robust, der hohe Leib verlor sich allmählig. Jetzt nach 4 Jahren ist es ein lebensfrohes, blühendes Kind, dessen Gesundheit allen äußern Anfechtungen zu trotzen scheint.

Dieser Fall beweist überdem, wie viel man ärztlich auch gegen angeerbte Fehler ausrichten kann: denn offenbar schrieb sich das Leiden von dem ganz siechen Vater her, den ich nicht gekannt habe, er war bald nach der Geburt des Kindes ein Opfer seiner langwierigen Leiden geworden.

VIII.

M . . ., ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, robuster Konstituzion, etwas gelblicher Gesichtsfarbe, hatte in einer akuten (mir unbekannten) Krankheit die Hülfe eines in seiner Nähe wohnenden Arztes in Anspruch genommen und etwa 8 Wochen lang sich der Behandlung desselben unterzogen, als er endlich, mißtrauisch geworden gegen seine durchaus fruchtlosen Bemühungen, sich entschloß, mich wegen seiner Umstände um Rath zu fragen. Ich fand ihn an einem abzehrenden Fieber leiden und sein Zustand war von der Art, daß ich vorerst kein Bedenken trug, der Prognosis meines Vorgängers, der die Angehörigen des Leidenden auf seine nahe Auflösung vorbereitet hatte, beizustimmen. Meine Untersuchung am 19ten Dez. 1818, wo ich ihn zum ersten Male sah, ergab das nachstehende

Krankheitsbild.

Im höchsten Grade der Erschöpfung begriffen, kann er nur mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme einzelne Silben aussprechen und muß dann wieder einige Minuten ruhen, ehe er die angefangene Rede fortsetzen kann. — Die Glieder sind ihm ungemein schwer, die Füße wie zerschlagen. — Dickbelegte, schmuzig-weiße Zunge. — Appetitlosigkeit; ißt er etwas, so ist er gleich satt und es steht ihm bis oben hinan. — Es stößt ihm gewöhnlich leer oder bitter auf. — Bei der geringsten Bewegung und im Schlafe schwitzt er und der Schweiß mattet ihn sehr ab. — Macht er die Augen zu, so kommen ihm alsbald schreckliche Dinge vor, die ihn ängstigen und quälen. — Der Stuhl ist durchfällig, oft enthält er die Speisen unverdaut. — Das geringste Geräusch, jeder starke Geruch, reizt seine Nerven und verursacht ihm Angst. — In der Periode des vollen Bewußtseins stellt er sich seinen Zustand schrecklich vor und ist darüber untröstlich. — Oft liegt er wie in einem dumpfen Hinbrüten, sieht verblüfft und stier, — bisweilen redet er verkehrt oder merkt nichts von dem, was um ihn her vorgeht. — Sein Gedächtniß scheint ganz verschwunden. — Der Puls ist matt, klein, schneller als gewöhnlich, wie im Zustande höchster Entkräftung. — Hippokratisches Gesicht.

Therapie.

Die ganz auffallende Aehnlichkeit dieser Erscheinungen mit den Erstwirkungen der China (s. R. AMlehre v. S. Hahnemann. Th. 3.) brachte mich sogleich auf den Gedanken, daß die ganze Krankheit Chinasiechthum

seyn möchte und die Untersuchung der letzten Medikamente, die der Kranke längere Zeit hindurch genommen hatte, bestätigte meine Vermuthung, denn sie enthielten einen sehr starken Aufguß dieser Rinde. Vor allen Dingen mußte hier die, durch unangemessenen Chinagebrauch den Organismus gewaltsam aufgedrungene, Gefahr drohende Arzneikrankheit — eine Art Vergiftung — beseitiget werden, und ich wählte zu diesem Ende die von Hahnemann angegebenen Antidote der China, Eisen, Wohlverlei und Ipecacuanha (s. dessen R. AMlehre Th. 3.), ließ alle bisherigen Arzneien, so wie die Diät, aus stärkenden, mit Wein bereiteten Nahrungsmitteln, bei Seite setzen, und verordnete ihm zur Nahrung kräftige Brühsuppen mit Semmel, zum Getränke Wasser oder etwas Milch. Am 10. Dezbr. erhielt er $\frac{1}{50,000}$tel Eines Tropfens der Tr. Martis salitae zur Arznei, weil ich dadurch der großen, allgemeinen, durch Chinamißbrauch herbeigeführten Schwäche, die Eisen auffallend selbst zu erregen vermag, entgegen zu wirken hoffte. (S. R. AMlehre Th. 2.)

Resultat.

Am 29ten Dezbr. sah ich den Kranken wieder. Er klagte, daß die ersten Tage nach dem Einnehmen seine Mattigkeit noch größer geworden sei, (eine wahre homöopathische Verschlimmerung) nach und nach sich jedoch mehr verloren habe; nur mit dem Schlafe wolle es noch gar nicht gehen, er träume noch die erschrecklichsten, ängstlichsten Dinge, könne auch nichts genießen. Der Durchfall hatte sich, so wie der Schweiß, verloren, aber das Gemüth war so gereizt, wie vorher; und schie-

nen sich die lichten Perioden in seinem Bewußtseyn vermehrt zu haben, so war er dagegen auch mürrischer, ärgerlicher, grilliger, als vorher, wo er mehr in einer bewußtlosen Stumpfheit lag. Sonst fand ich nichts verändert und ich reichte ihm nun, als das dem gegenwärtigen Zustande, dem abnormen Schlafe, der Verdauungsbeschwerde, dem Gemüthsleiden am meisten entsprechende Mittel 1 Billiontel eines Grans Arnica montana (s. R. AMlehre Th 1.).

Am 5ten Januar 1819 sprach der Kranke bereits zusammenhängender und ohne Beschwerde, hatte Appetit, stand allein aus dem Bette auf, konnte den ganzen Tag aufdauern, lange stehn und ziemlich gehn; ich fand jetzt nur noch folgende Krankheitszeichengruppe: Die Glieder deuchten ihm wie zerschlagen; in den Gelenken hat er ein unangenehmes kriebelndes Gefühl, als wären sie eingeschlafen — besonders sind ihm die Unterschenkel sehr müde und deuchten bisweilen steif, bisweilen schwer. — Sein Gemüth ist noch sehr gereizt. — Das mindeste Geräusch bringt ihn in Zorn. — Er ist höchst ungeduldig. — Er hat Neigung, alles um sich her zu verschmähen, und ärgert sich, wenn andre nicht dasselbe thun. — Mürrisch, man gewinnt ihm kein Wort ab. — Im Schlafe fährt er oft, wie vom Schrecke, zusammen, bisweilen stößt er ängstlich klagende Töne aus. Alles übrige Krankhafte war verschwunden.

Da dieses Krankheitsbild sich in ziemlicher Aehnlichkeit unter den Erstwirkungen der Ipecacuanha wiederfand (s. R. AMlehre Th. 3.); so wurden ihm zwei kleine Gaben davon verordnet, deren jede 1 Milliontel eines

Grans dieser Wurzel enthielt. Die eine nahm er den 5ten Januar, die andre 24 St. später, den 6. Januar. Am 8ten Jan., wo ich den Kranken wieder sah, fand ich sämmtliche krankhafte Zufälle gänzlich verschwunden, bis auf die Steifigkeit und Schwere in den Unterschenkeln, die noch sehr bedeutend war, und sich besonders nach einigem Gehen sehr erhöhete. Deswegen erhielt er noch $\frac{1}{10,000}$ Eines Tropfens Tr. Martis muriatic. und 14 Tage später ward diese Dosis wiederholt. Dabei empfahl ich ihm, fleißige Bewegung in freier Luft und allmählige Uebung der Füße durch Treppensteigen, u. s. w. Bei diesem Verfahren wich auch der letzte Rest von Krankheit, zwar immer sehr langsam, doch endlich ganz, so daß er in der Mitte des Februars nicht nur vollkommen hergestellt, sondern auch von weit gesunderem Ansehen war, als jemals vorher in gesunden Tagen. Noch bis diesen Augenblick ist seine Gesundheit nicht wieder erschüttert werden.

IX.

Ein Kind von $\frac{3}{4}$ Jahren war, auf dem Lande, gesund und fehlerfrei geboren; doch in einem Alter von $\frac{1}{2}$ Jahre, ohne merkliche Veranlassung von epileptischen Zuckungen befallen worden. Hier und da angerathene Hausmittel hatten nichts gefruchtet und mittlerweile waren die Anfälle immer häufiger und das Kind immer elender geworden. Unter diesen Umständen, und nachdem man schon seit mehreren Wochen gar nichts mehr gegen das Uebel gethan hatte, wende-

ten sich die Eltern an mich, und meine Untersuchung am 10ten Debr. 1818 ergab folgendes

Krankheitsbild.

Das Kind dehnt und reckt sich, dann beugt sichs hinten über, streckt sich dann plötzlich steif aus, schlägt die Daumen fest in die Fäuste, röchelt, wie zum Ersticken, bei schnellen Athemzügen, rothem aufgetriebenem Gesichte, Schaum vor dem Munde, zuckt konvulsivisch mit allen Gliedmaßen, selbst mit den Augäpfeln und Augenliedern, den Lippen, allen Gesichtsmuskeln. — Der Anfall dauert etwa ¼ Stunde und kommt täglich einige Male. — Nach dem Anfalle liegt das Kind wie zerschlagen, in einer tiefen Schlummerbetäubung. — Bisweilen beugt sich auch beim Anfalle die Zunge im Munde konvulsivisch von einer Seite zur andern, bisweilen sind die Zähne fest zusammen gebissen. — Gewöhnlich ist Stirn und Haarkopf während des Anfalls mit heißem, klebrigem Schweiße bedeckt. — Außer den Anfällen sieht das Kind sehr blaß aus, ist überhaupt welk und wird täglich magerer. — Die sonstigen Thätigkeiten sind normal.

Therapie.

Wenn auch nicht fast die sämmtlichen Erscheinungen, die Anfälle selbst sowohl, wie die veränderte Hauttemperatur und das abnorme Athmen während derselben, das Röcheln u. s. w., sich unter den Erstwirkungen der Feldchamille in treffender Aehnlichkeit wiedergefunden hätten — (s. R. AMlehre Th. 3.); so würde ich dieselbe doch schon deswegen hier zum spezifischen Heilmittel gewählt haben, weil ich aus eigner Erfah-

rung wüßte, daß sie mehr als ein andres bekanntes Mittel, die Neigung habe, besonders bei Kindern, Konvulsionen zu erregen und deßhalb, in wohlgeeigneten Krankheitsfällen, sie zu heilen. Deshalb erhielt das Kind noch am Abend des 10. Dezbr. 1 Quatrilliontel Eines Grans Chamille. Eine besondere Diät durfte ich nicht anordnen, da das Kind noch an der mütterlichen Brust genährt wurde, und ich beschränkte mich deshalb blos darauf, der Mutter den Genuß schädlicher, fremdartiger Arzneireize zu untersagen und ihr ein gemäßigtes, leidenschaftfreies Verhalten anzuempfehlen.

Resultat.

Nach 14 Tagen, am 25ten Dezember kam der Vater des Kindes zu mir und erzählte mir mit großer Freude, daß das Kind nur in der Nacht vom 10ten zum 11ten Dezember noch einen, wie wohl schwächern Anfall der frühern Krämpfe, seitdem aber gar keine gehabt hätte, auch sähe es viel munterer aus und finge an zu laufen. Noch nach einem halben Jahre überzeugte ich mich selbst, daß das Kind völlig gesund und sich einer auffallenden Munterkeit und eines blühenden Ansehns erfreute.

X.

Ch. . . . . eine Frau von etlichen und 60 Jahren litt seit mehreren Monaten an einem Ausschlage, den alle Bemühungen ihres sonst geschickten Arztes nicht bezwingen konnten, weshalb dieser, in der Ueberzeugung daß dieses Uebel bei längerer Dauer die Lebenskraft

selbst erschüttern müsse, eine sehr ungünstige Prognose stellte. Den 4ten Oktober 1818 fragte man mich um Rath und ich fand bei näherer Ausmittelung aller Umstände nachstehendes

Krankheitsbild.

Der ganze Körper, das Gesicht ausgenommen, war mit kleinen, jauchigen Geschwüren bedeckt, welche unendlich schmerzhaft waren, und wenn die Kranke kalt ward, ein empfindliches Brennen verursachten. — Bei diesem Brennen mußte sie reiben und kratzen; doch wards stets noch ärger davon. — In der Wärme war ihr am wohlsten. — Die Geschwüre waren so empfindlich, daß sie keine, auch nicht die allermildeste Salbe vertrugen. — Zwar heilten sie hie und da ab, doch zeigten sich bald neue. — Dabei zehrte die Kranke täglich mehr ab. — Die Verdauung war gestört, jede Speise verursachte ein Drücken im Schlunde, als wäre sie da stehen geblieben. — Ermattet, daß sie kaum über die Stube gehen konnte. — Unruhiger Schlaf, sie warf sich von einer Seite zur andern. — Täglich erfolgte ein Fieberanfall: erst Frost (mit vermehrtem Brennen des Exanthems,) dann Hitze und endlich Schweiß. — Das Gemüth war voll Unruhe und Verzweiflung.

Therapie.

Nachdem die bisherigen Mittel 8 Tage lang bei Seite gesetzt und aus der gewöhnlichen Diät, die in reinnährenden, leicht verdaulichen Dingen bestand, nur der Kaffee verwiesen und an dessen Stelle Warmbier ohne Gewürz gesetzt worden war; empfing die Kranke am

13ten Okt. 1 Decilliontel eines Grans Arsenik in Auflösung, weil der ganze eigenthümliche Ausschlag, so wie das besondre tägliche Fieber nebst den meisten übrigen Beschwerden unter den Erstwirkungen dieses gewaltigen Heilmittels sehr ähnlich anzutreffen war (s. S. Hahnemanns Reine Arzneimittell., Th. 2.).

Resultat.

Nach 14 Tagen, als am 28ten Oktbr. ward mir gemeldet, daß seit dem Einnehmen des angezeigten Mittels alle Beschwerden täglich gelinder worden wären, und ich überzeugte mich dann persönlich, daß sie sich nebst dem Ausschlage selbst gänzlich verloren hatten. Die Kranke hat nachher nie wieder an einem Exanthem gelitten.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Aphorismen.
Eigenes und Fremdes.

Von

D. E. Stapf.

Non fingendum aut excogitandum, sed observandum, quid natura faciat aut ferat. — cf. Bacon. de Verulamio Histor. vitae et mortis.

Experientia, inquam, optima duce et magistra, ad cuius leges et normam nisi exerceatur medicina, eam prorsus exulare satius esset. cf. Thom. Sydenhami Opp. Med. Genev. 1723. p. 196.

Ea demum praxis, eaque sola aegris mortalibus opem feret, quae indicationes curativas ex ipsis morborum phaenomenis elicit, dein firmat experientia: quibus gradibus magnus Hippocrates ad coelum adscendit. cf. Sydenham l. c.

Sed quod dolendum omnino est, aegrorum quam plurimi, haud satis gnari quod perinde sit medici periti, quandoque nihil agere, atque alio tempore efficacissima adhibere remedia, probitatis atque fidei fruc-

tum non capere volunt, sed vel negligentiae vel ignorantiae id imputant, cum Empiricorum insulsissimus quilibet medicamentis medicamenta adjicere aeque novit ac solet magis, quam medicorum prudentissimus. cf. Sydenham l. c. p. 158.

Foveatur pars ambusta linteis Spiritu Vini imbutis, usque dum evanescat dolor. cf. Sydenham l. c. p. 679. et 169.

Quae hodie exercetur, a Logodaedalis conficta, confabulandi magis est ars, quam medendi. cf. Sydenham l. c.

Quae medica appellatur, revera confabulandi garriendique potius est ars, quam medendi. cf. Sydenham l. c. p. 407.

Latet immensa virium diversitas in iis ipsis plantis, quarum facies externas dudum novimus, animas quasi et quodcunque coelestius habent, nondum perspeximus. cf. Alb. de Haller, histor. stirp. Helvet. in proëmio.

Nempe primum in corpore sano medela tentanda est, sine peregrina ulla miscela, odoreque et sapore eius exploratis, exigua illius dosis ingerenda, et ad omnes, quae inde contingunt, affectiones, quis pulsus, qui color, quae respiratio, quaenam excretiones, attendendum. Inde ad ductum phaenomenorum, in sano obviorum, transeas ad experimenta in corpore aegroto. cf. Alb. de Haller Pharmacop. Helvet. in proëmio.

Non possum, fateor, non mirari, quomodo medentium fere quisque tam severe, tam religiose in alendis aegris, victus simplicitatem servandam velit — —

in administrandis vero remediis, quorum vires persaepe non satis sunt perspectae et corpori insuetae, nullum non mixturarum genus tam fidenter in usum revocet. cf. Bernardi Rammazzini Opp. Phys. Med. Genev. 1716. Orat. octava, cui titulus: in Medicina facienda remediorum simplicitatem operosae compositioni esse praeferendam. pag. 92.

Haud leve obstaculum peritiori in medicamentis cognitioni objicit, quod rarissime simplicia, sed ut plurimum composita, nec haec sola, sed aliorum usu interpolata, usurpentur. — cf. Fr. Hoffmanni Medic. rational. T. III. C. 3. §. 10.

Quo magis in artis exercitio utile est, veras et non fictas medicamentorum, pro tam diversa temporum et morborum natura, vires intimius nosse, eo magis dolendum, imo mirandum est, quod, si dicere licet, perpauca sint remedia, quorum virtutes et operationes certe et recte perspectae, sed plerumque spem atque exspectationem curantis frustrentur, quia verae pharmacorum facultates in Democriti quasi puteo adhuc latitent, perpauca certe supersunt, quae fidae et expertae virtutis, plurima vero infida, suspecta, fallacia, ficta. cf. Fr. Hoffmann l. c. §. 1.

Unsere Erkenntniß der Wirkungen der Arzneien ist empirisch. Was wir von verändernden, blutreinigenden, die Säfte verbessernden, auflösenden, einschneidenden Mitteln sprechen, ist nichts anders, als eine sinnlose Traduktion aus der todten Natur in die lebendige. s. Reil's Fieberlehre. Bd. 1.

Generalisiren heißt der böse, Individualisiren der gute Dämon der praktischen Heilkunst. E. Stapf in Annal. d. Heilk. 1814. Febr. p. 76.

Der Apparatus medicaminum ist weiter nichts, als eine sorgfältige Sammlung aller Trugschlüsse, welche die Aerzte von jeher gemacht haben. Einige richtige Erfahrungssätze sind darunter; wer mag aber seine Zeit darauf verwenden, diese wenigen Goldkörner aus dem ungeheuren Misthaufen herauszusuchen, den die Aerzte seit 2000 Jahren zusammengeschleppt haben? — s. Christoph Girtanner ausführliche Darstellung d. Brownischen Systems 2. Band. S. 600.

Es fällt in die Augen, warum es nicht zwei Aerzte giebt (noch geben kann), die mit einander einig wären. Denn da die Heilkunde gar keine festen Prinzipien hat; da nichts in derselben ausgemacht ist; da es nur wenig sichere und zuverläßige Erfahrungen in derselben giebt; so hat ein jeder Arzt das Recht, seiner eignen Meinung zu folgen. Wo von keinem Wissen die Rede ist, wo alle nur meinen; da ist eine Meinung so viel werth als die andre. In der dicken ägyptischen Finsterniß der Unwissenheit, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichtes vorhanden, vermöge dessen sie sich orientiren könnten. Wenn zwei Aerzte am Bett eines nicht eben gefährlichen Kranken zusammenkommen, so geht es ihnen oft wie den Wahrsagern in Rom; sie haben Mühe, wenn sie sich ansehen, das Lachen zu verbeißen. s. Girtanner a. a. O. S. 604.

In nullo mendacio maius est periculum, quam in medico. cf. Plinii histor. natural. Libr. 29. c. 1.

in administrandis vero remediis, quorum vires persaepe non satis sunt perspectae et corpori insuetae, nullum non mixturarum genus tam fidenter in usum revocet. cf. Bernardi Rammazzini Opp. Phys. Med. Genev. 1716. Orat. octava, cui titulus: in Medicina facienda remediorum simplicitatem operosae compositioni esse praeferendam. pag. 92.

Haud leve obstaculum peritiori in medicamentis cognitioni objicit, quod rarissime simplicia, sed ut plurimum composita, nec haec sola, sed aliorum usu interpolata, usurpentur. — cf. Fr. Hoffmanni Medic. rational. T. III. C. 3. §. 10.

Quo magis in artis exercitio utile est, veras et non fictas medicamentorum, pro tam diversa temporum et morborum natura, vires intimius nosse, eo magis dolendum, imo mirandum est, quod, si dicere licet, perpauca sint remedia, quorum virtutes et operationes certe et recte perspectae, sed plerumque spem atque exspectationem curantis frustrentur, quia verae pharmacorum facultates in Democriti quasi puteo adhuc latitent, perpauca certe supersunt, quae fidae et expertae virtutis, plurima vero infida, suspecta, fallacia, ficta. cf. Fr. Hoffmann l. c. §. 1.

Unsere Erkenntniß der Wirkungen der Arzneien ist empirisch. Was wir von verändernden, blutreinigenden, die Säfte verbessernden, auflösenden, einschneidenden Mitteln sprechen, ist nichts anders, als eine sinnlose Traduktion aus der todten Natur in die lebendige. s. Reil's Fieberlehre. Bd. 1.

Generalisiren heißt der böse, Individualisiren der gute Dämon der praktischen Heilkunst. E. Stapf in Annal. d. Heilk. 1814. Febr. p. 76.

Der Apparatus medicaminum ist weiter nichts, als eine sorgfältige Sammlung aller Trugschlüsse, welche die Aerzte von jeher gemacht haben. Einige richtige Erfahrungssätze sind darunter; wer mag aber seine Zeit darauf verwenden, diese wenigen Goldkörner aus dem ungeheuren Misthaufen herauszusuchen, den die Aerzte seit 2000 Jahren zusammengeschleppt haben? — s. Christoph Girtanner ausführliche Darstellung d. Brownischen Systems 2. Band. S. 600.

Es fällt in die Augen, warum es nicht zwei Aerzte giebt (noch geben kann), die mit einander einig wären. Denn da die Heilkunde gar keine festen Prinzipien hat; da nichts in derselben ausgemacht ist; da es nur wenig sichere und zuverläßige Erfahrungen in derselben giebt; so hat ein jeder Arzt das Recht, seiner eignen Meinung zu folgen. Wo von keinem Wissen die Rede ist, wo alle nur meinen; da ist eine Meinung so viel werth als die andre. In der dicken ägyptischen Finsterniß der Unwissenheit, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichtes vorhanden, vermöge dessen sie sich orientiren könnten. Wenn zwei Aerzte am Bett eines nicht eben gefährlichen Kranken zusammenkommen, so geht es ihnen oft wie den Wahrsagern in Rom; sie haben Mühe, wenn sie sich ansehen, das Lachen zu verbeißen. s. Girtanner a. a. O. S. 604.

In nullo mendacio maius est periculum, quam in medico. cf. Plinii histor. natural. Libr. 29. c. 1.

Das ist das wahre Gesetz, das so lebendig aus der Natur seines Gegenstandes hervorgegangen ist, das seinen Zwecken so vollkommen entspricht, daß jede Willkühr, jede Abweichung von ihm, sich durch Mißlingen straft. Einen erfreulichen Beleg hierzu giebt die homöopathische Heillehre; nur bei der gewissenhaftesten Befolgung aller ihrer Vorschriften kann das Ziel erreicht werden.

Jeder neuen Wahrheit gehet es wie den Gesandten zivilisirter Staaten an den Höfen der Barbaren (etwa am türkischen); — sie finden nur erst nach vielen Hindernissen und Beschimpfungen die geziemende Anerkennung. — Voltaire.

Einfach zu handeln und mit geringen Mitteln große Zwecke zu erreichen, war von jeher das Eigenthümliche weiser Männer! Sie ahmten hierinn der Natur nach.

Wer die Naturkörper, deren jeder nur gebundene Kraft ist, dem groben Maaß und Gewicht nach achtet, und in Anschlag bringt, handelt eben so thörigt, als wer den größten und dicksten Mann für den gewichtigsten hält.

So wäre dein Werkzeug zu tadeln, weil es, was es zu verrichten bestimmt ist, so einfach, ungekünstelt und doch so sicher und genügend verrichtet? Gewiß, du trafst, als du es verfertigetest, den rechten Punkt! — Sollt's auch meinen, antwortete der Künstler; aber die Maschinenleute wollens doch nicht zugeben, sagen, es sei gegen die Regel!

Wahrlich; die Wahrheit muß vom Himmel stammen; wie würde sie, wäre sie nicht fremd auf dieser Erde, hienieden so hart verfolgt werden!

Ich sah den gestirnten Himmel und ein weiser Mann, der in jenen Räumen ganz heimisch [illegible], sprach mit Begeisterung von den klarerkannten ewig[illegible] Gesetzen, die dieß wundervolle, rastlos bewegte Weltenleben halten und führen. Beim bewundernden Anblick der weit entlegenen Räume des Makrokosmus und bei der trefflichen, sicherstelligen Rede des weisen Mannes, dacht' ich des Makrokosmus und der Wissenschaft, die sich, ihn zu kennen, ja sogar seine Gebrechen zu heilen, rühmt. In Vergleichungen vertieft, sprach ich zu mir selbst — „wie mag den Astronomen das Wissen und Treiben der Aerzte erscheinen?" —

Die Natur verhält sich zu vielen Systemen wie das lautere Wort Gottes zu Menschensatzungen. Beide achten sich auch höher als jene.

Es ist gut, einmal eine Nacht hindurch zu wachen und das Grauen der Finsterniß zu beobachten, um dann das liebe erquickende Tageslicht desto heller zu schauen, desto freudiger zu empfinden. Die Geschichte der Irrthümer ist der Triumphwagen der Wahrheit.

Es scheint, als sei die Medizin eine Schülerin der vornehmen Kochkunst; wahrscheinlich hat ihr jene die Vielmischerei gelehrt.

Schlechten Predigern macht man mit Recht den Vorwurf, sie leben anders als sie lehren. — Es ist lustig anzusehen, wie die sublimsten ärztlichen Theoretiker so ganz prosaisch praktiziren.

Erfahrung ohne Umsicht führt zu verderblicher Blindheit. Siehe den gewöhnlichen Empiriker!

Jeder Gegenstand hat seinen Standpunkt von wo aus angesehen, er allein in seinem rechten Lichte erscheint. Dies weiß und befolgt jeder Kunstkenner, wenn er Kunstwerke beschaut. Dasselbe gilt aber auch von rein geistigen Erscheinungen; da aber bequemt sich selten einer von seinem Standpunkt hinweg und auf den richtigen zu treten, sondern bleibt stehen und schrey't gewaltig, „ich hab's gesehn und geprüft, die Sache ist grundfalsch!" — der liebe Mann hat nur falsch gesehn!

Es giebt gar viel sonst sehr gescheidte und gebildete Leute, die über Gegenstände der Naturkunde recht kindisch und albern denken und sprechen. — Wer mag daraus den besten Vortheil ziehen? — ich weiß es!

Die äußern erregenden Ursachen der Krankheiten zu kennen, ist sehr oft von hoher Wichtigkeit für den heilenden Arzt, jedoch allein, um sie für die Zukunft von dem Kranken entfernen zu können, nicht aber, (oder nur sehr selten) um aus ihnen auf die Natur und Heilung der Krankheit zu schließen. Die Kenntniß dessen, was man so innere Ursachen nennt, bleibt ewig Hypothese.

Es ist das schönste, nicht hoch genug zu schätzende Vorrecht der Naturwissenschaften, daß alles Streben in ihnen, wie und wohin es sich auch bewege, völlig frei ist von allen fremdartig störenden Einmischungen, wie sie andere Fächer der Gelehrsamkeit wohl oft erfahren müssen. Wie die Natur, so bilden auch ihre ächten Priester eine Republik, wo, wie in allen wahren Re-

publiken, alle Meinungen frei sind und frei wirken. Es giebt aber Leute, die sich auch zu den Priestern und Republikanern der Natur zählen, welchen aber diese naturrepublikanische, hier so wohlthätige und unentbehrliche Freiheit zuwider ist und welche sie gar gern beschränken möchten.

Es giebt Leute, die sich ärgern, wenn jemand etwas neues vorbringt über Dinge, mit denen sie sich schon seit Jahren im Reinen zu seyn dünkten und begnügten. s. Okens Isis 1818 p. 727.

Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuerter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck; so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt und entwickelt, weil jeder einzelne sich das Ganze Kopfrecht machen will, und es schmeichelhafter ist, irrend Original zu seyn, als die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen. s. Göthe Morphologie, 1. B. 2. Heft.

Literarische Anzeige.

Reine Arzneimittellehre
von
Samuel Hahnemann.

Sechster Theil. Dresden 1821. bei Arnold XVI. 255.

Die in diesem Theile ihren wahren Wirkungen nach dargelegten Arzneistoffe sind: Angustura, Braunstein, Kapsikum, Königskerze, Koloquinte, Röstschwamm, Sonnenthau, Wismuth, Wüthrich, Zinn. Die vielseitige und scharfsinnig-gewissenhafte Prüfung, welcher der hochverehrte Verfasser diese Stoffe nach einem Prinzip, welches, wie wenig es auch bisher bei Erforschung der Arzneikräfte befolgt worden ist, doch seiner Natur nach, allein fähig ist, reine, feststehende Resultate über diesen wichtigen Gegenstand zu liefern, unterworfen hat, hat einen so großen Reichthum an künstlichen Krankheitselementen zu Tage gefördert, und ihre Kenntniß dergestalt erweitert und berichtiget, daß das, was wir hier mit-

getheilt erhalten haben, als eine sehr wesentliche und bedeutende Bereicherung der Kunst zu betrachten und dankbar anzuerkennen ist. Einleuchtend und wohlbegründet ist die Widerlegung der Behauptung, es seyen der im Handel vorkommenden Angusturarinde Stücke einer andern Rinde von einem unbekannten Baume beigemischt, welche sich, wie durch botanische und chemische Merkmale, so durch ihre giftigen und lebensgefährlichen Wirkungen von der ächten merklich unterscheiden sollen. Der mit triftigen Gründen belegten Ansicht des Verf. zu Folge, sind jedoch beide Sorten Rinde Eines Baumes, nur dadurch unterschieden, daß in den sogenannt unächten und giftigen Stücken, in sofern sie vielleicht von ältern Aesten genommen worden sind und wohl auch durchs Trocknen weniger verl[illegible]n haben, der wirksame harzige Bestandtheil mehr entwickelt und sie daher verhältnißmäßig kräftiger, ja eben deswegen in den gewöhnlichen unmäßigen Gaben gefahrbringend sind. Er führt einige Vergiftungsgeschichten mit übergroßen Gaben vermeintlich falscher Angustura an, deren spezifische Aehnlichkeit mit den ebenfalls dargestellten Krankheitserscheinungen, welche reine Versuche mit der sogenannten ächten Angustura geliefert haben, nicht zu verkennen ist, und woraus die Identität beider Sorten, welche nicht qualitativ, nur quantitativ verschieden sind, deutlich hervorgeht.

Die Angustura, bietet nach dem treu und lebendig aufgezeichneten Bilde der von ihr eigenthümlich zu erregenden Arzneikrankheit unschätzbare Heilkräfte vorzüglich in einigen krampfartigen Krankheiten dar, welche, nach

Anleitung des homöopathischen Heilgesetzes angemessen gewählt, in ihr bestimmte und schnelle Hülfe finden können. Höchst bedeutend sind die hier aufgeführten Wirkungen des Braunsteinoxyds auf den gesunden menschlichen Körper und es werden durch dieß Metall besonders gewisse unerträgliche Schmerzen der Knochenhaut und Gelenke, gewisse Arten Sinneverminderung und Krankheiten der Luftröhre und des Kehlkopfs homöopathisch beseitiget werden können. Die von dem spanischen Pfeffer zu Tage geförderten pathogenetischen Erscheinungen sind so zahlreich als wichtig und können häufig gesegnete Anwendung finden. Möchten doch Alle, welche den Essig mit diesem höchst arzneilichen und daher der Gesundheit sehr nachtheiligen Gewürze schärfen, so wie diejenigen, [illegible] ihn sogar als Surrogat des schwarzen Pfeffers zum diätetischen Gebrauche empfehlen, das, was hierüber gesagt wird, wohl beachten und erwägen, daß diese Verfälschung der Lebensmittel nichts als eine schändliche Betrügerei und Vergiftung ist. Durch die ausführliche Darstellung der wahren Wirkungen der Koloquinte und des Röstschwammes lernen wir, in welchen besondern Unterleibs- (und einigen andern) Krankheitsfällen jenes gewaltige Mittel mit gewissem Erfolg heilbringend anzuwenden sey, so wie daß dieser, außer seiner eigenthümlichen Wirkung auf die Organe des Halses, noch weit ausgebreitetere Kräfte besitzt, vermöge deren er in einigen nicht seltenen Krankheitsfällen sich heilsam beweisen muß. Der fast obsolete Sonnenthau findet hier die gehörige Würdigung seiner unschätzbaren Eigenschaften, indem aus seiner gewissenhaften Prüfung

hervorgeht, daß er ein sehr wirksames, und also in den angemessenen Krankheitsfällen, zu deren genauer Bestimmung hier Anleitung gegeben wird, heilsames Mittel ist. Besonders wird eine Art bösartiger Husten und Luftröhrenschwindsucht ihr Heilmittel in ihm finden. Auch das Wismuthoxyd erhält durch die über selbiges gemachten und hier mitgetheilten reinen Beobachtungen seine wahre Heilbedeutung. Wenn dadurch seine Kraft, Magenschmerz und Magenkrampf bisweilen (homöopathisch) zu beseitigen, bestätiget wird; so werden zugleich die individuellen Fälle genau bestimmt, in welchen er dies vermag und überdem seiner Anwendung ein weit größerer Wirkungskreis eröffnet. — Die hier aufgeführten wahren Wirkungen des Wüthrichs — Cicuta virosa — sind so seltsam-sonderbarer Art, daß diese Pflanze nur in sehr seltenen chronischen Krankheiten angewendet werden dürfte. Gewisse Geistes- und Sinnenstörungen sind seine Hauptwirkungen. Ungemein reich an bedeutenden und höchst merkwürdigen krankheiterregenden Kräften ist das Zinn, von dem bisher, außer seiner gerühmten Bandwurmtödtenden Eigenschaft und als Antihecticum wenig Gebrauch gemacht worden ist. Die erste zeigt sich durch die reinen Erfahrungen nicht, die zweite Eigenschaft vollkommen bestätiget, und wir erkennen daraus, in welchen bestimmten Fällen von Lungenschwindsucht und mehreren andern Krankheiten der schlimmsten Art, das Zinn sich mit Gewißheit hülfreich bezeigen kann.

Dankenswerth und sehr willkommen sind die in diesem Bande, theils in den Vorworten zu den Mitteln, theils in den Anmerkungen zu den einzelnen

Symptomen gegebenen Andeutungen. Sie erleichtern die Uebersicht und die Wahl der Arzneien ungemein und sind namentlich für den Anfänger in der Kunst fast unentbehrlich.

Die, das Buch eröffnende Abhandlung über die Wirkung der kleinen, von der homöopathischen Heillehre vorgeschriebenen Arzneigaben, verdient die höchste Beachtung, indem in ihr Ahnungen lichtvoll ausgesprochen sind, welche diesen Gegenstand von einer ganz eignen Seite beleuchten und dadurch nicht geringes Licht über ihn, so wie über manche andere Naturerscheinung, verbreiten. Dem Verf. zu Folge besteht jeder Arzneistoff aus konkreter Kraft, nur im gebundenen, gleichsam erstarrten Zustande, in welchem er so lange beharrt, bis selbige auf eigne angemessene Weise entwikkelt und nun frei thätig wird. Durch gewisse Manipulationen z. B. langes Reiben, kräftiges Schütteln und dadurch bewirktes feinstes Zertheilen, scheint dieß erreicht zu werden, so daß die Kraftbefreiung und ihre freiere Aeußerung mit jedem Grade fortgesetzten Zertheilens in gewissen Progressionen steigt und der vorher todtscheinende Stoff gleichsam lebendig, geistig, reine, ungebundene, immensurable, imponderable Kraft wird. Daß dem so sei, wird durch mehrere angeführte Analogieen aus der Natur bestätiget. Es ist also der Ansicht des Verf. nach, die Verkleinerung der Arzneien durch vielfaches Zertheilen nur scheinbar; es ist eigentlich eine Verstärkung. Ist nicht ein wachender Mensch stärker als ein schlafender? Geistreich und voll tiefer Einsicht in das innere gesetzliche Leben der Natur

ist dieser Gegenstand ausgeführt, obwohl vielleicht noch einige andere, für die Gabenkleinheit in homöopathischer Heilbeziehung sprechende Momente hierbei Berücksichtigung und Bezeichnung verdient hätten; z. B. das wichtige Naturgesetz, daß, je höher eine Krankheit steigt, desto größer auch die Empfänglichkeit des Organismus für das ihr spezifisch verwandte, homöopathische Mittel wird, woher es kommt, daß es dann, selbst in kleinster Gabe, heilkräftig auf sie reagirt. Bei der enantiopathischen Beziehung findet gerade das Gegentheil hiervon statt. Freudiger Ueberzeugung voll stimmt wohl jeder nicht ganz mechanisch-materielle Kopf in das schöne Wort, womit der Verf., eine nur zu lange unerkannte Wahrheit andeutend, diese Betrachtungen schließt. „Alles in der Natur lebt und ist Kraft; wir müssen es nur zum Leben zu bringen und seine Kraft zu entwickeln wissen!" Möge es dem verehrten Verf. gefallen, die Kunst recht bald mit der Fortsetzung dieses, seines unermeßlichen Umfangs wegen, freilich nie zu vollendenden Werkes zu bereichern: was jetzt wenige Freunde der Wahrheit, von seinem Werth innig überzeugt, freudig empfangen, wird gewiß eine unbefangenere Nachwelt dankbar verehren und weislich benutzen.

St.

P l a t i n a.

Von

Dr. W. Groß und Dr. E. Stapf.

Die merkwürdigen Resultate, welche schon früher die, am gesunden menschlichen Körper unternommene Prüfung des metallischen Goldes und Silbers geliefert hatte, — (s. den 4. Band d. reinen Arzneimittellehre von S. Hahnemann, Seite 87—114. und 266—284.) so wie die wohlbegründete Ueberzeugung, daß jedes Metall eigenthümliche und höchst bedeutende Kräfte in Veränderung des normalen Befindens Gesunder besitze, veranlaßten mich, auch die Platina einer ähnlichen Prüfung in dieser Hinsicht zu unterwerfen.

Es wurden daher 20 Gran chemisch-reine Platina in Salpeter-Salzsäure — Königswasser, — in der Wärme aufgelöst, die erhaltene goldgelbe Auflösung mit destillirtem Wasser gehörig verdünnt und ein reingeschliffenes Stahlstäbchen hineingehangen, an welchem sich dann sehr bald die Platina, als eine kristallinische Rinde, niederschlug. Zu Entfernung alles Fremdartigen, wurde die erhaltene, sehr leicht zerreibbare Masse — me-

tallische Platina — auf's genaueste mit vielem destillirtem Wasser ausgesüßt und wohl getrocknet mit 2000 Gran Milchzucker, welcher allmählig hinzu gethan wurde, durch fünfstündiges, starkes Reiben innig gemischt, so daß 100 Gran dieses Pulvers 1 Gran Platinmetall enthielten.

Hiervon nahm ich selbst, so wie einige andere sehr gesunde und zu Versuchen dieser Art fähige und wohlgeneigte Personen, unter Beobachtung der einfachsten, naturgemäßesten Lebensweise und strenger Entfernung alles Störenden, angemessene Quantitäten, bis zu Erregung sehr merklicher krankhafter Erscheinungen. Die nachstehenden Symptome, welche ich größtentheils der Güte meines verehrten Freundes, des Dr. Groß in Jüterbock, welchem ich eine Parthie der so zubereiteten Platina mitgetheilt hatte, verdanke, sind das Resultat dieser mit der redlichsten Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit angestellten Versuche. Nur was sich bestimmt und scharf aussprach, was über allen Zweifel erhaben als reine Platinwirkung betrachtet werden konnte, wurde von uns in dieß Verzeichniß aufgenommen.

Die Platina gehört unter die kräftigsten und wirksamsten Metalle. Ein wichtiger Theil der hier verzeichneten Symptome, wurde von dem Dr. Groß an einem körperlich und geistig sehr gesunden und blühenden, wenn auch leicht erregbaren jungen Frauenzimmer, von dem Genusse Eines, in fünf Theile getheilten Grans Platina beobachtet; so wie die übrigen, mehr oder weniger, durch 2—3 Gran affizirt wurden.

Wie wenig auch das nachstehende Verzeichniß die Summe der spezifischen Eigenthümlichkeiten der Platina erschöpfen mag, da sie ohne Zweifel bei weiterer Forschung deren noch weit mehrere und bedeutendere darbieten wird; so erkennen wir doch schon aus diesen wenigen hier dargelegten Symptomen, wie wohlthätig sie sich in einigen der beklagenswerthesten Uebel beweisen muß, wenn wir es nicht verschmähen, sie nach den Gesetzen der homöopathischen Heilkunst verständig anzuwenden.

Ich mache hierbei nur auf die ganz eigenthümliche Verstimmung des Gemüths aufmerksam, welche die Platina, nach den sorgfältigsten Beobachtungen, in vollkommen gesunden Personen zu erregen vermag, und die sich bei keinem der bis jetzt bekannten Mittel, in dieser Art, in diesem Umfange wiederfindet. Denn wie wohl mehrere Arzneistoffe jene Traurigkeit, Unruhe, Bangigkeit und Weinerlichkeit u. s. w. bei Gesunden zu erregen im Stande sind; so vermissen wir doch bei allen bis jetzt bekannten Heilstoffen jene, der Platina vor allen eigenthümliche, unwiderstehliche Neigung alles, selbst das verehrteste und geliebteste gering zu schätzen und zu verachten, und sich selbst zu überschätzen; wobei die Gegenstände auch sinnlich kleiner erscheinen (Sympt. 429 — 432.); wodurch sie zu einem sehr willkommenen und spezifischen Heilmittel einer nicht eben seltenen Art Melancholie wird.

Vergleichen wir die krankhaften Veränderungen, welche das Gold und die Platina in dem Gemüth her-

vorbringen, so finden wir, bei mancher Aehnlichkeit, doch in den bezeichnendsten eine merkwürdige Verschiedenheit. Wenn Gold bei großer Aengstlichkeit, Bangigkeit und verzweifelnder Unruhe, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Tode und Trieb sich selbst zu entleiben, bei Gesunden erregt; so sehen wir die Platina gerade das Gegentheil bewirken: große Furcht und Abscheu vor dem Tode, dem sie sich nahe glaubt. (S. die Symptome 397. 401.)

Mehrere Eigenthümlichkeiten der Platina hab' ich in einigen hinzugefügten Anmerkungen bezeichnend hervorgehoben. Wer jedoch diesen Symptomen die gehörige Aufmerksamkeit schenkt, wird noch manches finden, was ich hier aus Mangel an Zeit nicht ausführlicher berühren konnte.

In einigen passenden Krankheitsfällen habe ich bereits die Platina mit Erfolg angewendet und gefunden, daß bei nicht allzuhoher Erregbarkeit $\frac{1}{10000}$ Gran vollkommen hinreicht, alles auszurichten, was das Mittel seiner Bestimmung nach ausrichten soll und kann. Bei sehr empfindlichen Subjekten und hoher Entwickelung der Krankheit würde die Gabe noch um vieles verringert werden müssen.

Ich habe Grund zu glauben, daß Pulsatille übermäßige Platinwirkung antidotarisch beseitigen wird.

Die Wirkungsdauer der Platina erstreckt sich auf mehrere Wochen.

Stapf.

am schlimmsten jedoch immer in der Stirn: ein dumpfes, bisweilen wühlendes Zusammenpressen, bei höchst verdrießlicher und ungeduldiger Stimmung; dabei wird ihm heiß am Oberkörper, besonders am Kopfe, und Angstschweiß scheint ausbrechen zu wollen, wenigstens überrollt ihn alle Augenblicke fliegend siedende Hitze. Nichts erleichtert den Zustand, der, wie wohl auf Augenblicke milder, doch schnell heftig wiederkehrt. Abends beim Verweilen in kühler Luft ist ihm ungewöhnlich heiß (ohne Durst). Beim Anfange des Gehens nach kurzer Ruhe schüttert das Hirn schmerzlich, als wäre es eine im Kopfe locker liegende, empfindliche Kugel, die an die Schädelwände anschlüge. Abends im Bette findet sich zu dem spannenden Taubheitsgefühl in der Stirne ein eignes Wuwwern im Ohre, worüber, er mit Nachlaß aller Schmerzen, einschläft. (den 4ten Tag.)

Auf einer kleinen Stelle des linken Scheitelbeins plötzlich ein empfindlicher Schmerz, wie von einem stumpfen Instrumente gequetscht.

Am linken Seitenbeine auf einer kleinen Stelle eine Art ätzenden Stumpfstechens in Absätzen. (n. 1 St.)

20. Stumpfer Schmerz in den rechten Seitenbeine, als stäke ein Pflock daselbst. (den 6. Tag.)

Auf der rechten Kopfseite und vorne ein vorübergehender Schmerz, wie von einem Schlage. (n. $\frac{3}{4}$ St)

Ruckweises Ziehen in der rechten Kopfseite, so wie auf einer kleinen Stelle der linken Kopfseite.

In der linken Stirnseite ein plötzliches, flüchtiges Hineinpressen, wie von einem stumpfen Körper. (n. 3 St.)

In der linken Kopfseite scharfe Stiche; Abends im Bette.

25. Ein drückender Klammschmerz in der linken Schläfe, schwach beginnend, steigend und fallend.

Von der linken Schläfe zieht's schmerzlich in die Stirn, wo es empfindlich drückt.

In der linken Schläfe klammartiges Einwärtspressen.*)

Klammartiges Spannen in beiden Schläfen, wie eingeschraubt.

Wellenförmiges Einwärtsdrücken in der linken Schläfe.

30. Brennender Stich, wie mit einer heißen, stumpfen Nadel in der linken Schläfe, welcher durch Krazzen vergeht.

In der rechten Schläfe schmerzliches Klemmen; Nachmittags. (den 7ten Tag.)

In der rechten Schläfe Kriebeln wie von laufenden

---

*) Anm. 27. Die Erregung des krankhaften Gefühles von Einwärtspressen, s. 23. 35. u. s. w. — nahe verwandt mit den zusammenschnürenden Schmerzen — ist eine sehr häufige Wirkung der Platina, und Modifikazionen davon scheinen zu sein: Gefühl, als stäke ein Pflock daselbst. s. 20. 243. — wellenförmiges Einwärtsdrücken, s. 29. 40. Schmerz, wie vom Anstämmen eines stumpfen Instruments s. 57. 235. ein drückender Klammschmerz. s. 25. u. s. w.

Ameisen; dann gehts herab an der rechten Seite des Unterkiefers mit Kälteempfindung.

Plötzlich und schnell fährt's ihr wie eine krampfhaft zusammenziehende Empfindung von der rechten Schläfe zur linken durch den Kopf; später ward ihr der Kopf auf beiden Seiten wie taub und zittrig, als wäre er fest mit einem Tuche umwunden.

Oben auf dem Scheitel ein tauber Schmerz, mit dem Gefühl, als würde die Kopfhaut zusammengezogen und als läge ein schweres Gewicht darauf. (n. ½ Stunde.)

35. Flüchtiger Schmerz auf der Mitte des Scheitels, ein Einwärtspressen. (n. 5. St.)

Brennen auf dem Kopfe.

Klammartiger Zug von der linken Seite des Hinterhauptbeins durch den Kopf bis zum Unterkiefer. (n. 1 St.)

Im Hinterhaupte überläuft sie's kalt; von da läuft's kalt nach den Backen herab und endet dort in einen dumpfen Schmerz, wie ein Brennen; dann zieht's in einen hohlen Zahn.

An verschiedenen Stellen des Kopfes schmerzliches Ziehen.

40. Ueber der rechten Augenhöhle wellenförmiges betäubendes Drücken. (n. 3 St.)

Rechts neben dem äußern rechten Augenhöhlenrande absetzend klammartiges Wehthun. (n. ¼ St.)

Auf dem rechten Augenbraunbogen schmerzt's wie nach einem starken Schlage.

Am obern Augenhöhlenrande eine Art wunden Fressens, wie aufgerieben. (n. 3 St.) *)

Spannendes Wehthun in beiden obern Augenhöhlrändern, woran die Augäpfel Theil nehmen; sie sind wie zusammengedrückt.

45. Brennendes Hitzgefühl in den Augen, mit schmerzlicher Schläfrigkeit, daß sie zufallen möchten; beim Zumachen schmerzen sie weniger, sieht sie aber stark auf einen Gegenstand, so ists, als wollten sie thränen; in der freien Luft weniger stark als in der Stube.

Fippern der Augenlieder.

Schläfriges Drücken in den Augen, Vormittags, wiewohl er selbst übrigens nicht schläfrig ist. (n. 2 St.)

Im rechten Augenwinkel öfters ein Kriebeln, zum Reiben nöthigend. (n. 2. 4. 12. St.)

---

*) Anm. 43. Wundes Fressen, wie aufgerieben, s. 43. 59. 65. 84. 201. 203. 246. 333., u. a. stichelndes Kitzeln zum Kratzen nöthigend, s. 342. juckendes Fressen z. K. n. s. 281. Kriebeln z. K. n. s. 215. juckendes Prickeln z. K. n. s. 282. brennendes Prickeln z. K. n. s. 283. wundes Brennen wie geschabt, s. 257. Kriebeln wie Ameisenlaufen, s. 32. 273, ätzendes Stumpfstechen s. 19. und einige andre Ausdrücke, sind mehr oder weniger nahe verwandt und das charakteristische bei ihnen scheint das eigne fressende Wundheitsgefühl zu sein, und die Neigung zum Kratzen, wodurch der Schmerz nur selten dauernd beseitiget wird. Bei weitern genauen Versuchen wird sich wahrscheinlich in ihrer Wirkung ein eigenthümliches Hautexanthem zeigen.

Schründen und Kältegefühl im rechten Auge.

50. Eine eigne Empfindung um das linke Auge herum, wie ein schmerzloses Herumziehen, mit Sehverminderung; er sieht wie durch einen Flor; es ist ihm, als wäre das Auge zugeklebt und er zieht unwillkührlich mit den Augenliedern, um sie aus einander zu ziehen, ob man gleich nichts Veränderter sieht.

Mit dem rechten Auge muß sie einigemal blinken; es ist als wäre ein Sandkorn hineingekommen.

Wenn sie die Augen zum Sehen anstrengt und auch Abends beim Lichte, so schmerzen sie (besonders das linke); erst jucken sie, daß sie reiben muß, danach fangen sie an zu schwären, thun sehr weh, und es schimmert und zittert ihr dann davor, daß sie nichts sieht und sie schließen muß; wobei sie sogleich einschläft.

Spannende Taubheitsempfindung in beiden Jochbeinen und Warzenfortsätzen, als wäre der Kopf an diesen Theilen wie zusammengeschraubt.

Im rechten Jochbeine und der ganzen diesseitigen Nasenhälfte stumpfer betäubender Druck.

55. Im linken Jochbeine klemmartig - schmerzhaftes Taubheitsgefühl. (n. 1¾ St.)

Klammschmerz auf der rechten Seite des Nasenbeins. (n. 4 St.) *)

---

*) Anm. 56. Schmerzliches Ziehen s. 39. u. v. a., spannendes Wehthun, s. 44. klammartiges Jucken 217. 278. u. v. a. — — scheinen Modifikazionen Eines, für die Platina eigenthümlichen Hauptgefühls, des Klammschmerzes, s. 69. 277. 278. 279. u. v. a.

Hinten am linken Warzenfortsatze anstämmenden Schmerz, wie mit einem stumpfen Instrumente; beim Draufdrücken, wie von Quetschung.

Ein brennender feiner Stich, zum Kratzen nöthigend, in der linken Wange. (d. 7. Tag.)

Auf beiden Backen ein Fressen, welches zum Kratzen nöthiget, worauf es jedoch wiederkommt. (n. 4½ St.)

60. In der Backenhaut ein jückender Stich, wie von einem darin steckenden Splitter, welcher durch Reiben sogleich verging.

In der ganzen rechten Gesichtsseite ein Gefühl von Kälte, Kriebeln und Taubheit zusammen.

Heiß am ganzen Kopfe, schwül, weiß sich nicht zu lassen; dabei ein dumpfer Schmerz in der Stirn.

Brennende Hitze im Gesicht mit glühender Röthe und dem Gefühl, als hielte sie das Gesicht über Kohlen. Dabei große Trokkenheit im Munde und heftiger Durst, schwindliches Fippern vor den Augen, welche etwas thränen und drückender Kopfschmerz. Abends von 5—9 Uhr, mehrere Abende wiederkehrend. (n. 6 St.)

Blasses, eingefallenes Gesicht. (späterhin.) *)

---

*) Anm. 64. Die Blässe des Gesichts ist entweder Nachwirkung gegen die, weit früher erscheinende Hitze und Röthe des Gesichts, oder beide sind als Wechselwirkungen zu betrachten, was mir am wahrscheinlichsten ist.

65. Am linken Ohrläppchen ein Fressen, wie von etwas ätzendem, was zum Reiben nöthigt. (n. ¾ St.)

Innerlich im rechten Ohre ein dumpfes Stechen, in Absätzen.

Reißen, Ziehen und stumpfes Stechen im rechten Ohre, wie Ohrenzwang.

Im rechten Ohre ein klammartiger Schmerz, wie Ohrenzwang. (n. ¼ St.)

Im linken Ohre Klammschmerz, wie Ohrenzwang. (n. 11 St.)

70. Wühlender Schmerz im rechten, und ruckweises Ziehen im linken Ohre.

Eine Art fressenden Kriebelns im rechten Ohrgange. (n. 1 St.)

Im rechten äußern Ohre, mit untermischten Rucken, wie stumpfe Stiche; ein Kältegefühl mit einer Art Taubheitsempfindung; das Kältegefühl erstreckt sich durch die Backen bis in die Lippen.

Im rechten Ohre ist's als zöge eine sehr kalte Luft hinein.

Brennende Wärme in beiden Ohren, auch äußerlich fühlbar; sie sehen auch sehr roth aus.

75. Im rechten Ohre absetzendes Fauchen, wie vom Fittig eines großen Vogels.

Im rechten Ohre Wuwwern, ein dumpfes, entferntes Wagenrollen auf hartem Steinpflaster; alle Tage in den Frühstunden, dann späterhin auch alle Abende nach dem Niederlegen ins Bette.

Mehrere Wochen lang zu derselben Stunde wiederkehrend

Ohrenklingen; dann Reißen im linken Ohrgange.

Im rechten Ohre einzelne donnernde Rucke, wie ferner Kanonendonner. (n. ½ St.)

Wuwwern im rechten Ohre, mit klammartig drückender Eingenommenheit derselben Kopfseite. (n. 1 St.)

80. Im rechten Ohre Brausen.

Im rechten Ohre Kriebeln und starkes Klingen; längere Zeit hindurch.

Früh im Bette in der Oberlippe über dem rechten Mundwinkel absetzend klammartiges Zucken. (n. 14 Stunden.)

Unter dem rechten Mundwinkel am Kinne ein dumpfer Schmerz mit Kältegefühl; mehrere Tage lang.

Um den Mund herum wundes Fressen, zum Kratzen nöthigend, wie wenn man sich mit einem stumpfen Messer rasirt hat. (d. 7. Tag.)

85. An dem äußern Rande der Unterlippe einige wäßrige Bläschen, welche von selbst aufgehen und helles Wasser ergießen, beißenden Schmerzes. (n. 6 St. erscheinend und mehrere Tage stehend.)

Am innern Rande der Oberlippe ein Bläschen, so vor sich nicht, wohl aber bei der leisesten Berührung heftig stechend schmerzend. (n. 5 Tagen.)

Die Oberlippe ist ganz trocken und wie verbrannt.

Große Trockenheit der Lippen, die sich ganz rauh anfühlen. (ohne Durst.)

Die Lippen schälen sich viele Tage lang und bluten unter heftigen Schmerzen, wenn die freie Luft dran kommt; schrundig.

90. An der Unterlippe, gleich unter dem Rothen derselben, Schrunden, wie wundgerieben

An der innern Fläche der Lippen Schrunden, mit einem schmerzlichen Gefühl, angehender Lockerheit der obern Zähnereihe.

An der linken Seite des Unterkiefers, neben dem Kinne, jückendes Prickeln, sogleich nach dem Kratzen vergehend. (n. 1½ St.)

Spannende Taubheitsempfindung im ganzen Kinne, wie eingeschraubt. (n. 2½ St.)

Im Kinne einzelne stumpfe Rucke, wie aufgestaucht. (n. 1½ St.)

95. Langsam absetzende stumpfe Stöße unten am Kinn, wie von einem stumpfen Werkzeuge.

Am Kinne ein wundes Fressen, wie von etwas Aetzendem; er muß reiben.

In der Mitte am Kinne ein kleines, blaurothes Adernetz, wie man bisweilen an den Füßen findet, von varikösen Aederchen; schmerzlos, mehrere Tage hindurch.

Schrunden auf der innern Fläche der Unterlippe und am Zahnfleische des Ober- und Unterkiefers.

Im linken Aste des Unterkiefers ein vorübergehender klammartiger Schmerz. (n. 10 Minut.)

100. Am untern Rande des Unterkiefers, linker Seite Klammschmerz bei ungehinderter Bewegung desselben. (n. ½ St.)

Im Halse auf der rechten Seite ruckweises Ziehen, das dann in einen hohlen Zahn dieser Seite geht, und zuletzt an's Ohr, wo es ruckweise stumpf sticht.

Flüchtiges aber heftiges klammartiges Ziehen durch die untere Zahnreihe.

In der obern Zahnreihe plötzlich klammartiges Ziehen.

Früh nach dem Aufstehen in der linken Zähnereihe des Unterkiefers ein tauber Schmerz, wie vor oder nach heftigem Zahnweh. (n. 4 St.)

105. Anhaltend wühlend-ziehender Schmerz im hohlen Zahne; auch in einem nicht hohlen Schneide-Zahne.

In einem Backzahne (erst der untern, später der obern Reihe) ein Ziehen und Pochen, als ob er hohl wäre; ob er gleich gesund ist.

Brennen unter der Zunge.

Brennen an der rechten Zungenseite entlang.

Kriebeln auf der Zunge.

110. Die Oberfläche der Zunge deuchtet wie verbrannt, was viel ärger wird, wenn sie mit den Zähnen über die Zunge streicht.

Auf der Zungenspitze ganz süßer Geschmack.

Am Tage, besonders nach dem Essen, klebrig, schleimig im Munde.

Früh klebrig, schleimig im Munde, bei sehr böser Laune.

Im Halse ist's ihr kratzig, wie roh, wozu sich bisweilen eine Neigung zum Kotzen

gesellt; entsteht Abends beim Niederlegen und dauert den folgenden Tag fort.

115. Im Halse ein schmerzhaftes Gefühl, als hätte sie da was böses gehabt, und es hinge ein Stück Haut herunter; außer und während dem leeren Schlucken.

Gefühl im Halse, als sei das Zäpfchen gefallen.

In der rechten Gaumenhälfte, Schründen wie roh und wund; in der linken Nasenöffnung Kriebeln.

Ein leises Wehthun im Halse verbreitete sich plötzlich als ein ziehendes Schwerheitsgefühl durch den Kopf.

Bei dem Kratzen im Halse sammelt sich von Zeit zu Zeit etwas Schleim, weshalb sie sich räuspern muß.

120. Drücken im Halse, als würde die Kehle zugeschnürt, jedoch ohne Athemmangel. —

Klammartiges Ziehen im Halse, in der Gegend des Zungenbeins, als wäre alles zugeschnürt. (n. 1½ St.*)**)

In dem ganz unbedeutenden Kropfe sogleich ein leises Kitzeln und Wehthun, besonders beim Befühlen.

Kratzen im Halse, als sollte sie den Schnupfen bekommen, als hätte sie etwas Beißiges gegessen;

---

*) Anm. 120. 121. Krankhafte Gefühle von Zusammenschnürung, s. 8. 146. 147. 255. u. a. O. bei Gesunden zu erregen, ist der Platina besonders eigen, und es äußert sich dieß fernerhin in den mehr oder weniger synonimen Ausdrücken, als: wie eingespannt, s. 5. wie eingeschraubt, s. 15. 17. 28. 53. 93. u. a. m. zusammen gebunden, s. 241. 296. zusammengepreßt, s. 10. wie von einem Tuche umwunden, von einem Faden umwickelt; s. 33. 343. —

**) Anm. 120. 121. vergl. mit 146. 147. und 170. 227.

sie muß oft räuspern, wobei es weher thut und gelind sticht.

Beim Wenden des Halses nach der linken Schulter, plötzlich auf dieser Seite Klammschmerz. (n. 1 St.)

125. Bei weinerlicher Laune widersteht ihr das Essen, da sie vorher viel Appetit hatte.

Die ersten Bissen schmecken; wenn sie aber einige Bissen hinter hat, Voll- und Sattheit.

Sie ist sogleich satt; Abends, weil sie die sonst ganz ungewöhnliche Traurigkeit am Essen hindert, später ißt sie.

Tabak will ihm nicht schmecken; zwar hat er Verlangen zu rauchen, doch bei'm Rauchen selbst stellt sich bald Widerwillen dagegen ein. (d. 4. u. 5. Tag.)

Uebligkeit; wobei sie jedoch den Appetit zum Essen, welches richtig schmeckt, behält.

130. Langanhaltende Uebligkeit bei großer Mattigkeit, Aengstlichkeit und einem Zittergefühl durch den ganzen Körper; vormittags.

Uebligkeit zum Erbrechen, wozu es jedoch nicht kommt; in Absätzen wird's schlimmer, mit großer Weichlichkeit und Müdigkeit der Untergliedmaßen.

Sehr heißer Odem.

Leeres Aufstoßen schon früh, ohne etwas gegessen zu haben.

Oefteres Aufstoßen nach Luft, zu jeder Zeit.

135. Leeres Aufstoßen bei hungrigem Magen. (n. ¼ St.)

Rülpsendes Aufstoßen von Luft, nach dem Essen und ausser der Mahlzeit.

Plötzlich aus dem Schlunde heraufsteigende, widerlich bittersüße Feuchtigkeit, in der er sich verschluckt, so daß er Husten muß, wobei ihm das Wasser in die Augen tritt, und welche lange nachher eine kratzige Empfindung im Rachen nachläßt. (n. 1½ St. und nach dem Mittagsessen.)

Blähungsabgang und schlucksendes Aufstoßen nach dem Essen.

Von Zeit zu Zeit läuft ihr Wasser im Munde zusammen.

140. Vom Halsgrübchen an, bis zur Herzgrube, fährt in der Brust ein brennendes Gefühl herab.

In der Herzgrube eine Art nüchterner Weichlichkeit und Uebligkeit; dann gehts mit gelindem Kneipen herunter in den Bauch.

Nach dem Essen (eines Butterbrodes) Drücken in der Herzgrube, als hätte sie allzuschnell gegessen, und es wäre unverdaut liegen geblieben. (n. ½ Stunde.)

Ganz früh nüchtern ist's ihr im Leibe so voll, als hätte sie zuviel gegessen, mit vielem leeren Aufstoßen.

Es steht ihr in der Herzgrube, als hätte sie viel Luft verschluckt und steigt ihr dabei bisweilen bis zum Halsgrübchen in die Höhe. Sie glaubte, Aufstoßen würde es erleichtern, sie kam aber nicht aufstoßen; nach jedem leeren Schlucksen wurde es schlimmer, als mehrte sich dadurch die in der Herzgrube enthaltene Luft.

145. In der Magengegend Jucken, wie Muskelhüpfen, das man äußerlich sieht.

Zusammenziehender Schmerz in der Herzgrube, wie zu fest geschnürt, als könnte sie davor nicht athmen.

In der Herzgrubengegend querüber schmerzliches Gefühl, wie zu fest geschnürt, mit einigem Hunger, oder vielmehr mit dem Gefühl, als würde jenes Mißgefühl durch Essen weggehen. *)

Eine Art Beklemmung um die Herzgrube (ohne Odembeklemmung.).

Vier Finger breit unter der Herzgrube drückend ziehender Schmerz, wie vom Verheben.

150. Drücken in der Herzgrube, bei und ohne Berührung.

Kneipen in der Herzgrubengegend und gleich darauf ein pressendes Wehthun nach dem Unterbauche herab, wie Blähungsgewühl. Es verlor sich nicht eher, als bis sich Blähungen bemerklich machten, die aber nicht abgingen und erst später mühsam erfolgten; die Empfindung im Schooße kehrte immer wieder, mit Anspannung des Leibes.

Von der Herzgrube an kriebelt es zum Halse herauf, wie vom verschluckten Federstaube, muß kotzen.

In der Magengegend ein krümmender Schmerz, der durch Reiben vergeht.

Stumpfes Pochen in und wagerecht neben der Herzgrube, rechts an einem Rippenknorpel, wie mit einem Hämmerchen. (sogleich)

155. Rechts neben der Herzgrube einzelne, sehr heftige Stiche.

---

*) Anm. 146, 147. vergl. m. 120. 121. 170. 227.

In der Herzgrube einzelne stumpfe Stöße, fast wie ein Nagen. (d. 6. Tag.)*)

In der Herzgrube links einige heftige stumpfe Stiche, wie Stöße, im langsamen Absätzen. (n. ½ St.)

Früh ein nagender Heißhunger (mit Nagen und Winden im Leibe und Magen) mit Wasserzusammenlaufen im Munde. Sie aß viel und dennoch fühlte sie nichts davon und war ihr immer, als hätte sie nichts gegessen.

In der Nabelgegend Zusammenkneipen des ganzen Bauchs, daß er's im Rücken fühlt. (n. 2 St.)

160. Winden um den Nabel und in der Nabelgegend, mit zittriger Empfindung durch den ganzen Körper und Odembeklemmung.

Um den Nebel herum gelind brennende Empfindung.

In der Nabelgegend eine Art kneipender Empfindung, als hätte sie junges, unausgegohrenes Bier getrunken und sollte laxiren.

Nachdem er sich hingekauert hatte, fühlte er beim plötzlichen Aufrichten, rechts über den Nabel, tief innerlich, einen gewaltigen, sehr schmerzlichen Stich. (d. 6. Tag.)

---

*) Anm. 156. Die Empfindung von, (durch stumpfe Instrumente bewirkten) heftigen Stößen, s. 14. 177. 180. 245. 156. u. a. m., stumpfstoßendem Drücken, s. 313. u. a. m. Schmerz wie darauf geschlagen, s. 263. 323. u. a. m. wie von einem starken Schlage s. 42 — wie gequetscht s. 259, 361. als würde er gepackt, s. 354. sind Synonime und charakteristisch für Platina.

Schneidendes und kneipendes Blähungsgewühl in der Nabelgegend, das dann, mit Stuhlgangs- und Blähungserregung herunterzieht. (n. ½ St.)

165. Einzelne stumpfe Stiche mitten im Nabel.

Geht ihr im Leibe herum, wie Blähungsgewühl.

Kurz abgebrochene Blähungen, die nicht leicht ohne Mitwirkung der Bauchmuskeln abgehen.

Eine Blähung geht mit dem Gefühle ab, als sollte Durchfall erfolgen.

Die Blähungen gehen nur mühsam und spärlich ab, und gesellen sich stets zum Stuhlgange.

170. Im ganzen Unterleibe Gefühl, als wäre sie zu fest geschnürt. *)

Ruckweises Bauchkneipen in beiden Bauchseiten hinter einander, durch Blähungsabgang erleichtert.

Nach dem Mittagsessen ist ihm der Leib angespannt.

Knurren früh nüchtern im Oberbauche. (n. ½ St.)

Ohne etwas genossen zu haben, kluckert es ihm in den Frühstunden im ganzen Unterleibe, wie von Flüssigkeiten, mit kneipender Unruhe in den Eingeweiden. (den 7. Tag.)

175. Durch den Unterleib fährt schnell ein schneidender Schmerz, worauf Müdigkeit der Kniee folgt.

Von der Brust zieht es durch den Leib herab nach beiden Schößen zu und geht dann in den Genitalien schmerzhaft zusammen.

Mitten in der Hälfte des Bauchs, gleich unterhalb der

Anmerk. 170. vergl. mit 120. 121. 146. 147. 227.

kurzen Rippen, tief innerlich, stumpfe, absetzende Stöße.

An einer der untersten wahren Rippen eine Art Pochen, wie stumpfe Stöße (n. ¾ St.)

Flüchtiges Jucken, wie ein stumpfer Stoß, auf einer kleinen Stelle der Bauchmuskeln linker Seite (sogleich.)

180. Mitten auf dem Bauche eine Handbreit unter dem Nabel, Schmerz, wie von einem stumpfen Stoße.

Vorn an einer der kurzen Rippen linker Seite ein Wehthun, wie von einem angestemmten stumpfen Instrumente; beim Draufdrücken schmerzt's wie von Stoß oder Fall.

In der linken Seite unter den kurzen Rippen ein flüchtiges, schmerzliches Zusammenkneipen. (n. 5 Minuten.)

Im Leibe bald hie, bald da; gewaltsames ruckweises Kneipen, wie mit einer Zange.

Gelindes Feinstechen in der rechten Bauchseite, welches sich beim Liegen auf der linken Seite verschlimmert, beim Liegen auf der rechten Seite aber sich mehr nach vorn, in die Nabelgegend und in die linke Seite zieht.

185. Plötzliches brennendes Herabfahren in der rechten Bauchseite.

Eine in Absätzen wiederkehrende brennende Empfindung auf einer kleinen Stelle der linken Bauchseite.

Ruckweises Ziehen in der rechten Bauchseite, welches ihr einigermaßen den Athem versetzt.

Nach einem, durch den ganzen Leib gehenden Aengst-

lichkeitsgefühle hat, sie einen Schmerz im Leibe, wie er bisweilen vom Schreck zu entstehen pflegt, und dabei drängt's zum Stuhle, als sollte Durchfall kommen, und doch geht mit großer Anstrengung nur sehr wenig gewöhnlicher Stuhl fort.

Eine Art kriebelnden Zwängens im After, wie zum Durchfalle, abends vor Schlafengehen; kehrt alle Abende um dieselbe Zeit zurück.

190. Abends Kriebeln und Jücken im After, wie von Madenwürmern (3 Wochen lang beobachtet).

Vorn im Mastdarm gewaltige stumpfe Stiche, daß sie aufschreien möchte (beim Sitzen).

Ein nach dem Mastdarme herabgehendes flüchtiges Gefühl, wie Durchfallsregung, das sich nach einer Blähung verlor.

Heftiges Pressen im Mastdarme, ohne Stuhlgang.

Oefteres Noththun, wobei er doch sehr wenig verrichten kann; er muß den Stuhl mit Beihülfe der Bauchmuskeln herauspressen, wo er dann nur stückweise erfolgt. Dabei im Leibe eine Art schmerzlichen Schwächegefühls und Empfindung von Straffheit in den Bauchmuskeln. (den 7. Tag.)

195. Der Stuhlgang ist mehr dünn als hart (bei einem Hartleibigen), vor und nach demselben im After eine Art gelinden Zwängens wie wenn Durchfall kommen will. (n. 2 St.)

(Der Stuhlgang ist dünner als sonst und geht geschwinder fort, mit einer gewissen Gewalt.)

Bald nach dem Mittagsessen Stuhlgang; zuerst geht eine beträchtliche Menge ohne allen Schmerz, mit großer Gewalt und geräuschvoll ab, wie bei heftigem Durchfall (beim Zusehen ist das Abgegangene nicht dünn, nur etwas weicher wie gewöhnlich); dann folgt nach stärkerem vergeblichem Noththun endlich noch ganz wenig in etwas festerer Form und abgebrochenen Stückchen, von denen er fast jedes besonders herausdrücken muß (und welche fast zerreibbar trocken sind), und nach deren Abgange schüttelt es ihn mit Schauderempfindung, besonders am Oberkörper; darauf vergeht das Noththun allmählig. Erst nach dem Aufstehen vom Stuhle empfindet er ein leises Wehthun unter dem Nabel, mit einer Art Schwächegefühl daselbst. (den 6. Tag.)

(Beim Stuhlgange muß sie, wiewohl der Abgang nicht hart ist, sehr pressen, worauf jedesmal ein heftiger, erschreckender Stich im After entsteht, auf den sogleich eine Art krampfhaften Zusammenziehens der Hinterbacken folgt, das nach dem Kreuze hingeht, und etwa 1 Minute anhält; sie muß des Schmerzes wegen mit Pressen einhalten und erst später gehen die Exkremente fort. Preßt sie dann von neuem, so erfolgt auch das Zusammenziehen wieder.)

Nach Stuhl- und Harnabgang schüttelt's ihn, mit Schauderempfindung an Kopf, Brust, und Armen. (n. 2 St.)

200. Wie wohl er den Harn wie sonst die ganze Nacht

lang in der Blase gesammelt; so ist er doch nicht, wie sonst, sehr dunkel, sondern früh beim Lassen blaßgelb. Nachmittags ist der Harn wasserhell.

Links, unmittelbar neben den Schaamtheilen, wundes Fressen, wie aufgerieben. (n. $\frac{3}{4}$ St.)

Stete nächtliche Erekzionen ohne Saamenerguß oder wollüstige Träume.

Am Hodensacke oft ein wundes Fressen, wie aufgerieben von wollenem Zeuge, daß er oft dessen Lage ändern muß, besonders bei'm Sitzen, auch bei'm Liegen im Bette; viele Tage über.

In beiden Schößen herab ein schmerzliches Ziehen, wie wenn das Monatliche eintreten sollte (sie hat es erst vor 8 Tagen verloren).

205. Eine Art Drücken im Unterbauche, mit Weichlichkeitsempfindung daselbst, wie vor dem Ausbruche der Menstruazion.

Schmerzliches Herabpressen aus dem Unterbauche in die Genitalien, bisweilen zugleich Stuhldrang dabei, gerade wie zum Monatlichen; von den Geschlechtstheilen zieht's dann durch die Schöße herauf, über beide Hüften herüber nach dem Kreuze zu, was dann längere Zeit wehthut.

Am Schaamberge und innerlich in den Geschlechtstheilen eine schmerzliche Empfindlichkeit und unausgesetztes Drücken, mit fast unaufhörlichem innerlichem Frostschauder, wobei sie auch äußerlich (das Gesicht ausgenommen) kalt anzufühlen ist.

Der schmerzliche Drang zum Monatlichen verschwindet sogleich, wenn sie sich Abends in's Bette legt, beginnt jedoch früh gleich nach dem Aufstehen von Neuem.

Eine schneidende Empfindung tief im Unterleibe, als wenn das Monatliche erscheinen sollte; zugleich mit ziehendem Kopfweh (gleich nach dem Einnehmen.)

210. Kneipen im Leibe, dann in beiden Schößen Herabpressen, abwechselnd mit Drücken in den Geschlechtstheilen und vermehrtem Blutandrange. — Am 2. Tage der Menstruazion, wo sonst gar kein Schmerz vorhanden zu seyn pflegte und die Menses nur noch spärlich flossen. —

Sie hatte die Menses eben einen Tag lang gehabt und dennoch kehrte das Drücken ganz unten in den Genitalien (welches sie sonst nur ganz schwach beim Durchbruch derselben den ersten Tag spürte) nochmals zurück am 2. Tage und war sogar heftiger, so wie auch der Blutabgang.

Die Menstrua, die sonst aller 3 Wochen sehr mäßig kamen, traten dießmal schon nach 14 Tagen sehr stark ein.

Das Monatliche erscheint gleich den Abend des Tages, wo Platina früh (½ Gran) genommen wurde (bei einer Person die es sonst sehr regelmäßig und ohne Schmerzen bekam) 6 Tage zu früh, und da es sonst nur 3 Tage gedauert, hielt es dießmal 8 Tage an und verursachte am Tage des Erscheinens

einen ziehenden, sonst fremden Leibschmerz.

In den Geschlechtstheilen fühlt sie ein wollüstiges Kriebeln und zugleich ein ähnliches, wenn auch schwächeres, Gefühl im Unterleibe mit ängstlicher Beklemmung und Herzklopfen; darauf schmerzloses, nicht unangenehmes Drücken unten in den Geschlechtstheilen, mit Abspannung und Stichen im Vorderkopfe. *)

215. Kriebeln in den Nasenöffnungen, wie von genommenem Schnupftabak, oder als wollte ihm die Nase bluten, welches ihn zum Reiben nöthiget, die Augen thränen macht und vergeblichen Reiz zum Niesen erweckt.

Ueber dem linken Nasenflügel in der Haut erst ein Zupfen, als würde an einem Haare gezogen; dann

---

*) Anm. 204—214. Diese hier so deutlich ausgesprochene Neigung der Platina, die Geschlechtstheile eigenthümlich zu affiziren und ihre Thätigkeit pathologisch zu erhöhen, läßt, zusammengehalten mit der ihr eigenen Geistesverstimmung, wohl erwarten, daß sie sich in einigen Fällen übermäßiger Reizbarkeit dieser Organe, z. B. Nymphomanie (s. bes. 214.) homöopathisch hülfreich erweisen werde. Chronische Unordnungen der Menstruazion, wo das Blut aller 14 Tage und übermäßig stark floß, hab' ich bereits mehrere Male durch ganz kleine Gaben dieses Metalls schnell und dauerhaft geheilt. In ihrer Nachwirkung, nach großen Gaben, hab ich Menstruazionsunterdrückung beobachtet, nachdem sie vorher als Erstwirkung vorzeitiges Erscheinen des Menstrualblutes bewirkt hatte.

ein tauber Schmerz wie von einem ausgerissenen Haare. (d. 8. Tag.)

Im linken Nasenflügel taktmäßig absetzende klammartige Zuckt.

Klammschmerz in der Hälfte des Nasenbeins, mit Taubheitsgefühl, wie von einem Schlage, besonders beim Draufdrücken. (n. 15 Minut.)

Nach theilweisen Stockschnupfen — ein Nasenloch ist geöffnet, das andre verstopft — erfolgt (beim Gehen in freier Luft) starker Fließschnupfen mit Niesen; später aber verstopft sich das linke Nasenloch wieder heftiger Fließschnupfen.

Die Nase sondert mehr als gewöhnlich Schleim ab. (d. 3. Tag.)

220. Im Halse ein plötzliches Gefühl, wie wenn man einem scharfen Luftzuge entgegen geht, der einem den Athem versetzt.

Es kommt ihr von der Herzgrube warm herauf bis in's Halsgrübchen, mit Odembeklemmung, daß sie tief athmen muß, und einem plötzlichen heiseren Tone der Stimme, der sich nach dem Aufhören der Odembeklemmung wieder in den natürlichen verwandelt.

Große Aengstlichkeit und Beklemmung in der Brust, mit warmen Aufsteigen von der Herzgrube bis zum Halsgrübchen, von Zeit zu Zeit.

Eine Art Brust (Herz-) Schwäche; es ist, als fehlte ihr der Odem, sie athmet deshalb tief, kann aber nicht so tief, als sie will, weil eine Schwäche der

Athemwerkzeuge sie daran hindert und den Odem gleichsam aufhält.

Wenn sie ein wenig geht, fehlts ihr an Odem.

225. Es ist ihr als läge eine Last oben auf der Brust; daher Tiefathmen.

Er muß oft tief einathmen und doch ist der Athem frei und er spürt weder Beklemmung noch Bänglichkeit in der Brust. (n. 1½ St.)

Kurzäthmig; erschwertes langsames Athmen, als sei sie auf der Brust zu fest geschnürt (sogleich.) *)

Wehthun in der Brust, als hätte er sich Schaden gethan; auf dem obern Theile der Brust ein drückendes Wehthun. (n. ½ St.)

Nüchternheitsgefühl in der Brust, wie wenn man sehr früh aufgestanden ist, lange nach dem Aufstehen dauernd; allmählig wird's ärger, als sollte ihm übel werden, gegen die Mittagszeit verliert sich's immer mehr.

230. In der linken Brustseite schwach steigender und eben so allmählig abnehmender Klammschmerz. (n. ½ St.)

In der linken Brusthälfte, theils unter der Achselgrube, theils in der Mitte der Brust, wagerecht mit der Herzgrube, starkes stumpfstoßendes Drücken, ohne Bezug auf das Athmen. (n. 3½ St. und den 8ten Tag.)

Auf einer Stelle der Brust unterhalb des rechten

---

*) Anm. 227. vergl. 120. 121, 146, 147, 170.

Schlüsselbeins, in der Breite einer Hand, absetzend klammartiges Drücken.

Einzelne schneidende Stöße in der rechten Brusthälfte herauf. (d. 10. Tag.)

Gleich links neben dem Schwerdtknorpel an einem Rippenknorpel einzelne stumpfe Stöße.

235. Oben auf der Brust, auf einer kleinen Stelle, schmerzliche Empfindung, als stemmte man einen stumpfen Körper gewaltsam an. (n. 1 St.)

Zuckendes Prickeln auf einer Stelle der rechten Brustseite, das nach Kratzen gleich verschwindet, dann aber nochmals wiederkehrt. (n. ½ St.)

Von Zeit zu Zeit in der linken Brustseite ein stumpfer empfindlicher Stich; besonders beim Einathmen. (n. 5 St.)

In der linken Brustseite zwischen zwei Rippen eine Art Brennen in taktmäßigen Absätzen. *)

In der linken Brustseite, unter der Achselgrube, plötzlich ein flüchtiger Stich, daß er zusammenfuhr.

240. Im Genicke eine Schwäche, als könnte sie den Kopf nicht halten.

Spannendes Taubheitsgefühl hinten im Genicke, gleich am Hinterhaupte, wie zusammengebunden. (nach 3 St.)

---

*) Anm. 238. Es ist eine häufig bemerkte Eigenthümlichkeit der Platina, ihre an Gesunden erregten krankhaften Erscheinungen in oft taktmäßigen, rhytmischen Absätzen hervortreten zu lassen; siehe unter andern 19. 157. 246. 261. 272. 278. 322. —

Nach einer Fußreise von 1 Stunde schmerzt das Rückgrat und Kreuz wie zerbrochen. (d. 4. Tag.)

In der Mitte des Rückens, rechts neben dem Rückgrate, heftiger Schmerz, als stäke ein scharfer Pflock da; beim Draufdrücken schmerzt's wie eine böse Wunde, lang anhaltend. (n. 9 St.)

Schründendes Nadelstechen auf der rechten Rückenhälfte. (d. 7. Tag.)

245. In der Mitte des Rückens und der linken Rükkenseite einzelne langsam absetzende stumpfe Stöße, und schmerzliches Anstemmen wie mit einem gestumpften Instrumente. (n. 2 St. und d. 7. Tag.)

Beim Sitzen in der linken Rückenseite wie wundgerieben; brennende, spitzige stumpfe Stiche in Absätzen.

Schmerz im Kreuze, wie zerbrochen; beim Hinterbeugen besonders fühlbar.

Beim Sitzen im Schwanzbeine Gefühl, als hätte er einen Schlag dahin bekommen, eine Art empfindlichen Taubheitsgefühls.

Am Rande des linken Schaufelbeins, hinten neben dem Kreuze, ein klammartiger Schmerz; drückt er auf die Stelle, so schmerzt sie wie gestoßen. (n. ½ St.) *)

250. Im rechten Schulterblatte ruckweises Ziehen durch den ganzen Arm, bis in die Hand hinfahrend.

---

*) Anm. 249. Dieß durch Drücken auf die schmerzende Stelle erregte Quetschungs- oder Zerschlagenheitsgefühl findet sich als bezeichnend häufig unter den Platinawirkungen. s. 341. u. s. w.

Am äußern Rande des linken Schulterblatts absetzend drückendes Wundheitsgefühl. (n. ¾ St.)

Am untern Ende des linken Schulterblatts eine Art Drücken mit einer kühlen Empfindung.

Auf der linken Schulterhöhe ein schwach beginnender allmählig steigender und eben so abnehmender Schmerz wie von einem Schlage.

Auf der rechten Schulterhöhe ein drückender Schmerz, als hätte er eine große Last darauf getragen. (n. 1 St.)

255. Gleich neben der Achsel an der linken Brust, eine Art Klammschmerz, als wären alle Theile scharf zusammengeschnürt. (sogleich.)

In der Achsel einige scharfe Stiche, daß er mit den Arme zuckt und er ihn fast hätte sinken lassen.

Am linken Ellenbogen eine Art wunden Brennens, wie geschabt oder mit Wollenem gerieben.

Stützt er den Ellenbogen auf, so thut ihm der Vorderarm klammartig weh. (n. 12 St.)

Unmittelbar über dem Ellenbogengelenke an der innern Seite des Ellenbogenbeins Schmerz, wie gequetscht oder zerschlagen, in regelmäßiger, wellenförmiger Steigerung und Abnahme begriffen. (n. 10 Minuten.) *)

260. Dumpfer Schmerz in der Mitte des linken Ober-

*) Anm. 259. Es gehört zu dem Charakteristischen vieler Platinasymptome, daß sie bei ihren Entstehen schwach beginnen, stark und heftig steigen und eben so allmählig verschwinden. s. 8. 25. 230. 253. u. a. m.

arms, wie von einm Schlage; beim Hin und Herbewegen und Ausstrecken am empfindlichsten.

Im linken Vorderarme an dem Ellenbogenbeine, zwei Zoll vor dem Handgelenke, in jeder Lage, ein Wehthum in Absätzen, wie eine Art Zucken, äußerlich in der Flechse. (sogleich.)

In beiden Armen eine Erschlaffung, als hätte sie etwas Schweres lange damit gehalten, was sie ermattet hätte; sie muß sie immer hin und her bewegen, wobei sich das Erschlaffungsgefühl mindert, jedoch in der Ruhe sogleich wiederkehrt, mit einem Ziehen, wie an einem, von der Hand bis in die Achsel gezogenen Faden. (n. ½ St.)

Bald am rechten, bald am linken Arme auf einer einzelnen Stelle plötzlich lähmiges Gefühl, wie drauf geschlagen. (n. 1 St.)

Im rechten Vorderarme ein von oben bis unten herabziehendes Lähmungsgefühl. (n. 3 St.)

265. Im rechten Arme, zwischen dem Hand- und Ellenbogengelenke ein Schmerz; sie kann den Arm nicht gerade machen; thut sie's, so zieht's die Finger einwärts.

Der linke Arm ist wie gelähmt, daß sie ihn sinken lassen möchte; weit schlimmer noch ist's, wenn sie beim Sitzen den Oberarm und die Schulter fest an den Stuhl lehnt; auch beim Anlehnen der Schulter allein.

Der linke Arm ist müde und schwach; Ziehen darin.

Brennen im ganzen rechten Arme, von der Achsel bis zum Handgelenke.

Am linken Oberarm ein unschmerzhafter kleiner blauer Fleck, der nach einigen Tagen kleiner und dunkelroth wird.

270. An einzelnen Stellen in den Röhrknochen, besonders der Vorderarme und Unterschenkel, ein wellenförmig schlagender Schmerz.

Im linken Vorderarme nebst der Hand klammartiges Erstarrungsgefühl. (n. 2 St.)

Am linken Vorderarme, auf der Beugeseite, fast in seiner Mitte, ein klammartiges Wehthun und Drükken, in Absätzen.

Gefühl in der linken Hand wie von Ameisen und als wehte sie eine kühle Luft an.

Wenn er die rechte Hand mit Anstrengung braucht, z. B. einen Stock schwingt, so bekommt er den Klamm darin. (n. 9 St.)

275. Zuckender Klammschmerz in dem Mittelhandknochen des Daumens und seinen Gelenken, heftiger, wenn er ihn stark auf und nieder bewegt. (nach 4½ St.)

Hält er die Hand frei und locker, so zittert sie und alle Finger zittern mit. (n. ¾ St.)

Klammschmerz in der linken hohlen Hand hinter dem Zeige- und Mittelfinger. (n. ½ St.)

Taktmäßig absetzendes klammartiges Zucken auf einer

kleinen Stelle, gleich unter dem äußern Knöchel der rechten Hand.

Im Ballen der linken Hand ein klammartiger Schmerz. (n. 20 Minut.)

Finger und Hände (besonders im Handgelenke) schmerzen klammartig, wenn er sie einige Zeit lang bei einem Geschäfte braucht, wo er fest zugreifen muß. (n. 6 Tagen.)

280. Brennende feine Stiche im Gelenke des, mit seinem Mittelhandknochen verbundenen, linken Zeigefingers; er muß kratzen, worauf sie verschwinden, dann jedoch abermals wiederkehren.

Jucken und Fressen auf der rechten Handwurzel, daß er nicht genug kratzen kann. (n. 4 St.)

Auf beiden Handrücken juckendes Prickeln, das zum Kratzen nöthigt, worauf es vergeht. (n. ½ St.)

Auf den Handknöcheln und Fingern ein brennendes Prickeln, als hätte er Brennesseln berührt, zu heftigem Kratzen nöthigend.

Beim Herabbeugen des Arms ein gewaltsames Einwärtsziehen der Finger, wobei es schmerzhaft den Arm heraufzieht.

285. Im linken Zeigefinger Krimmen zum Kratzen nöthigend.

Im obersten Gliede des Zeigefingers Schmerz, wie von einer bald aufbrechen wollenden Eiterbeule. *)

In der rechten Hand und dem Zeigefinger ruckweise krampfhaftes Ziehen.

---

*) Anm. 286. vergleiche mit 342.

Vorübergehendes Kriebeln an der innern Fläche des rechten Daumens.

Früh, im rechten Daumen empfindliches Taubheitsgefühl, daß er zittert, als wäre er heftig geklemmt oder gequetscht.

290. Klammartiges Ziehen in den Fingergelenken der rechten Hand und den beiden letzten Fingern der linken Hand. (n. ½ u. 1 St.)

Der kleine Finger ist ihr längere Zeit wie ganz taub. *)

In der rechten Hüfte, gleich über dem Gelenke, ein stumpfer, spannender, fast klammartiger Schmerz, als wäre er da aufgeschlagen, in Absätzen, steigend, fallend. (den 6ten und 7ten Tag.)

Im Sitzen, bei ausgestreckten Füßen, Gefühl, als wären die Oberschenkel eine Hand breit über den Beinen zerbrochen; bei herangezogenen Füßen empfindet er im rechten Oberschenkel ein wellenförmiges, klammartiges Durchfahren, von oben bis unten.

Schwächegefühl mit zittriger Unruhe in den Oberschenkeln, besonders nach den Knieen zu, als wäre er weit gegangen (wie wohl dieß nicht der Fall gewesen); bloß beim Sitzen.

295. Beim Sitzen und Stehen empfindliches Schwäche-

*) Anm. 291. Die von Platina erregten Taubheitsgefühle s. 6. 289. 53. 55. 93. 61. u. a. o. scheinen sehr nahe verwandt mit dem Erstarrungsgefühle, s. 271. und dem Lähmungsgefühl s. 262, 263, 264. u. a. o. so wie sich jene eigenthümliche Lähmigkeit und Erstarrung oft mit Zittern, s. u. a. 326. 410—413., und Herzklopfen vereint, zu vielen andern Krankheitsempfindungen gesellt.

gefühl im ganzen rechten Beine, besonders in den obern Muskeln beider Oberschenkel; wie zerschlagen mit zittriger Unruhe darin. (n. 2 St.)

Eine Art Strammen in den Oberschenkeln von Zeit zu Zeit beim Sitzen, als wären sie fest mit Binden umwickelt; mit gleichzeitigem Schwächegefühl darin.

Auf der Mitte des rechten Oberschenkels (beim Sitzen) absetzendes, gleichsam pulsirendes, klammartiges Wehthun.

Auf der vordern Seite des rechten Oberschenkels im Dickfleische (im Sitzen) klammartiges Taubheitsgefühl, wie von einem Schlage.

Beim Sitzen, auf der hintern Seite des linken Oberschenkels klammartiges Wehthun. (n. 4 St.)

300. An der innern Seite des rechten Oberschenkels vorübergehender Klammschmerz. (n. $2\frac{1}{2}$ St.)

Die Oberschenkel sind wie zerschlagen.

Von der Mitte des Schoosses zieht es queer über nach beiden Oberschenkeln hin, wo es dann in Absätzen stärker reißt. Beim Einathmen und Berühren der Schenkelknochenhälse ist alles weit schlimmer.

In den Oberschenkeln über den Knieen ruckweises Ziehen.

Schmerz auf der Mitte der Oberschenkel, wie zerschlagen, mehr im Sitzen, sehr wenig im Gehen.

305. Am obern Theile des linken Oberschenkels gelindes Ziehen, welches beim Auftreten zum heftigsten Schmerze wird, daß sie zusammenknickt.

Nach einigem Geschwindgehen unruhiges Hüpfen und

340. Unter der großen Zehe stichartiges Jucken. (n. 3 St.)

Vorn unter der kleinen Zehe des linken Fußes, schmerzliches Pochen.

In den Zehen des rechten Fußes, besonders der grossen, Reißen, mit Pucken, wie eine Eiterbeule. *)

Juckendes Kriebeln in der rechten großen Zehe, daß sie immer kratzen möchte.

Brennend, klammartiges Spannen in der linken großen Zehe. (n. 2¼ St.)

Brennend-kriebelndes Stechen, wie von vielen Nadeln, unter der großen Zehe. (d. 9. Tag.)

Klammartiges Pochen in unregelmäßigen Absätzen in der linken großen Zehe.

345. Harter Druck unten auf die rechte Fußsohle, vorn, unweit der Zehen.

Klammartiges Ziehen in den Zehen, besonders der großen.

Im Freien war ihr sehr brecherlich, besonders, wenn sie dem Winde entgegen ging; zu Hause dauerte dieß fort und minderte sich etwas, wenn sie den Kopf auf den Tisch legte. Beim Aufrichten ward's aber dann wieder unerträglich schlimm, mit drehendem Schwindel, der sich noch mehrte, wenn sie in die Höhe sah. Dabei war ihr das Gesicht etwas verdunkelt, daß sie Rauch in dem Zimmer zu sehen glaubte. Beim Niederlegen mit den Kopfe gerieth sie sogleich in einen Mittelzustand zwischen Schla-

*) Anm. 342. vergl. mit 286.

fen und Wachen, wobei sie alsbald sehr lebhaft träumte; nach dem Wiederaufrichten verschwand alles, und sie konnte sich des Geträumten nicht entsinnen.

In der linken Seite querüber und wagerecht mit der Herzgrube, ein drückender, ziehender Schmerz in Absätzen steigend und abnehmend, wobei es zu gleicher Zeit in die Mitte des Oberarms fährt, als würde er gewaltsam gepackt, mit Lähmungs- und Taubheitsgefühle; der Seitenschmerz vermehrt sich durch Lachen, Einathmen, Drücken, und bei jedem Schritte giebt's da eine schmerzliche Erschütterung.

In den Ober- und Untergliedmaßen bald hie bald da ein Brennen.

350. An verschiedenen Stellen des ganzen Körpers hintereinander ein Ziehen; bald in einer Brustseite, bald im Hinterhaupte, bald im Leibe, bald in den Schultern, den Armen, Füßen, in einem hohlen Zahne.

Juckendes Fressen, stichelndes Prickeln und brennendes Kitzeln hie und da, besonders an den Armen und Händen und am Hodensacke, daß er gar nicht genug kratzen kann; besonders gegen Abend und heftiger noch, wenn er ins Bett kommt.

Hie und da am Leibe eine Art brennenden Prickelns, das sogleich von selbst wieder verschwindet. (nach $1\frac{1}{2}$ St.)

Hie und da bald brennendes, bald juckendes Prickeln, daß er reiben und kratzen muß. (n. $\frac{3}{4}$ St.)

Hie und da auf einer kleinen Stelle, besonders des Kopfes, schmerzliches, oft mehr taubes Gefühl, als hätte er einen Schlag dahin bekommen.

355. Hie und da plötzlich Quetschungsschmerz, wie von einem Schlage; der jedoch schnell vergeht.

Hie und da in den Gliedmaßen und Gelenken klammartiges Zucken, wie pochende Rucke.

Hie und da am Körper ein flüchtiges klammartiges Ziehen, wie von Erkältung. (n. 3 St.)

Drückt er eine der von Klammschmerz empfindlichen Stellen, so schmerzt's wie gestoßen.

Müde, schlaff, hinfällig.

360. Müdigkeit im ganzen Körper zum Hinfallen; sie wankt beim Stehen.

Großes Mattigkeitsgefühl durch den ganzen Körper — nicht in den Extremitäten — als hätte sie zu wenig geschlafen.

Beim Genusse freier Luft Müdigkeit bis zum Schlafen.

Beim Stehen wankt er unwillkührlich, als hätten die Beine keinen Halt. (n. 2 St.)

Im Gehen fühlt er wenig Schwäche; sobald er aber sitzt, sind die Füße wie übermüdet, voll zittriger Unruhe.

365. Mattigkeit, mit dem Gefühl im Gesicht, als sollte kalter Schweiß ausbrechen.

Gleich nach dem Mittagsessen größeste Abspannung und Schläfrigkeit. (d. 6. Tag.)

Ungewohnte Ermattung und Schläfrigkeit, Abends.

Abends, als sie im Sitzen eingeschlafen war, schreckte sie auf, daß sie davon erwachte.

Abends sehr schläfrig; während man mit ihr spricht, entschlummert sie und die an sie gerichtete Rede dringt nur noch wie ein leises Murmeln zu ihren Ohren, von dem sie nach dem Erwachen nicht gewiß weiß, hat sie es wirklich gehört oder hat sie nur davon geträumt.

370. Abends überfiel sie sehr früh Schläfrigkeit, und so wie sie die Augen schloß, begann sie von fremden, fernen Gegenständen zu träumen, wachte aber sogleich darüber auf.

Große Schläfrigkeit Abends; beim Lesen schläft sie ganz gegen ihre Gewohnheit unvermerkt ein und wundert sich dann und glaubt, gelesen zu haben. Aus dem Schlafe erwacht sie öfters und fragt: was? — weil sie im Schlummer die Reden der Umstehenden undeutlich vernimmt. In der Nacht schläft sie dann fest, ohne durch Geräusch zu erwachen.

Abends vor dem Schlafengehen fror sie sehr und auch im Bette war ihr mehr kalt als warm; sie schlief dabei sehr unruhig und wachte oft auf, wo sie dann Aengstlichkeit und Zittrigkeit durch den Körper mit Uebligkeit verspürte, auch Kopfweh hatte.

Die Nacht erwacht sie ganz verdutzt, kann sich gar nicht besinnen, wo sie und welche Zeit es ist.

Er erwacht um Mitternacht mit starkem Durste und geplagt von wehmüthigen Gedanken; schläft jedoch nach 1 St. wieder ein.

375. Sie erwacht ungewöhnlich früh, 3 Uhr, ohne allen

Schwang, und schläft nach kurzem Wachen wieder ein; mehrere Nächte hindurch.

Er erwacht früh ungemein verdrießlich und ängstlich, als hätte ihm jemand im Schlafe etwas Böses gethan; als hätte er viel geweint.

Nach langem und festem Schlafe ist sie früh beim Aufstehen doch noch schläfrig.

Ungewöhnlich langer Frühschlaf.

Wenn er gegen Morgen erwacht, findet er sich, ganz gegen seine Gewohnheit, entweder mit lang ausgestreckten Füßen, oder mit ganz an den Leib gezogenen Schenkeln und weit ausgespreizten Knieen, eine oder beide Hände über den Kopf gelegt, stets aber auf dem Rücken liegend, mit großer Neigung die Schenkel zu entblößen und steten Erekzionen, ohne geile Gedanken oder Träume.

380. Wider seine Gewohnheit liegt er früh im Bette mit ausgestreckten Füßen, die rechte Hand unter dem Hinterhaupte, die linke auf die entblößte Herzgrube gelegt, mit Neigung, die Schenkel und den Leib zu entblößen; doch ohne Hitze.

Gähnen früh 1 St. nach dem Aufstehen, da er doch lange und erquicklich geschlafen hat.

In der Nacht, nachdem sie aufgestanden war, bekommt sie einen Krampf in den Fußsohlen, daß sie gekrümmt und zusammengezogen werden.

Nach Tische so heftiges Gähnen, daß ihr die Muskeln unter dem Halse davon schmerzen. (n. 4 St.)

Große Neigung zum heftigen, fast krampfhaften Gähnen.

385. Nachmittag Gähnen ohne Schläfrigkeit.

Oefteres Gähnen Nachmittags; bisweilen so heftig, daß ihr die Augen übergehen. Muß den Mund weit und lang öffnen.

Muß sich dehnen und recken, was ihr sehr angenehm deuchtet. Nachmittags.

Träumt viel, ängstlich und verworren, von Krieg und Blutvergießen, wobei er selbst thätig ist.

Sie träumt vom Tode ihrer fernen Schwester und wundert sich, keine Ahnung davon gehabt zu haben.

390. Was sie träumt, ist ihr nach dem Erwachen unerinnerlich.

Abends nickt sie ein und träumt dann sogleich unzusammenhängende Dinge.

Träume von Feuersbrunst, die er in der Nachbarschaft sieht; er will löschen helfen, kann aber nicht fertig werden mit Vorbereitungen zur Reise dahin. (die 14. Nacht.)

Selbst im Mittagsschlafe träumt er von Gegenständen des täglichen Lebens, nur im verworrnen Zusammenhange, und besinnt sich erst längere Zeit, nicht gleich nach dem Erwachen, darauf. (n. 3 Tagen.)

Öfterer Durst nach Wasser; sie trinkt gegen ihre Gewohnheit oft.

395. Gleich nach dem Abendessen Durst, daß er auf Ein-

mal 2 Gläser kaltes Wasser trinkt, wodurch der Durst gelöscht wird.

Ist immer, als wollt' es ihn frieren; es schaudert ihm häufig an den Untergliedmaßen herab, besonders in freier, selbst warmer Luft.

Schüttelfrost über den ganzen Körper weg, bis an die Füße herab.

Immerwährende Schauderempfindung durch den Körper, besonders durch die Untergliedmaßen.

Im Rücken überläuft's ihn kalt.

400. Abends Frostzittern.

Von oben herab über die Arme und den ganzen Körper, bis herunter, öfteres Frösteln, als sollte Gänsehaut entstehen, die jedoch nicht zu finden ist.

Nach dem Gähnen durchrieselt ein Fieberschauder den ganzen Körper.

Wenn sie aus dem Zimmer in die freie Luft tritt, überläuft sie Schüttelfrost.

Nach dem Eintritt in ein wärmeres Zimmer plötzlich Schauder am Kopf, Brust und Armen.

405. Vormittags Frösteln mit Schläfrigkeit.

Beim Genuß der freien Luft ist sie erst verdrießlich und wortkarg mit Frostigkeit und Schauder und untermischter fliegender Hitze, späterhin bekommt sie durch den ganzen Körper eine angenehme Wärme, mit Rückkehr der Heiterkeit.

Ihr wird plötzlich ganz heiß und sie glaubt sehr roth auszusehen, ob ihr Ansehn gleich nur gewöhnlich ist.

Aengstlichkeit mit Zittern der Hände und überwallender Hitze.

Aengstlichkeitsgefühl durchfährt bisweilen den ganzen Körper.

410. Bisweilen eine zittrige Empfindung durch den ganzen Körper.

Erst Zitterempfindung der Hände und Füße, dann wirkliches, gewaltsames Zittern durch den ganzen Körper, wie im höchsten Schüttelfroste (auch fehlt die Frostigkeit nicht), und Zähneklappern. Der Körper wird fast konvulsivisch geschüttelt, und längere Zeit hindurch ist das Gesicht warm, die Hände kalt.

Indem sie (in gewohnter Gesellschaft) reden will, bekommt sie mit großer Aengstlichkeit heftiges Herzklopfen, daß ihr das Reden sauer wird.

Mit Zitterempfindung durch alle Glieder, Odembeklemmung und starkem Herzklopfen, überfällt sie eine Angst, wie zum Sterben, als wollte die Besinnung vergehen.

Bänglich um's Herz und ängstlich. — Den ganzen Tag verdrießlich.

415. Sehr ärgerlich und heftig bei gegebener Veranlassung; er hätte Unschuldige prügeln mögen.

Sie ist sehr ärgerlich und alterirt sich über unschuldige Handlungen und Worte ihrer Freundinnen, daß sie bisweilen auf sie losschlagen möchte.

Bei nicht besonderer Lustigkeit, doch Neigung zu pfeifen und zu singen, was er unwillkührlich thut.

Niedergeschlagen, still, traurig.

Sie meint ganz verlassen zu sein und allein in der Welt zu stehen.

120. Es ist ihr, als müsse sie bald sterben; mit erhöheter Weinerlichkeit und wirklichem Weinen.

Es ist ihr, als gehörte sie gar nicht in ihre Familie; es kommt ihr nach einer Abwesenheit von wenig Tagen alles ganz anders vor.

Sie hört die Gespräche an, und sind sie geendet, so weiß sie nichts mehr davon.

Große Vergeßlichkeit und Zerstreutheit; sie hört auch nicht, wenn sie eben mit etwas beschäftiget ist, oder mit jemand spricht, mag man dann auch mehrmal auf sie einreden.

Bei Trübsinnigkeit, die ihr auch die erfreulichsten Gegenstände verleidet, eine große Gemüthsunruhe, daß sie nirgends zu bleiben weiß; sie glaubt, sie passe nicht in die Welt und sieht daher das Leben mit Verdruß an, hat aber gleichwohl vor dem Tode, dem sie sich nahe glaubt, einen großen Abscheu und Widerwillen.

125. Den ersten Morgen ist sie verdrießlich und zur Traurigkeit gestimmt; den folgenden hat sie ein unbeschreiblich seeliges Gefühl von Heiterkeit, das sich noch vermehrt, wenn sie in die freie Luft hinaustritt; sie hätte alles umarmen, über das Traurigste lachen mögen.

Sie ist gegen ihre Gewohnheit (sonst sehr lustig) den ersten Tag nach dem Einnehmen sehr ernst und einsilbig; den folgenden Tag kommt ihr alles spaßhaft, lächerlich vor.

Ist das Gemüth heiter, so leidet der Körper; umge-

kehrt, bei Gemüthsleiden ist der Körper ohne Beschwerden.

Eine Aergerniß, auch von geringer Art, verstimmt ihn auf lange Zeit und er redet dann mit Niemanden, und wenn er muß, höchst unfreundlich, abgebrochen, zankend.

In einer Gesellschaft von Freundinnen (in freier Luft) war sie untheilnehmend und zerstreut, alles ließ sie kalt, und mußte sie auf etwas antworten, so geschah dieß stets halb bewußt. Sie dachte nachher immer erst nach, ob ihre Antwort auch passend gewesen sei. Ihre Gedanken waren stets abwesend, doch wußte sie selbst nicht, wo sie verweilten.

130. Als sie nach einer Fußreise von 1 St. in das Zimmer tritt, kommen ihr alle Gegenstände sehr klein (wie Kindersachen) und alle Personen physisch und geistig geringer vor, sie selbst aber erscheint sich körperlich groß und erhaben; das Zimmer dünkt ihr düster und unangenehm, dabei fühlt sie einige Wünglichkeit, eine Art drehenden Schwindels und ist von trüber, verdrießlicher Stimmung; es behagt ihr nicht in dieser Umgebung (ihrer, ihr sehr lieben Aeltern und Geschwister, die sie einige Tage nicht gesehen hat). Im Freien, bei Sonnenschein verschwindet dieser Zustand allemal.

Periodenweise kommt ihr die Gesellschaft (ihr sonst sehr ehrwürdige Leute, die sie nur einige Tage nicht gesehen hat) sehr bedauernswerth, unwürdig und verächtlich vor; sie muß, selbst gegen ihren Willen, mit einer gewissen Wegwerfung auf sie herabsehen.

Bei Verächtlichkeitslaune (Neigung ihre Umgebung zu verachten) plötzlich Heißhunger und sie ißt mit unglaublicher Hast und Gier, hätte auch noch mehr essen wollen. Zur wirklichen Essenszeit will's dann nicht schmecken; sie ißt ohne Appetit.

Nachmittags und gegen Abend fühlt sie sich, besonders im Gemüthe, am unwohlsten.

Sehr verdrießliche und weinerliche Stimmung: sie muß oft unwillkührlich weinen, worauf ihr leichter wird.

435. Die Trübsinnigkeit und Weinerlichkeit ist schlimmer in der Stube und mindert sich in freier Luft.

Eine halbe Stunde nach der Weinerlichkeit und dem Weinen große Heiterkeit; sie hätte tanzen mögen.

Wenn man sie zu etwas nöthigt (z. B. zum Essen), und mit guten Worten auf sie einredet, hernach selbst, wenn man ihr durch freundliche Zusprache ein einziges Wort abgenöthiget, schweigt sie still und fängt an zu weinen, ganz unwillkührlich, daß sie sich selbst darüber ärgert.

Besonders gegen Abend stellte sich die ärgerliche, trübe und weinerliche Stimmung ein.*)

Alles erscheint ihr den 2. Tag bis zu Mittag in rosigem Lichte, über das Traurigste hätte sie lachen mögen; den 3. Tag früh und Abends erscheint ihr alles im traurigsten Lichte und nöthigt sie zum Weinen, selbst über fröhliche, ja lächerliche Dinge weint sie; auch weint sie sogleich, wenn man sie anredet.

440. Nach erhaltenen sanften Vorwürfen Weinerlichkeit und wirkliches Weinen.

Sie sitzt abgesondert und redet mit Niemand, sieht auch traurig und mürrisch aus; dabei kann sie sich des Schlafes nicht erwehren; nachher fängt sie zu weinen an und kann sich gar nicht beruhigen, besonders wenn man sie anredet.

Sie ist mit der ganzen Welt uneins; es ist ihr alles zu enge, mit Weinerlichkeit.

---

*) Anm. 438. Die Abendzeit scheint bei der künstlichen Platinakrankheit eine Exarzerbazion der Beschwerden hervorzubringen. s. unter andern 309. 327. 433.

Unter mehrern, Worte und Interpunkzion betreffenden Druckfehlern, wird der Leser folgende vorzüglich zu berücksichtigen gebeten.

Seite	Zeile	statt:		lies:
1	2	Heillehre von		Heillehre, von
—	=	= 11	— aus	— auf
— 37	— 10	— podagra, laborat	— podagra laborat
— 38	— 13	— ligenden	— liegenden
— =	— 23	— verschiedene	— verschiedenen
— 40	— 13	— am	— zum
— 42	— 8	— Erforschungen	— Erforschung
— =	— 29	— wenige	— wenige andre
— 48	Anm. Z. 1	— behandelter	— behandelte
— =	= 13	— Erscheinung	— Erforschung
— =	= 19	— naturwürdiger	— naturwidriger
— 51	— 23	— eigenthümlicher	— eigenthümlichen
— 56	— 16	— wie	— nie
— 57	— 20	— Individium	— Individuum
— 60	— 22	— kürzesten, ihr	— kürzesten und
— 62	— 4	— P. S. Eine	— P. S. eine
— =	= 12	— nur	— und
— 63	— 12	— brennender	— brennende
— =	— 13	— theilweisen	— theilweisem
— 64	— 27	— gaben	— gabe
— 67	— 23	— verletzte	— vertilgte
— =	= 28	— Erscheinung	— Erfahrung,
— 68	— 10	— bewerkstelligten	— bewerkstelligte
— =	= 13	— C. F.	— C. K.
— =	= 25	— Antimonialien, nud	— Antimonialien und
— 73	— 10	— soweit	— somit
— =	= 17	— waren	— war
— 79	— 12	— könnte	— konnte
— 85	— 20	— Scharf	— Scharfes
— 86	— 6	— offenem	— öfterem
— =	— 27	— meinem	— meinen
— 88	— 25	— abet	— aber
— 89	— 2	— hen	— den
— 91	— 15	— zur	— zum

S. 98	Zeile 8	statt: Die	lies:	die
— 101	— 6	— den	—	dem
— 103	— 5	— ouf	—	auf
— :	— 18	— werden . . .	—	worden
— 112	— 26	— verferttgetest .	—	verfertigtest
— 113	— 5	— det	—	der
— :	— 11	— Makrokosmus .	—	Mikrokosmus
— 125	— 9	— 401.	—	424.
— :	— —	367. fällt weg.		
S. 128	Zeile 17	statt: worüber, er mit	lies:	worüber er, mit
— :	— 24	— den	—	dem
— 131	Anm. Z. 3	— 342.	—	351
— 136	— 7	— Gefühl, angehender	—	Gefühl angehender
— :	— 28	— Unterkiefers, linker	—	Unterkiefers linker
— 138	Anm. Z. 9	— 343.	—	339.
— 140	— 3	— Husten . . .	—	husten
— 142	— 15	— Nebel . . .	—	Nabel
— :	Anm. Z. 3	— 156.	—	157.
— :	: —	— 313.	—	321.
— :	: 6	— 361.	—	355.
— :	: —	— 354.	—	348.

— 150 — 12 sind die angehängten Worte: Heftiger Fließschnupfen: als ein besonderer Satz zu lesen.

— 152 — 1 statt: Schüsselbein lies: Schlüsselbein.

Archiv

für

die homöopathische Heilkunst.

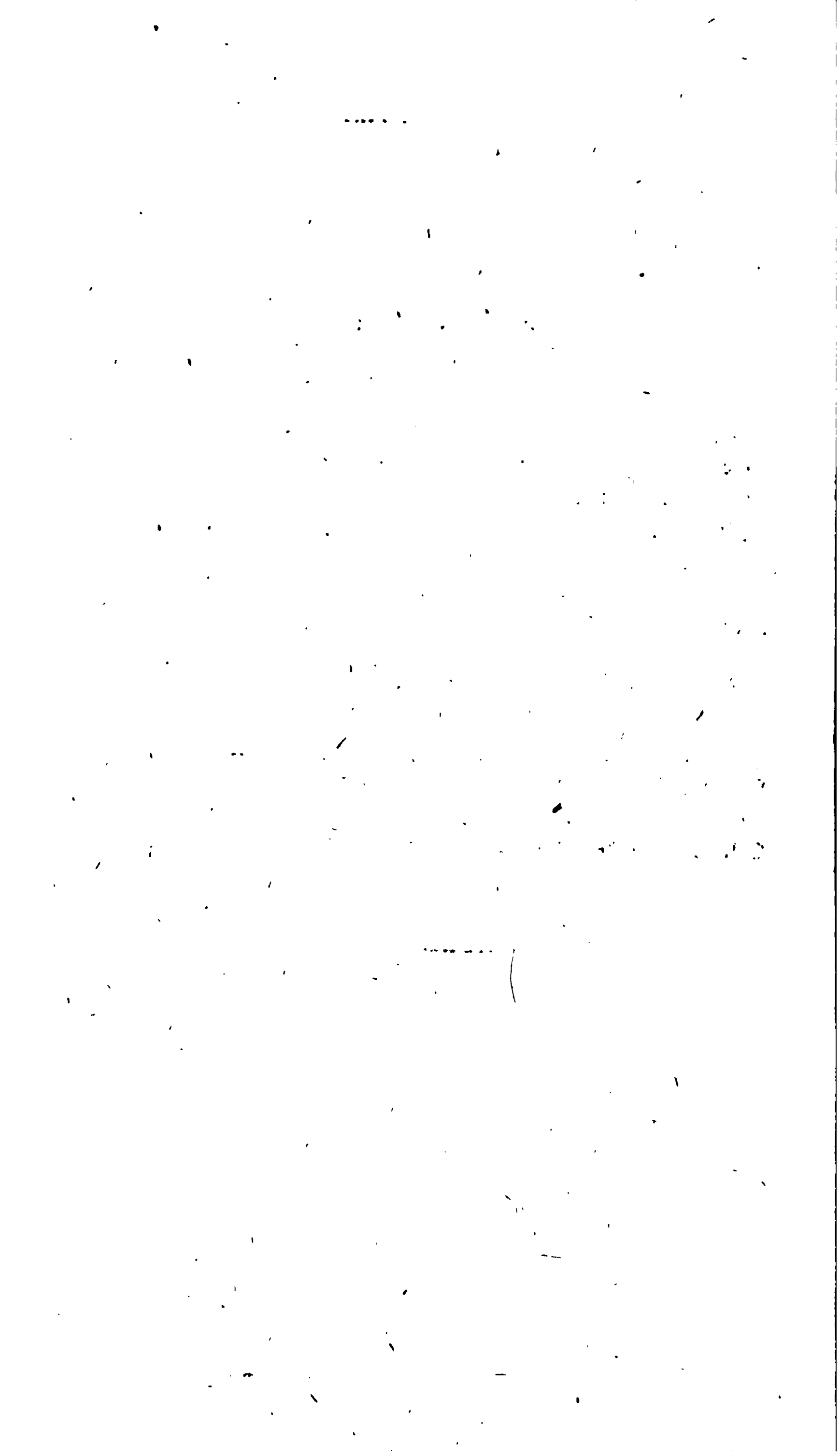
Herausgegeben

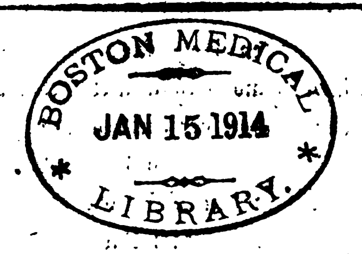
von

einem Vereine deutscher Aerzte.

Erster Band. Zweites Heft.

Leipzig, 1822.
Bei Carl Heinrich Reclam.





Zur Berichtigung der Ansichten über die Wirkung der kleinen, von der homöopathischen Heillehre vorgeschriebenen Arzneigaben. Von Dr. G. W. Groß.

So heftig auch die homöopathische Heilkunst überhaupt seit ihrer Entstehung angefochten worden ist; so hat doch dieses Schicksal im vorzüglichen Maaße die von ihr vorgeschriebene Kleinheit der Arzneigaben betroffen. So Mancher hat bisher seinen ganzen Witz aufgeboten, um diesen Gegenstand lächerlich zu machen; die Meisten, welche sich darüber aussprachen, fanden die Kräftigkeit so kleiner Gaben ganz unglaublich. Dessen ungeachtet ist schon hie und da eine Stimme (besonders unter den unbefangenen, doch geist- und kenntnißreichen Laien) laut geworden, welche den angefochtenen Gegenstand in Schutz nahm, und die parador scheinende Behauptung mit Gründen der Vernunft vertheidigte. Man ahnete wenigstens, daß eine Sache dennoch auf sichern Gründen beruhen könne, wenn ihr gleich alle bisherigen Erfahrungen entgegenstehen; man fühlte, daß ein witziger Angriff auf dieselbe noch kein Beweis ihrer Nichtigkeit, und der Unglaube von tausend Gegnern nicht im Stande sey, die Erfahrungen eines Einzigen zu entkräften.

Nur in dem schroffen Gegensatze, welchen die Feststellung der kleinen homöopathischen Arzneigaben mit der bisher üblichen Anwendung der Heilpotenzen zu Granen und Drachmen bildet, so wie in dem unläugbaren Verkennen der, wiewohl in den Schriften des Stifters der homöopathischen Heilkunst vielfach klar und deutlich ausgesprochenen Naturgesetze, welche jenen Gabenbestimmungen zum Grunde liegen, muß man den Schlüssel zu der Auflösung des Räthsels suchen, wie ein so allgemeines Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen werden und die Mehrzahl der Gegner es nicht einmal der Mühe werth achten konnte, den Grund oder Ungrund einer, dem Anscheine nach freilich kühnen Behauptung näher zu beleuchten. Wenn dadurch allerdings die Verächtlichkeit, mit welcher sich helldenkende und im Uebrigen vorurtheilsfreie Männer von der paradox scheinenden Lehre wendeten, gewissermaßen entschuldigt wird; so kann man doch auf der andern Seite kaum umhin, zu gestehen, daß es einen hohen Grad von Selbstliebe und unbedingtem Glauben an die Unfehlbarkeit der bisherigen Ansichten über die Bestimmung der Arzneigaben verräth, die Behauptungen der Homöopathie nur darum zu verwerfen, weil sie mit jenen im Widerspruche stehen. Denn, wie wenig auf ewige Naturgesetze gegründet, wie wenig consequent die bisherigen Dosenbestimmungen sich zeigen, wie in ihnen die gesetzloseste Willkühr herrsche, wie wenig endlich das übliche Verfahren mit großen Arzneigaben in vielen Fällen befriedige, und wie oft von gewissen Kranken auch die allerkleinsten Dosen (im gewöhnlichen Sinne genommen) nicht vertragen werden, d. h. richtiger, zu heftig wirken; das

lehrt die Erfahrung, und kein redlicher Beobachter wird es läugnen können.

Schon dieser letzte Umstand allein könnte den Unbefangenen veranlassen, weiter zu schließen: „wenn die allerkleinsten Arzneigaben, wie sie die bisherige Arzneikunst vorschreibt, bisweilen fähig sind, noch so auffallende und offenbar zu starke Wirkungen zu äußern, so werden sie vermuthlich auch noch in einer viel weiter getriebenen Verkleinerung einige Wirksamkeit zeigen." Und ein genauer Versuch würde diese Vermuthung zur Gewißheit erheben, er würde so ausfallen, daß man nicht umhin könnte, anzunehmen, die verkleinerte Arzneigabe werde sich immer noch weiter verkleinern lassen, unbeschadet ihrer Wirksamkeit auf einen empfindlichen Körper. So wäre alsdann der Weg betreten, auf welchem allein das Ziel — Entdeckung des Werthes oder Unwerthes der von der Homöopathie aufgestellten Ansicht — zu erreichen steht, und es würde am Ende Jedem begreiflich werden, wie der Erfinder des homöopathischen Systems erfahrungsmäßig dahin gelangen konnte und mußte, der Welt eine Behauptung aufzustellen, die auf den ersten Anblick allen Glauben übersteigt.

Abgesehen jetzt von diesem Wege, durch Erfahrung zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen, läßt sich die Zulänglichkeit der kleinen homöopathischen Gaben auch durch Vernunftgründe nachweisen, was, wie oben erwähnt wurde, hie und da bereits mit dem besten Erfolg versucht worden ist. Es sey mir erlaubt, meine Gedanken in dieser Rücksicht kürzlich vorzutragen.

Die positive Wirkung eines Arzneimittels erfolgt nur dann ganz sicher und vollständig, wenn die Gabe desselben möglichst klein *) eingerichtet ward. Der lebende Organismus nimmt die auf ihn einwirkenden feindlichen (hier insbesondere arzneilichen) Einflüsse nicht unthätig hin, läßt sich nicht leidend von ihnen umwandeln; sondern strebt, seine geschlossene Einheit unverletzt zu erhalten und jede äußere Schädlichkeit von sich zu entfernen, nach den Gesetzen der ihm eigenthümlichen Reaktion. Je heftiger der feindliche Angriff auf denselben ist, desto hartnäckiger ist sein Widerstreben, und er sucht in diesem Falledie ein wirkende Schädlichkeit mit Gewalt von sich zu stoßen — ein Versuch, der ihm auch meistentheils gelingt. Weit weniger erreicht er diesen Zweck, wenn die ihn angreifende arzneiliche Potenz milderer Art ist; er kann sie dann nicht von sich stoßen, weil sie sein Widerstreben nur wenig erregt, und trägt so durch die leisere Reaktion eben nur dazu bei, daß sie, im Kampfe mit ihm ihre volle Wirksamkeit äußert und den Sieg über ihn gewinnt, d. h. ihn in seinem Normalbefinden umstimmt. Diese Umstimmung muß er sich wider Willen so lange gefallen lassen, als die Arz-

*) So relativ dieser Begriff ist, so läßt sich doch hier, wo, wie die nächste Folge zeigt, von der Anwendung der Arzneien auf den menschlichen Organismus nur ganz im Allgemeinen die Rede ist, eine bestimmtere Angabe nicht füglich machen. Doch verstehe ich hier — also wieder nur im Allgemeinen — unter einer möglichst kleinen Gabe eine solche, die nur so eben noch hinreicht, den gesunden Organismus mit gewöhnlicher Erregbarkeit in seinem Befinden umzustimmen.

nei ihre Kraft und die Oberhand über ihn behält; sobald jedoch ihre Wirksamkeit nachläßt, ermannt er sich von Neuem und stellt nach den natürlichen Gesetzen der Reaktion den reinen Gegensatz von dem dar, was die Arznei in ihm bewirkte: — Vor- und Nachwirkung — *).

Eine sehr kräftige Arznei, in sehr bedeutender Gabe mit dem lebenden Organismus in Berührung gebracht, wird von ihm gewöhnlich bald ausgestoßen — durch irgend eine revoluzionäre Ausleerung, wie Stuhl, Urin, Schweiß, Erbrechen, Schnupfen u. s. w. Dann hat man keine erhebliche Wirkung weiter zu hoffen. In anderen Fällen, wo die Arzneigabe zwar groß, jedoch nicht so groß war, daß sie die ganze Gegenkraft des lebenden Organismus zu ihrer plötzlichen und völligen Ausstoßung aufreizte, erfolgt zwar eine Wirkung, aber nicht die eigentliche positive, sondern vielmehr sogleich eine negative; — das Gegentheil von dem, was man erwarten durfte. — Mit beiden Erfolgen kann dem Arzte wenig, am wenigsten dem homöopathischen, aus begreiflichen Gründen, gedient seyn. Im erstern Falle geht das Eigenthümliche des wahren Arzneieffekts gänzlich verloren; im andern erhält man nur den Widerschein von dem, was die Arznei eigentlich zu leisten vermag, nicht die (positive) Erstwirkung mit allen ihren feinen Nüancen, sondern ihr Gegenbild, die (negative) Nachwirkung, aus der sich mit allem Scharfsinne jene fehlenden Erstwirkungen nicht ergänzen lassen; ja, man ist in

*) So sehen wir auf eine künstlich erregte Diarrhöe in kurzer Zeit das Gegentheil — Stuhlverstopfung — erfolgen, und umgekehrt; und der Gegensatz ist um so stärker und dauernder, je heftiger die feindliche Potenz eingewirkt hat.

diesem Falle nicht einmal vor Täuschung sicher, kann um so mehr versucht werden, Erstwirkung und Nachwirkung mit einander zu verwechseln, da die Effekte großer Arzneigaben oft ganz verwirrt und stürmisch auftreten, und dann theils der Erstwirkung, theils der Nachwirkung angehören.

Diesem Uebelstande hilft man nur dadurch ab, daß man möglichst kleine Arzneigaben mit dem lebenden Organismus in Berührung bringt, die seine Reaktion nur in dem Grade aufregen, welcher zu seiner naturgemäßen Umstimmung erforderlich ist.

Zur Bestätigung des Obigen kann unter andern der einseitige Gebrauch dienen, welchen die übliche ärztliche Schule von der Ipekakuanha macht. Man wendet sie größtentheils nur als Brechmittel an und muthet ihr nicht zu, etwas Besseres zu leisten, weil man die Gränzen ihrer Wirkungssphäre durch die Kraft, Erbrechen zu erregen, so ziemlich für abgeschlossen erachtet und der Ahnung keinen Raum giebt, daß sie weit bedeutendere Effekte hervorbringen könne. Und dennoch ist es also. Gerade die eigenthümlichsten, wichtigsten und unersetzlichsten Wirkungen dieser Wurzel entbehrt man, weil sie von dem revoluzionären Erbrechen gleichsam verschlungen werden. Man wirft mehrere Goldkörner weg, um zu dem Besitze eines Gerstenkorns zu gelangen. Die Belege hierzu finden sich im dritten Bande der reinen Arzneimittellehre von S. Hahnemann, wo die Erstwirkungen der Ipekakuanha mit großer Sorgfalt gesammelt, jedoch wohl schwerlich schon erschöpfend dargestellt sind. Man ersieht aus diesen reinen Beobachtungen allerdings, daß auch die Neigung, Erbrechen zu erregen, den Erstwirkungen dieser

Wurzel angehöre; aber nur in kleinen Gaben pflegt sie dieses Erbrechen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, wodurch es sich von andern Arten des Erbrechens unterscheidet, hervorzubringen; in großen Porzionen hingegen benützt der zu heftig aufgeregte Organismus diesen Weg nur, um die Kraft dieser Arznei gänzlich von sich zu stoßen, und man beobachtet nun blos ein heftiges Erbrechen, das nach dem Verluste jener Eigenthümlichkeiten nur eine gewöhnliche revoluzionäre Ausleerung bleibt. Die übrigen merkwürdigen Arzneiwirkungen gehen zugleich mit verloren. In vielen Fällen kann man nicht einmal behaupten, daß die heftige Ausleerung irgend einer Art, welche auf große Arzneigaben erfolgt, der Erstwirkung angehöre. Fast jedes Medikament wird in übermäßigen Dosen zum Purgir- oder Brechmittel, wie die Erfahrung lehrt. Und woher kommen die vielen Schweiß- und Urintreibenden, so wie die Menge von Monatreinigung, Stuhlgang, Auswurf und Speichelfluß befördernden Arzneien, welche in den Handbüchern der Arzneimittellehre aufgeführt werden, wenn sie nicht eben auch dem Mißbrauche großer Gaben ihre Entstehung verdanken? Angenommen auch, was kaum anzunehmen ist, daß diese verschiedenen Ausleerungen alle als Erstwirkungen aufträten, so geht doch dadurch die übrige, weit wichtigere Wirkungssphäre jener Arzneien gänzlich verloren — nur eine gemeine, aller feinern Eigenthümlichkeiten ermangelnde Ausleerung bleibt uns zurück.

Unter andern Hülfsmitteln, zu einer genauen Kenntniß der verschiedenen Arzneikräfte zu gelangen, hielt man

vorzüglich auch die chemische Zerlegung der Arzneikörper in ihre einfachen Bestandtheile für eine Quelle, aus welcher sich dieselbe schöpfen ließe. Allein, indem man diesen Weg zur Erforschung der Arzneitugenden betrat, schien man vorauszusetzen, daß diese selbst mehr materieller Natur wären. Wie hätte man sonst ihr Wesen aus materiellen Dingen abnehmen mögen.

Sieht man nun aber, daß oft schon der bloße Duft einer Arznei, selbst wenn man sich demselben nur auf Augenblicke aussetzte, eine sehr merkliche Umänderung des Befindens im gesunden Organismus hervorbringt, während sich ein wirkliches Verringern der materiellen Arzneisubstanz durch die allerfeinsten Wäge- und Messungsinstrumente nicht ausmitteln läßt; so muß man gestehen, daß schon in diesem Falle von Arzneiwirkung die gewöhnliche Gränze der Materiellität überschritten wird. Viele Pflanzenkörper verlieren im trocknen Zustande, nach und nach gänzlich ihre arzneiliche Wirksamkeit, und es ist zu bezweifeln, ob die Chemie uns diesen Verlust wird bemerklich machen können. Die Chemie findet in mehrern narkotischen Kräutern keine andern Bestandtheile, als in der unschädlichen Pflanze, die wir als Nahrungsmittel zu uns nehmen, und doch unterscheiden sich jene himmelweit von dieser durch höchst kräftige Einwirkung auf das Befinden des Menschen, welche ihnen den Rang unter unsern schätzbarsten Heilmitteln anweißt.

Dieses alles führt uns auf die Vermuthung, daß die Kraft der Arzneien, das menschliche Befinden umzuändern, dynamischgeistig, und unabhängig von ihren materiellen Bestandtheilen sey. Diese Kraft läßt sich weder mes-

sen, noch wägen, auch nicht chemisch zerlegen, sondern einzig durch die Veränderungen, welche sie im Befinden des gesunden Organismus hervorbringt, begreifen und wahrnehmen.

Und ist denn, um das Befinden des menschlichen Organismus umzustimmen, überhaupt etwas Materielles nöthig? — Eine kühle Luft, die auf den entblößten Unterleib nur für einige Augenblicke einwirkt, bringt bisweilen schon nach 5 Minuten nicht blos dynamisches Leiden — empfindlichen Schmerz in den Gedärmen — sondern selbst materielle Veränderung — einen heftigen Erkältungsdurchfall — hervor, wie dieß jeder Arzt häufig zu beobachten Gelegenheit findet. Wie immateriell hier der schädliche Einfluß und wie auffallend der Erfolg! — Ein plötzlicher, heftiger Schreck bewirkte schon oft unheilbare Lähmungen, selbst den Tod. Wie rein geistig hier das Wirkende und wie erschütternd die Wirkung. — Die Daumenspitze eines lebenskräftigen Mannes, mit fester Willenskraft, selbst aus der Entfernung eines Zolles gegen die Herzgrube eines leicht erregbaren Individuums gerichtet, kann in der kürzesten Zeit Konvulsionen bewirken. Wer mag bestimmen, wie viel hier von dem imponderabeln animalisch-magnetischen Agens in den empfindlichen Organismus eingedrungen ist, um so große Erscheinungen zu verwirklichen? — Der mineralische Magnet, welcher eine so wunderbare Anziehungskraft gegen das Eisen ausübt, vermag mittelst derselben Kraft auch das Befinden des gesunden menschlichen Organismus ei-

liche Veränderung eintreten kann, wenn man nicht zugleich annimmt, daß dieselben überhaupt die Tendenz haben, das menschliche Befinden auf solche Weise umzustimmen. Es muß ihnen eine geistige Kraft inwohnen, nur von so milder Art, daß sie unfähig ist, in mäßiger Menge einwirkend, in gesunden Organismen mit gewöhnlicher Erregbarkeit ihre eigenthümlichen Wirkungen laut werden zu lassen, doch stark genug, um sie an Individuen mit spezifischer Erregbarkeit gerade derjenigen Organe, welche sie ihrer Natur nach vorzugsweise zu affiziren geeignet ist, sehr fühlbar zu machen. Sonach sind diese Potenzen unter die arzneilichen und heilkräftigen zu zählen und für den Arzt von großer Wichtigkeit. Denn, wenn sie gleich in mäßiger Quantität gegen den gewöhnlichen kräftigen und gesunden Organismus keine Wirkung äußern, so werden sie dieselbe doch gegen den erkrankten beweisen, dessen gesteigerte Rezeptivität bei den üblichen stärkeren Arzneipotenzen eine bedeutende Verkleinerung der Gabe nöthig macht, wie ich bald näher auseinander setzen werde.

Von dem Geruche der Rose (Rosa centifolia L.) sah man Ohnmacht entstehen *) — ein Beweis, daß das kleinste Theilchen von der Kraft dieser Blume, das beim Riechen die feinen Nervenwärzchen in der Nase einer hiezu geeigneten Person berührt, immer noch stark genug sey, ihr Befinden auffallend umzustimmen, wenn gleich tausend Andere nichts der Art wahrnehmen. Der Geruch

---

*) S. Organ. der Heilk. v. S. Hahnemann. Seite 226. Anmerk.

des Veilchens (Viola adorata L.), der in der Regel ohne allen Nachtheil ertragen wird, hatte, wie ich selbst sah, für eine sehr gesunde und kräftige Mannsperson so viel Widerliches und Unangenehmes, daß sie in einem Zimmer, wo sich nur wenige Blüthen dieser Pflanze befanden, nicht zu bleiben vermochte. That sie sich aber Gewalt an, und verweilte dennoch in der Nähe von blühenden Veilchen, so nahm sie sehr bald die seltsamsten Veränderungen in ihrem Befinden wahr. Außer mehreren schmerzlichen Empfindungen, war es hauptsächlich eine Art von Krampf in den Augenliedern, eine eigene Schlafmüdigkeit, eine heftige Engbrüstigkeit mit der höchsten Angst vergesellschaftet, ein Zittern der Glieder, ein Schwinden und besonders ein ganz eigenes Verwechseln der Gedanken, vor allen aber eine eigenthümliche, nahe an Melancholie gränzende, Gemüthsverstimmung mit höchster Abneigung gegen alle Musik, von der schon die bloße Idee in Verzweiflung setzte — dieser Zustand war es, welcher im Befinden jenes Individuums sich bemerkbar machte. Wenn ich nach dieser Beobachtung gleich nicht umhin konnte, anzunehmen, daß die Person, welche vermöge ihrer kräftigen Natur, von den stärksten Arzneien nicht mehr affizirt wurde, als andere in der Regel, eine besonders leise Erregbarkeit einzelner Organe, und zwar vorzugsweise derjenigen besitzen müßte, welche durch die Ausdünstung blühender Veilchen vor anderen in Anspruch genommen zu werden pflegen, so fühlte ich doch auf der andern Seite die Nothwendigkeit, den Veilchen die Neigung zur Hervorbringung der genannten Krankheitserscheinungen überhaupt, wenn auch in weit stärkeren Gaben, zuzuge-

stehen. Diese Idee fand in der Erfahrung ihre Bestätigung. Ich vermischte nämlich den aus den Blüthen, Blättern und der Wurzel des Veilchens ausgepreßten Saft mit eben so viel starkem Weingeiste, erhielt so nach einigen Tagen eine hellgefärbte Tinktur und nahm in einem kräftig gesunden Zustande und unter Entfernung aller schädlichen und anderweiten arzneilichen Einflüsse eine nicht zu kleine Porzion davon, mit einigen Unzen Wasser innig gemischt, ein — zur Erforschung ihrer Kräfte. Wiewohl ich nun durchaus nie zuvor von starkem Veilchengeruche irgend eine arzneiliche Einwirkung auf mein Befinden gespürt, vielmehr denselben recht angenehm gefunden hatte, so ward ich doch jetzt sehr bald von den Kräften dieser, in größerer Menge auf mich einwirkenden Pflanze durch das Gefühl von Krankheitszufällen überzeugt, die mit den oben bemerkten Erscheinungen eine auffallende Aehnlichkeit hatten. Ich kenne einen kräftigen, robusten Mann, der durch einen einzigen Bienenstich in den bedenklichsten Zustand versetzt wird. Nicht blos die verwundete Stelle, sondern sein ganzer Körper schwillt ungeheuer auf, überzieht sich mit einer entzündlichen Röthe und leidet die empfindlichsten Schmerzen *).

---

*) Ueberhaupt ist die Anzahl solcher Potenzen, die, wenn gleich gemeinhin für unwirksam gehalten, dennoch wunderbare Kräfte besitzen und sie in auffallenden Veränderungen des normalen Befindens bei dafür geeigneten, spezifisch empfindlichen Individuen äußern, gar nicht so gering, als man vielleicht glauben sollte. So erregt der Roggen des Barbefisches, als Speise genossen, und die bloße Berührung einiger Sumacharten bei gewissen Personen ein sehr merkliches Uebelbefinden (S. Organ. der Heilk. a. a. O.).

Wenn wir schon bei gesunden und kräftigen Personen nicht selten eine theilweise erhöhte (doch immer noch innerhalb der Gränzen der Gesundheit liegende) Erregbarkeit antreffen, die auch sehr geringen Arzneikräften noch eine auffallende Umstimmung des Befindens verstattet; so wird diese Umstimmung noch öfter und leichter sich ereignen müssen, sobald die natürliche Erregbarkeit durch Krankheitszustände eine bedeutende Steigerung erhält. Auch dieses ist oft nur theilweise der Fall bei solchen Individuen, die mit topischen Uebeln behaftet sind, oder von ehemaligen Leiden, (z. B. übelgeheilten Wunden) eine höhere Empfindlichkeit einzelner Theile zurückbehalten haben. Solche überempfindliche Stellen am übrigens gesunden menschlichen Körper, die jede äußere Schädlichkeit der unbedeutendsten Art empfänglich aufnehmen, öfters selbst die leisesten Gemüthsbewegungen und noch mehr jeden Witterungswechsel ihren Inhaber schmerzlich empfinden lassen und deshalb gemein hin Kalender genannt werden, geben einen hinreichenden Beweis davon ab, daß auch die geringfügigsten äußern Einflüsse (die kleinsten arzneilichen Potenzen) sich noch wirksam auf den menschlichen Orga-

---

und eine sehr bekannte Thatsache ist es, daß manche Subjekte von dem geringsten Genusse der Flußkrebse, selbst vom Geruche der frischgekochten Krebse äußerst stark und eigenthümlich affizirt werden, während andere nicht mit jener spezifischen Empfindlichkeit für das in den Krebsen verborgene, Krankheit erregende Princip begabte Individuen eine bedeutende Menge derselben ohne einigen Nachtheil genießen können, wie überdem auch zahlreiche Beobachtungen älterer Aerzte, z. B. in den Act. Natur. Curios. bezeugen. —

nismus zeigen, sobald sie nur eine angemessene Receptivität antreffen.

Noch unendlich leiser werden muß natürlich die Empfänglichkeit des lebenden Organismus, wenn dieser von allgemeiner Krankheit ergriffen wird. Zwar findet auch hier eine große Verschiedenheit statt und die Empfänglichkeit bei chronischen Kranken ist im Ganzen weniger leise, als die bei akuten; doch wird durch Krankheit überhaupt immer die natürliche Empfindlichkeit gesteigert. Wenn eine gesunde Person von dem Knalle einer Kanone oft nichts empfindet, so wird eine kranke nicht selten von dem kleinsten Geräusch heftig erschüttert, ja durch bloßes Reden der Umstehenden zu Verzweiflung getrieben. Ein gesundes Auge erträgt das hellste Tageslicht, während in vielen Fällen ein erkranktes Auge von dem leisesten Lichtstrahl schmerzlich affizirt wird und um so mehr und schmerzlicher, je höher seine krankhafte Erregbarkeit gesteigert ist. Welcher Arzt, er huldige einer Schule, welcher er wolle, möchte wohl, unter diesen Umständen, eine Arzneigabe zu reichen wagen, die zur Umstimmung eines gesunden Befindens noch Kraft genug haben, diese Kranken aber in Lebensgefahr stürzen würde! — Jeder schlichte Menschenverstand wird es begreiflich finden, daß bei so unendlich erhöhter Reizbarkeit auch eine sehr kleine Arzneigabe noch wirksam und sehr wirksam seyn müsse. So sah ich selbst bei einem kranken Frauenzimmer, das in gesunden Tagen nur die gewöhnliche Erregbarkeit zeigte, von einer Arzneigabe, die $\frac{1}{10000}$ eines Grans des auflöslichen Quecksilbers (des schwarzen Quecksilberoxyduls) enthielt, einen heftigen und anhaltenden Speichelfluß bei einem Krank-

heitsfalle entstehen, wo überhaupt Quecksilber das spezifische Mittel war.

Haben wir nun im Obigen gesehen, wie die arzneilichen Potenzen, selbst in der kleinsten Menge, den gesunden Organismus dann stark und eigenthümlich affiziren, wenn derselbe eine ihnen günstige Stimmung, welche wohl mit dem Begriffe von relativer Gesundheit bestehen kann, besitzet; haben wir gefunden, daß bei vorhandener (allgemeiner) Krankheit die Rezeptivität für arzneiliche Einflüsse überhaupt ins Unendliche und zwar um so mehr erhöhet werde, je mehr die Krankheit ausgebildet ist: so gelangen wir bald zu der Ueberzeugung, daß der erkrankte Organismus insbesondere den allerhöchsten Grad von Empfänglichkeit für diejenigen Arzneipotenzen besitzen müsse, welche mit ihm in der nächsten Verwandtschaft stehen. Diese werden nun selbst bei leisester Berührung empfunden, während andere vielleicht weit kräftigere Arzneistoffe, auch in größerer Menge in diesem Krankheitsfalle angewendet, weit schwächer perzipirt werden, eben aus Mangel jener, zwischen ihnen und der Krankheit statt findenden innigen Beziehung oder nächsten Verwandtschaft. Nach welchem Gesetze aber diese innigste Beziehung oder Verwandtschaft zwischen den Arzneistoffen und den Krankheiten Statt habe, darüber giebt die homöopathische Heillehre den befriedigendsten Aufschluß. Sie zeigt, daß ein Arzneikörper dann mit einem besondern Krankheitsfalle in diesem innigsten, spezifischen Verwandtschaftsverhältnisse stehe, wenn der erstere fähig ist, den gesunden Orga-

nismus der letztern sehr ähnlich pathologisch zu affiziren, d. h. wenn er, seiner individuellen Beschaffenheit nach, fähig ist, in dem gesunden Organismus eine Gruppe von Krankheitserscheinungen hervorzubringen, welche denen der gegebenen Krankheit sehr ähnlich — nicht identisch — sind. In diesem Falle innigster verwandtschaftlicher Beziehung zwischen Krankheit und Arzneimittel wird, wie gesagt, die schwächste, leiseste Berührung der ersteren von letzterem empfunden,*) und zwar so, daß ihrer gegenseitigen Reakzion nach vorhergehendem kurzen Kampfe, sehr bald völlige und schnelle Vernichtung beider — Gesundheit — folgt.

Ganz anders und gerade umgekehrt verhält es sich dann, wenn eine Arznei einer Krankheit allopathisch oder enantiopathisch entgegensteht. Wenn die allopathische Arznei durchaus aller verwandtschaftlichen Beziehung

*) Sehr natürlich; denn wenn, wie wir bereits sahen, einzelne empfindliche (kranke) Theile des Organismus von äussern Schädlichkeiten überhaupt vorzugsweise affizirt werden, (z. B. übelgeheilte Wunden u. s. w. — sogenannte Calender — von jedem Witterungswechsel eine schmerzliche Veränderung erleiden): so muß der Eindruck arzneilicher Potenzen auf kranke (empfindlichere) Organe ungleich stärker seyn, sobald die erstern an sich schon die Neigung haben, just diese Organe auch im gesunden Körper feindselig zu berühren, und unendlich stärker, wenn zugleich die Tendenz in ihnen liegt, dieselben auf eine ihrem schon vorhandenen Leiden sehr ähnliche Weise zu affiziren. Eine verbrannte Hand wird schon in ziemlicher Entfernung von der Flamme, wo ein gesunder Theil kaum einige Wärme verspüren würde, einen heftigen Brennschmerz empfinden; so wie durch die homöopathisch angewendete Hitze der Brennschmerz sich vermindert, so vermindert sich auch die Empfindlichkeit des geheilten Gliedes für die Hitze.

zu der Krankheit ermangelt, so steht die enantiopathische gerade im umgekehrten Verhältnisse zu ihr, und wenn die homöopathische Arznei, vermöge ihrer naturgesetzlichen innigsten Verwandtschaft zu der Krankheit, schon in der kleinsten Gabe stark und heilkräftig auf sie einwirkt, so bedarf es in jenen Fällen der stärksten und wiederholt gereichten Gaben, um eine sehr merkliche Veränderung — sehr selten schnelle Heilung, mehr Palliazionen — hervorzubringen. Es zeugt daher von gänzlicher Unkenntniß des Gegenstandes, wenn man, um die homöopathische Gabenkleinheit verdächtig zu machen, verlangt, es solle $\frac{1}{1000}$ Gran Opium Schlaflosigkeit stillen oder einen Rasenden beruhigen. Dieß kann nimmer geschehen,*) da Opium und Schlaflosigkeit — exaltirte Gehirnthätigkeit — in ihren verschiedenen Richtungen und Aeußerungen durchaus nicht im homöopathischen, vielmehr im enantiopathischen Verhältnisse zu einander stehen; wohl aber wird eine noch unendlich kleinere Gabe Opium hinreichen, eine gewisse Art von Schlafsucht, einen Stupor und Gefühllosigkeit, mit welchem es homöopathisch verwandt ist, schnell und dauerhaft zu heilen.

In dem Grade, in welchem sich eine Krankheit entwickelt, in demselben Grade nimmt auch die Empfänglichkeit des Organismus, wie für arzneiliche Einflüsse über-

*) Wenigstens wird die kleine Gabe hier nichts wirken, und man wird sie bis zu einem ganzen Grane, vielleicht noch weiter, vergrößern müssen, um jenen Zweck — nicht für die Dauer, sondern auf eine kurze Zeit — zu erreichen.

haupt, so insbesondere für das ihm gegenwärtig nächst verwandte Arzneimittel zu, so, daß, je größer die Krankheit, desto kleiner die Gabe des homöopatischen Mittels zu seyn braucht, um sie, naturgesetzlich, schnell und dauerhaft zu vernichten.

Und hierin liegt die Lösung des Räthsels. Aber man übersah bei den Erörterungen über diesen Gegenstand diese Verhältnisse gänzlich, und während man, ohne den gewaltigen Unterschied zwischen homöopathischer, allo- und enantiopathischer Beziehung nur im Geringsten ins Auge zu fassen, sich einbildete, Hahnemann behaupte, die kleinen Arzneigaben sollen unbedingt sich gegen Krankheiten heilsam erweisen, übersah man den wahren Geist seiner Lehre, und stritt sich, ohne das Terrain und die Sache des Gegners auch nur einigermaßen zu kennen und zu würdigen. Und eben aus der Vernachlässigung des so offen und klar dargelegten Gesetzes, auf welchem die Heilwirkungen der kleinen und kleinsten Gaben in der homöopathischen Heilkunst beruhen, entstanden eine Menge schiefer Ansichten hierüber. So meinte man auch, die homöopathische Heilkunst nehme an, es werde der gesunde Organismus von den höchst verkleinerten Arzneigaben, welche sie in Krankheiten ertheilt, stark affizirt, und fand diese Behauptung, wie ganz natürlich, übertrieben und lächerlich. Hätte man sich jedoch die Mühe gegeben, das, was das Organon hierüber so ausführlich lehrt, zu beachten, so würde man gefunden haben, daß dem keineswegs also sey, daß vielmehr, um den gesunden Organismus zu affiziren, in der Regel, — wenn nicht eine besondere Idio-

syncrasie vorhanden — weit größere und oft bedeutende Gaben erforderlich werden.

Aus allem diesem geht klar hervor, daß die homöopathische Heilkunst mit der bisherigen, wie fast immer geschehen, durchaus nicht verglichen werden kann; wenigstens werden alle, aus solcher Zusammenstellung resultirenden Urtheile, wie bisher, auch fernerhin schief ausfallen müssen. Wenn der homöopathische Arzt bei der Anordnung sehr kleiner (homöopathischer) Gaben auf heftig erkrankte Organismen die Gränzen ihrer Wirkungsfähigkeit bei weitem noch nicht erreicht sieht, vielmehr ihre allzugroße Kräftigkeit aus dem Erfolge (homöopathische Erhöhung) abnimmt; was kann ihn da abhalten, die Verkleinerung derselben noch unendlich weiter abzustimmen, wo es nur so eben hinreicht, die Befreiung des Organismus von der Krankheit sanft und schmerzlos zu vollführen. Nur Beobachtung und Erfahrung kann hier leiten, sollten auch seine Arzneigaben darüber endlich bis zu einer Kleinheit herabsinken, die allen Glauben übersteigt, und dem gewöhnlichen Menschenverstande lächerlich erscheint.

Es könnte Jemand fragen, wie der homöopathische Arzt seine kleinen Gaben ausreichend finden könne bei denjenigen, nicht so gar selten zu behandelnden Kranken, die sich durch eine, unter dem Normalzustande verminderte Rezeptivität auszeichnen und darum noch weit größere Gaben, als die gewöhnlichen, ja ganz enorme Quantitäten von Arznei ohne Nachtheil in sich aufnehmen, oft kaum eine Wirkung davon verspüren? Allein, diese Frage kann ebenfalls nur der aufwerfen, welcher das homöopathische Verfahren nach dem bisherigen be-

ertheilt. Bei mehrern Gemüthsleiden findet sich wirklich die genannte Reizlosigkeit, welche den größesten Arzneigaben hartnäckig widersteht. Oft sind die stärksten drastischen Abführmittel, in Porzionen gereicht, die einen andern Kranken an den Rand des Grabes bringen und selbst Gesunden nachtheilig werden könnten, nicht im Stande, eine Stuhlausleerung von dem torpiden und trägen Darmkanale zu erzwingen, und auf die heftigsten Brechmittel folgt kein Erbrechen. Wie aber der homöopathische Arzt es für seine erste Pflicht erachtet, jeden gegebenen Krankheitsfall, bevor er ärztlich zu handeln beginnt, nach allen seinen charakteristischen Erscheinungen und Merkmalen genau zu erforschen und richtig aufzufassen; wie er es für höchst verderblich ansieht, ihn nach einzelnen Symptomen, wären es auch die hervorstechendsten, zu beurtheilen: so wagt er es auch namentlich in jener Art von Gemüthsleiden keinesweges, sich auf die Beschwichtigung der auffallend hervortretenden Torpidität der Unterleibsorgane zu beschränken; vielmehr geht sein Bemühen dahin, die ganze Symptomengruppe, aus welcher der vorliegende Krankheitsfall zusammengesetzt ist, aufzufinden und zu kopiren, und er erhält dann ein Krankheitsbild von weit bedeutenderem Umfange, als der erste Anblick erwarten ließ — ein Krankheitsbild, in welchem die Reizlosigkeit des Darmkanals den untersten Rang mit einnimmt, und sich mehr als sekundäres Leiden beurkundet, abhängig von einer eigenartigen, sehr charakteristischen Affekzion des Denkorganes, die hier, so versteckt sie sich oft zeigt, dennoch meistens eine Hauptrolle spielt und darum ist eben das der Centralpunkt, wohin der homöopathische Arzt seine Heilkräfte

vorzüglich richtet, ohne deshalb die übrigen (wiewohl unwesentlicheren) Erscheinungen unbeachtet zu lassen. Die kleinste homöopathische Arzneigabe reicht hier, wie überall, wo sie nach Aehnlichkeitswirkung gewählt ward, völlig hin, das Gemüthsleiden und mit ihm zugleich die Reizlosigkeit des Magens und Darmkanales schnell und für immer zu beseitigen. Bisweilen finden sich Krankheiten mit (parzieller oder allgemeiner) Reizlosigkeit, wo diese das Hauptleiden bildet. Auch diese, wenn sie gleich oft den stärksten (enantiopathischen) Reizmitteln widersteht, weicht den kleinsten Gaben homöopathisch passender Arzneien — zum augenfälligen Beweise, daß die leidenden Gebilde, wiewohl gegen ungeeignete Potenzen nicht reagirend, gegen angemessene (d. h. in innigster Verwandtschaft zu ihnen stehende, oder ein dem ihrigen ähnliches Leiden erregende) Heilkräfte nichts desto weniger eine große Empfindlichkeit zeigen.

So mächtig auch die Arzneigaben in ihrer höchsten Verkleinerung noch auf den erkrankten Organismus einwirken können, wenn sie Organe antreffen, die spezifische Empfänglichkeit dafür besitzen, (d. h. von ähnlichen Leiden ergriffen sind, als sie selbst im gesunden Körper hervorzubringen vermögen), so werden sie dieß doch nur alsdann können, wenn sie ganz einfach und unter Entfernung aller fremdartigen Einflüsse angewendet werden. Nur eine einzige homöopathische Arznei ist in Krankheiten auf einmal zuläßig; zwei, drei und mehrere würden sich vielleicht gegenseitig in ihrer Wirkung umän-

dern, beschränken oder gar aufheben. Man würde sich keine Rechnung auf einen bestimmten und sichern Effekt machen dürfen. Die Zulassung fremdartiger Einflüsse aber, die einer Wirkung auf den menschlichen Organismus fähig sind, müßte auf alle Fälle die kleinen homöopathischen Arzneigaben in ihrer Wirkung schwächen und stören, am öftersten ganz unwirksam machen. Darum ist die genaueste Beseitigung aller andersartigen Arzneireize und Schädlichkeiten bei jeder homöopathischen Kur ein unerläßliches Erforderniß; darum dringt der homöopathische Arzt auf nichts so sehr, als auf ein strengdiätetisches, naturgemäßes, leidenschaftfreies, passives Verhalten. Nur dadurch wird das Wirkungsvermögen der homöopathischen Arzneigaben ungeschwächt erhalten. Wenn in einer volkreichen Stadt der Schall einer Trommel in dem lauten Geräusche des Tages verhallt, so wird man im einsamen Haine und bei stiller Nacht das leise Gemurmel eines Baches selbst aus beträchtlicher Entfernung noch deutlich vernehmen.

Den besten Beweis für die Zulänglichkeit der Kleinheit homöopathischer Gaben liefert, wie bereits Eingangs dieser Zeilen angedeutet wurde, die Erfahrung. Darum möge hier noch einen Platz finden, was ich aus eigenen Beobachtungen zu sagen vermag.

Um eine Krankheit leicht und schnell, wie sie sollen, besiegen zu können, müssen die homöopathischen Arzneitheilchen auch in ihrer höchsten Verkleinerung natürlich immer noch stärker seyn, als jene. Daß sie es aber wirk-

lich sind, beweist am auffallendsten die sogenannte homöopathische Verschlimmerung,*) ein Kampf zwischen Heilmittel und Krankheit. Diese Benennung ist von dem Gefühle des Kranken genommen; ihm scheint die Empfindung, welche die Arznei im Conflikte mit der Krankheit hervorbringt, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der letztern, ein Zusatz zu dieser zu seyn. Es kann aber diese Art von Täuschung als ein Triumph für den homöopathischen Arzt angesehen werden; sie beweißt ihm, daß sein Heilmittel für den gegenwärtigen Krankheitsfall höchst angemessen sey, und er darf darum den glücklichen Heilerfolg mit Gewißheit erwarten.

Es ist der gewöhnlichste und beste Fall, daß die homöopathische Verschlimmerung bald nach dem Einnehmen der Arznei eintritt; **) man darf alsdann den Kranken mit Recht eine schnelle und sichere Genesung versprechen, und Leute, die schon öfters mit Glück homöopathisch behandelt wurden, pflegen daher diese Verschlimmerung mit Ungeduld zu erwarten.***) Je passender die Arznei ist, (d. h. je ähnlicher ihre positiven Wirkungen den Zufällen der Krankheit) und je angemessenr (kleiner) die Gabe, desto schneller erscheint und vergeht die homöopathische Verschlimmerung.†)

---

*) S. Organ. d. Heilk. §. 161 — 165.

**) S. Organ. a. a. O.

***) Ein Landmann, der durch einen homöopathischen Arzt von einer sehr schmerzlichen Krankheit, welche mehrere Arzneimittel in gehöriger Reihefolge nöthig machte, befreit wurde, sagte am Ende der Kur sehr naiv: „Ihre Tröpfchen trafen immer gleich den kranken Fleck, als würden sie dahin gegossen."

†) „Es würde Raserei und gänzliche Unkunde mit den Gesetzen

Die Dauer der homöopathischen Verschlimmerung bleibt sich nicht immer gleich. Langwirkende Mittel lassen ihre Erstwirkung länger empfinden, als kurzwirkende, und zumal wenn man, wie oft in chronischen Krankheiten, eine größere Gabe anzuwenden genöthigt ist. In diesem Falle kann man vielleicht Tage lang eine anscheinende geringe Steigerung der ursprünglichen Krankheit wahrnehmen, ehe diese anfängt, abzunehmen und nur allmählig und täglich mehr und mehr zu verschwinden. Doch pflegt auch dann die homöopathische

---

„des Lebens verrathen, wenn der Arzt bei heftiger Lungenentzündung, in der Blüthe des Scharlachs oder dem heftig delirirenden Typhuskranken u. s. w. positive Mittel „reichen wollte, die jene Krankheiten zu erzeugen geeignet „sind. Selbst in den kleinsten Dosen müssen diese hier, wo „nicht den Tod, doch unfehlbar schwer zu verbessernden Nachtheil zur Folge haben." — so ruft Dr. C. F. Groh aus in der Isis, 1. Heft, 1822. Seite 129. — Raserei möchte ich nun eben das nicht nennen, man müßte denn in der Raserei eine schnelle und glückliche Kur verrichten können; aber mich dünkt vielmehr, es verrathe, wenn auch nicht just Raserei, doch Unkunde mit den Gesetzen des Lebens, so etwas niederzuschreiben und drucken zu lassen. Die genannten Uebel werden im Ernst durch homöopathische Mittel schnell und gefahrlos beseitigt, nur muß man sich nicht einbilden, daß unter homöopathischen Mitteln solche zu verstehen seyen, die just dasselbe Leiden hervorbringen, welches man damit zu heilen beabsichtigt, und etwa Blattern, Masern, Scharlach, Nervenfieber und Lues venerea u. s. w. durch Blattern, Masern, Scharlach, Nervenfieber, und syphilitisches Contagium heilen wollen, wie der Verfasser Seite 140 a. a. O. wirklich Lust zu haben scheint. Eine neue Mißdeutung des Wortes ὁμοιον! Vergleiche Reine Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 3. Thl. Einleitung. (Notabene), Seite III, und 4. Thl. Seite 247 und 248, Anmerk.

Wirkung bald nach dem Einnehmen am fühlbarsten zu seyn, und hierauf nach und nach schwächer zu werden.

Bisweilen ereignet es sich, daß der Kranke gar keine homöopathische Verschlimmerung, sondern bald nach dem Einnehmen der Arznei die beginnende Besserung wahrnimmt. Hier scheint das Uebergewicht der künstlichen (arzneilichen) Krankheit über die natürliche durch die weit genug getriebene Verkleinerung der Arzneigabe so vermindert worden zu seyn, daß es von dem Gefühle des Kranken nicht mehr unterschieden werden kann. In anderen (seltenen) Fällen zeigt sich nach dem Einnehmen der homöopathischen Arznei eine fast augenblickliche Besserung, und erst später erfolgt dann eine heftigere Verschlimmerung, die nur allmählig die wirkliche Besserung vorbereitet, und endlich dauerhaft hinterläßt. Dieses Ereigniß muß von demjenigen getrennt werden, wo zwar auch nach dem Einnehmen schnelle Beschwichtigung der Krankheitszufälle und sodann Verschlimmerung derselben eintritt, aber keine Genesung die Scene beschließt; denn das letztere ist ein Beweis, daß das Mittel nicht homöopathisch gewählt war, sondern der Krankheit nur palliativ entsprach; das erstere aber scheint auf eine zu starke Dosis des homöopathischen Mittels zu deuten.

Ueberhaupt scheinen nur ganz kleine Arzneigaben eine zeitige homöopathische Verschlimmerung hervorzubringen, größere später, oft viel später zu ihrer Wirkung zu gelangen *), wie ich denn in einem Falle von

*) Vergl. Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann. 6 Thl. Einleitung.

Brustkrämpfen erst am 6. Tage nach dem Einnehmen des angemessenen (aber in etwas starker Gabe gereichten) Heilmittels einen homöopathischen Erhöhungsfall erfolgen sah.

Dem angehenden homöopathischen Arzte begegnet es zuweilen, daß er für homöopathische Verschlimmerung ansieht, was durchaus nicht diesen Namen verdient. Es finden sich mitunter kranke Individuen, deren Empfindlichkeit so enorm gesteigert ist, daß selbst mehr allopathische Arzneien in den kleinsten Gaben eine heftige Verschlimmerung ihres ursprünglichen Uebels hervorrufen, doch schließt natürlich die Szene nicht mit einer Besserung, sondern die Krankheit kehrt langsam zu ihrem vorigen Stande zurück und bleibt, wie sie war, zum Beweise, daß hier nicht eigentliche homöopathische Verschlimmerung, vielmehr eine wirkliche Verstärkung des Urleidens sich ankündigte. So sah ich von $\frac{1}{10000}$ eines Grans Schwefel bei einem geschwollenen, sehr schmerzhaften Unterschenkel, von einer sehr kleinen Gabe Pulsatille bei einem schmerzlichen Ohrenzwange, sehr heftige und langanhaltende Verstärkung der Schmerzen entstehen — ohne nachfolgende Genesung. Eine genaue Prüfung zeigte allerdings, daß die genannten Mittel für die Fälle ihrer Anwendung nicht ganz homöopathisch passend gewesen waren, und nur bei diesem Grade von Empfindlichkeit der kranken Personen ward ein solcher Effekt möglich. Sobald man bei hoher Erregbarkeit ein nicht ganz homöopathisches Arzneimittel in etwas größerer Gabe in Anwendung bringt, entstehen neben dem alten neue Leiden, die sich zwar bei genauerer Untersuchung als andersartige ausweisen (wie sich denn dieß auch in den

eben genannten Fällen bei sorgfältiger Nachforschung gezeigt haben würde), aber von dem sehr empfindlichen Kranken dennoch gewöhnlich für identisch mit dem alten genommen werden, weil sie von Arzneien herrühren, die, wenn sie auch nicht ein, dem ursprünglichen Uebel ganz ähnliches, hervorbringen, doch vorzugsweise dieselben Organe, welche bereits leiden, affiziren, folglich das Schmerzgefühl des Kranken überhaupt erhöhen.

Ein sehr leicht erregbares Frauenzimmer, das von Zeit zu Zeit an heftigen Brustkrämpfen litt, pflegte von jeder allopathischen Arznei eine heftige Erregung ihrer Leiden zu erfahren. Unter andern verursachte ihr das augenblickliche Hineinriechen in den ausgepreßten Saft von den Blättern des Lebensbaumes (Thuja occidentalis L.) sogleich einen starken Paroxismus. Natürlich war davon keine Heilung zu hoffen, denn jede, nur einigermaßen kräftige Arzneipotenz (hier der Lebensbaum), berührte bei ihrer Einwirkung auf den empfindlichen Organismus doch vorzugsweise die empfindlichsten Organe, in denen das erwähnte Uebel seinen Sitz hatte, und die, diesen dadurch abgenöthigte Reakzion hatte einen Ausbruch der gewöhnlichen Krämpfe, jedoch, da das Mittel nicht in strenghomöopathischer Beziehung zur Krankheit stand, nicht Heilung, welche später erst durch ein in der kleinsten Gabe gereichtes homöopathisches Mittel bewirkt wurde, zur Folge.

Der noch seltnere Fall, wo die ächte homöopathische Verschlimmerung welche die Anwendung eines ganz homöopathischen Arzneimittels begleitet, dennoch keine Genesung in ihrem Gefolge hat, wird fast immer

seinen Grund in einem diätwidrigen Verhalten des Kranken haben, das der Arzt mit aller Sorgfalt (denn es ist bisweilen nicht leicht) auszumitteln suchen muß.

Dem angehenden homöopathischen Arzte könnte es zweifelhaft dünken, ob man auch mit den kleinsten Arzneigaben ausreichen möchte in denjenigen Krankheitsfällen, wo selbst die bisherige Schule homöopathisch entsprechende Heilmittel, aber freilich in sehr großer Dosis, anwendet. Man sollte hier meinen, entweder müßte das erstere Verfahren ganz unnütz seyn, oder das letztere offenbaren Schaden anrichten. Allein, die Umstände ändern hier alles. Wenn der Schwefel gegen Hämorrhoidalkolik angewendet, oft Heilung bewirkt, (weil er für einige Arten dieses Uebels das passende Mittel ist) und dann diese Heilung ohne Gefahr, selbst ohne merkliche homöopathische Verschlimmerung vollführt, ungeachtet er in sehr großen Gaben gereicht wird, so hat dieß im Folgenden seinen Grund. Erstlich verordnet man den Schwefel selten allein, gewöhnlich mit andern Arzneien, die seine Wirkung schwächen und stören, und, selbst wenn man ihn einfach reicht, geschieht dieß in so großen Quantitäten, daß der Organismus zur stärksten Reakzion aufgeregt wird und den ihn beleidigenden feindlichen Angriff abschlägt. So sehen wir bei diesen Kuren gewöhnlich dünne Stuhlabgänge erfolgen, und es ist alsdann ein glücklicher Umstand, wenn diese Ausleerungen gerade so viel Schwefelkraft zurücklassen, als zur Heilung der fraglichen Krankheit hinreicht. Eine ganz sichere Heilung darf man aber erwarten, wenn man diese Arznei

in den für sie geeigneten Fällen etwa zu $\frac{1}{10000}$ eines Granes (bei höherer Erregbarkeit in noch weit kleinerer Gabe) anwendet, wo dann keine Stuhlausleerungen, wohl aber eine homöopathische Verschlimmerung, die Verkündigerin der nahen Genesung, bemerklich wird. Gleiche Bewandtniß hat es mit vielen andern, in großen Gaben gegen geeignete Krankheitsfälle angewendeten, Arzneien, insonderheit auch mit der Chamille. Diese heilkräftige Pflanze, die für viele Uebel des gewöhnlichen Lebens, wie schon der Laie weiß, das Heilmittel ist, verliert den Ueberschuß ihrer Kräfte durch Schweiß und Durchfall und erscheint dann als ein sehr unwirksames Ding (Scherwenzel), während bei homöopathischen Kuren oft eine Gabe, die ein Trilliontel eines Tropfens des von ihr ausgepreßten Saftes enthält, noch viel zu stark wirkt und eine enorme homöopathische Verschlimmerung verursacht *). Auch bei der üblichen Anordnungsart der Arzneistoffe nach heteropathischen Ansichten ist es hauptsächlich das Zusammenmischen mehrerer arzneilichen Potenzen und das Eintreten revoluzionärer Ausleerungen, wodurch der Nachtheil zu großer Gaben verhüthet wird; und dennoch reicht oft weder jene künstliche Vorsichtsregel, noch diese Nothhülfe der Natur hin, um die zu heftigen Arz-

---

*) Ich entsinne mich eines Falles, wo eine Dame 6 Wochen lang an dem heftigsten, meist nächtlichen Zahnweh gelitten, und vielerlei dagegen ganz erfolglos angewendet hatte. Nachdem sie einige Tage alles Arzneiliche ausgesetzt hatte, bekam sie Einen Tropfen, welcher 1 Trilliontel Gran Chamille enthielt, worauf erst die Schmerzen eine halbe Stunde lang aufs fürchterlichste erhöhet wurden, und dann die vollständigste und dauerndste Befreiung von ihren Leiden eintrat.

neieffekte gefahrlos an dem Leben des Kranken vorüberzuführen, nur ist man in diesen Fällen weit geneigter, die auffallenden Erscheinungen lieber der weiteren Krankheitsentwickelung, als den angewendeten Arzneistoffen, zuzuschreiben.

Wenn nun, wie wir sahen, die angeführten Umstände in den meisten Fällen gemeinsam dazu beitragen, den Nachtheil zu großer Arzneigaben bei dem üblichen ärztlichen Verfahren mehr und mehr zu vermindern: so wird dagegen der Gebrauch nicht ganz kleiner Dosen in Fällen, wo Heilmittel und Krankheit in innigster verwandtschaftlicher Beziehung zu einander stehen und wo man ersteres ganz einfach anwendet, zum frevelhaften Angriffe auf Menschenleben. Denn hier, wo das Heilmittel, eben weil es in nächster Verwandtschaft zu der Krankheit steht, eine, ihm entsprechende (spezifische), ungemeinerhöhte Rezeptivität antrifft; wo seine Wirkung, weil es einfach gegeben worden, durch fremdartige Arzneireize nicht beeinträchtigt und (weil die Gabe zwar groß, doch nicht stark genug ist, um den Organismus zu ihrer Ausstoßung aufzuregen) durch revoluzionäre Ausleerungen keineswegs geschwächt oder abgeleitet wird: hier muß es einen wahrhaft lebensgefährlichen Sturm im Innern des Organismus zur nothwendigen Folge haben *). So wählt der homöopathische Arzt stets die allerkleinsten Arzneigaben und glaubt sie kaum klein genug wählen zu können, wenn er sieht,

---

*) S. Reine Arzneilehre v. S. Hahnemann, 4 Thl. Seite 39. Anmerk.

daß sie in unendlicher Verkleinerung dennoch volle Heilung herbeiführen *); so erlangt er den großen Vortheil, daß seine Heilmittel (wegen ihrer Gabenkleinheit), im Falle eines nicht gehörig, d. h. nicht homöopathisch gewählten Mittels, niemals schaden, doch, wo sie richtig gewählt wurden, allemal helfen.

In derselben Absicht, in welcher der homöopathische Arzt zu seinen Heilungen die kleinsten Arzneigaben wählt, wird er auch seine Heilmittel in Krankheiten, die sich in einzelnen Paroxysmen aussprechen, nie unmittelbar vor einem solchen Krankheitsanfalle, sondern am liebsten nach demselben reichen, damit nicht die künstlichen Paroxysmen mit den natürlichen zusammenfallen und ein Angriff auf den Organismus erregt werde, der im besten Falle die Heilung verzögert und die Kräfte des Kranken unnützer Weise aufreibt, oft auch von sehr unangenehmen Folgen seyn kann **).

*) Sie können den ganzen Reichthum ihrer Heilwirkungen ungehindert entwickeln, weil eine Ausleerung ihrer Kraft durch ihre Kleinheit unmöglich gemacht wird; wie weit aber der homöopathische Arzt bei ihrer Verkleinerung gehen könne, um den Punkt zu treffen, wo sie nur so eben noch die zur Beseitigung der Krankheit nöthige Wirksamkeit besitzen, — das kann ihm nur die Erfahrung sagen. Nie wird er unbehutsam zu Werke gehen, sondern in jedem Falle die Verkleinerung möglichst weit treiben, und aus dem Grade der erfolgenden homöopathischen Verschlimmerung (die ihm gleichsam zum Leitsterne bei der Bestimmung homöopathischer Dosen wird) abnehmen, ob er künftig auf dieser Stufe stehen bleiben, oder in der Verminderung seiner Arzneigabe noch einen Schritt weiter gehen dürfe.

**) S. Organ. der Heilk. §§. 250 und 254 und Reine Arzneimittellehre, 3. Thl. S. 50. Nur, wer mit unbefangenen,

Bei zu großer Arzneigabe und, wie natürlich, darauf erfolgender zu heftiger homöopathischer Verschlimmerung, ist es Pflicht des Arztes, die Arzneiwirkung zu schwächen. Er bewirkt dieß am ersten durch kleine Gaben antidotischer Arzneien, d. h. solcher, welche der gegebenen Heilpotenz in Absicht der positiven Wirkungen ziemlich analog sind. Diejenigen, deren Kräfte just mit denjenigen Symptomen von jener übereinkommen, welche die hohe homöopathische Verschlimmerung der fraglichen Krankheit bewirkten, werden immer die angemessensten Antidote abgeben. Den meisten Gewächsarzneien läßt sich überdieß der Campher, welcher allgemeine antidotische Kraft dagegen zu besitzen scheint *), als Beruhigungsmittel **) entgegensetzen.

Ein sanfter Schlummer bald nach dem Einnehmen der homöopathischen Arznei ist in den meisten

---

doch hellen Augen die Erfolge der homöopathischen Krankheitsbehandlung beobachtet, ist im Stande, sich einen lebendigen Begriff von der oft unglaublichen homöopathischen Erhöhung sowohl, als von der schnellen Beseitigung wichtiger Krankheiten zu machen, welche durch genau angemessene, in den kleinsten Gaben gereichte Mittel herbeigeführt werden.

*) S. R. Arzneimittellehre, 4 Thl. Vorbericht zu den Beobachtungen über den Campher.

**) Als Besänftigungsmittel zu heftiger Arsenikwirkung (von einer Gabe, die ein Decilliontel eines Granes Arsenik in Auflösung enthielt) fand ich in einigen Fällen eine Tasse Fliederthee augenblicklich hülfreich, ohne deshalb das Wirkungsvermögen jenes Arzneimittels bis zum Mißlingen der Heilung herabgestimmt zu sehen. Der sogleich nach dem Genusse des Fliederthees erfolgende Schweiß schien den Ueberfluß der Arsenikwirkung hinwegzunehmen.

Fällen ein sehr günstiges, vielversprechendes Zeichen. Er vertritt dann die Stelle der homöopathischen Verschlimmerung und der Kranke erwacht gewöhnlich mit dem frohen Gefühle schon eingetretener, oder doch wenigstens begonnener Genesung *). Wie überhaupt das zartere Kindesalter krankmachenden Einflüssen sehr leicht unterliegt, aber auch unter zweckmäßiger Hülfleistung schnell zur Gesundheit zurückkehrt, so sieht man auch namentlich bei kranken Individuen dieses Alters nach homöopathischen Arzneigaben jenen heilsamen Schlummer sich ungemein häufig einfinden und dieselben dann frei von jedem Leiden erwachen. Die gütige Natur scheint diesen ihren besondern Lieblingen das schmerzliche Gefühl des Kampfes zwischen natürlicher und künstlicher Krankheit auf solche Weise ersparen zu wollen, wenn wir nicht durch zu große Gaben muthwillig unnöthigen Sturm erregen.

Sonach fanden wir denn, um das Ganze nochmals mit Einem Blicke zu überschauen, die hinreichende Kräftigkeit der allerkleinsten homöopathischen Arzneigaben eben sowohl auf Vernunftgründe gestützt, als durch reine Erfahrungen bestätigt. An-

*) Vergl. Homöopath. Heilungen v. D. C. Stapf im Archive für die homöop. Heilk. 1 Bd. 1 Heft Seite 68. Doch kann dieser bald nach dem Einnehmen entstehende wohlthätige Schlummer nur dann erfolgen, wenn die Gabe klein genug war, um, ohne zu merkliche homöopathische Erhöhung die Krankheit sanft und schnell zu beseitigen.

langend die ersteren, erkannten wir, wie schon im Allgemeinen die kleine Arzneigabe, welche die Reakzion des gesunden Organismus nur in mäßigem Grade, nicht bis zum heftigsten Widerstreben aufregt, eine größere Wirksamkeit überwiegen müsse, insofern sie nämlich ihre ganze Kraft entwickeln könne, nicht durch gewaltsame Entleerungen verliere; wie Arzneien überhaupt — als dynamischgeistige Potenzen — einer unendlichen Theilung fähig seyen, ohne deshalb ihr Vermögen zur Umstimmung des Befindens, selbst in gesunden Organismen, zu verlieren; wie ferner die allergeringsten Arzneistoffe den gesunden menschlichen Körper dann noch gar mächtig affiziren, wenn sie in demselben eine ihnen günstige Stimmung — Idiosynkrasie — vorfinden; wie zuletzt die Rezeptivität des Organismus für arzneiliche Einflüsse überhaupt ins Unendliche gesteigert werde und auch den allerschwächsten Potenzen noch eine bedeutende Wirkungsäußerung gestatte, sobald er von (theilweiser oder vorzüglich allgemeiner) Krankheit ergriffen worden; wir kamen endlich zu der Ueberzeugung, daß der erkrankte Organismus den allerhöchsten Grad von Empfänglichkeit — eine spezifische Empfänglichkeit — für diejenige Arzneipotenz besitze, welche mit der, ihn beherrschenden Krankheit in der innigsten Verwandtschaft steht — also für die homöopathische, und daß diese dann, selbst in unglaublicher Verkleinerung, noch ein hinreichend starkes Wirkungsvermögen besitzen müsse, sobald letzteres nur durch Erfüllung der Bedingung — Entfernung aller

fremdartigen Einflüsse von dem einfachen Arzneitheilchen — ungeschwächt erhalten wird. Wir fanden zugleich in dieser Thatsache den mächtigsten Unterschied zwischen der homöopathischen und den bisher üblichen Kurarten, so wie in dem Verkennen derselben den Hauptgrund aller bisherigen von den Gegnern veranlaßten Einwürfe, Zweifel und Streitigkeiten. Wenn wir auf der andern Seite die Zulänglichkeit der kleinsten Gaben homöopathisch richtig gewählter Arzneien sowohl durch die, auf ihre Anwendung erfolgende, künstliche Krankheitserhöhung, als durch die daraus hervorgehende vollständige Genesung auch erfahrungsmäßig bestätigt fanden: so sahen wir nebenher zugleich den scheinbaren Widerspruch, der bei der Gegeneinanderstellung der großen Wirkungen homöopathischer, in den kleinsten Gaben angewendeter Arzneien, und der größtentheils unschädlichen, bisweilen fast unerheblichen Folgen des Arzneigebrauches in großen und wiederholten Porzionen sich darbietet, durch die bei dem letzteren von der Kunst (fast instinktmäßig) genommenen und von der Natur unterstützten Vorsichtsmaßregeln, so wie durch den Abstand zwischen heteropathischen und homöopathischen Heilgesetzen vollkommen gehoben und somit auch hier die scharfe Trennung der homöopathischen Heilart von jeder andern bezeichnet, die wir schon früher als naturgesetzlich begründet erkannten und welche durchaus nicht übersehen werden darf, wenn man über jene überhaupt und über die Kleinheit ihrer Arzneigaben ins Besondere ein richtiges Urtheil fällen will.

Homöopathische Heilungen von Dr. Joh. Adolph Schubert.*)

I.

Frau S..., die Gattin eines Bürgers in R., 56 Jahr alt, von zartem Körperbau, litt an einer höchst chronischen Krankheit, hatte, viele Jahre hindurch, sich von geachteten Aerzten behandeln lassen und endlich, da ihr keiner einige Erleichterung, geschweige denn völlige Befreiung von ihrer Qual verschaffen konnte, sich geduldig in ihr Schicksal ergeben und seit einem halben Jahre keine Arznei mehr genommen. Nachdem ich aber einige ihrer Bekannten in kurzer Zeit von chronischen Leiden befreit hatte, entschloß sie sich, auf vieles Bitten ihrer nächsten Verwandten, im Nov. v. J. bei mir noch Hülfe zu suchen. Eine genaue Untersuchung gab folgendes

Krankheitsbild.

Bald im Hinterhaupte, bald auf beiden Seiten des Kopfs, bald in der Stirn, bald in beiden Schläfen heftige

*) Verfasser der, durch Gelehrsamkeit und gründliche Sachkenntniß ausgezeichneten Schrift: Historia anatomica systematis absorbentis corporis humani. Lipsiae, 1821. 4.
Anmerk. des Redakteurs.

reißende und nach innen bohrende und pressende Schmerzen, wobei ihr stets die Augen wie zerschlagen weh thaten.

Die Hauptbedeckungen schmerzten bei Berührung wie Blutschwår, und der Schmerz der Haare war fast unerträglich, so daß sie dieselben nicht binden und des Nachts nicht darauf liegen konnte, sondern mehr eine sitzende Lage im Bette beobachten mußte.

Diese Schmerzen verließen sie keine Stunde völlig; am Tage waren sie bisweilen noch erträglich, aber die Nacht stets heftig, so daß sie das Liegen nicht lange aushalten konnte, sondern öfters im Bette ganz aufsitzen, oder wohl gar aufstehen und herumgehen mußte. — Wenn sie sehr heftig waren, litt sie zugleich an starkem Schwindel. Ließen sie etwas nach, wie dies bisweilen am Tage der Fall war, so fühlte die Kranke große Schwäche und Entkräftung des Kopfs. — Jede kleine Anstrengung des Kopfs, welche sie nicht immer vermeiden konnte, erregte ihr bald heftige Schmerzen; alles Geräusch war ihr zuwider, Musik und Gesang griffen sie sehr an.

Große Gedächtnißschwäche.

Ohrenklingen. Bisweilen auch Sausen und Brausen vor den Ohren.

Die Augen hatten ihren Glanz völlig verloren und sie konnte nichts mehr deutlich erkennen, selbst dann, wenn sie sich einer Brille bediente.

Erdfahle Gesichtsfarbe.

Magerkeit, Schlaffheit und Mattigkeit des ganzen Körpers.

Der Schlaf war sehr gering. Sie schlief sehr spät ein, träumte viel, lag unruhig und wachte früh um zwei,

oder spätestens drei Uhr wieder auf, und konnte dann nicht wieder einschlafen.

Fliegende Hitze am ganzen Körper und hinterher gelinder Schweiß, täglich einigemal.

Der Appetit war höchst gering und stellte sich nur dann etwas ein, wenn sie zu essen angefangen hatte.

Gleich nach dem Essen bekam sie Schlucksen.

Ihr gewöhnliches Getränk war Kaffee, wurde ihr aber die letztere Zeit etwas zuwider und vermehrte gewöhnlich ihre Leiden.

Nach geringer, besonders Fußerkältung lag es ihr erst wie ein Stein im Magen, dann stieg es in den Schlund herauf, schnürte denselben zusammen und endete durch Gähnen oder Abgang einiger Blähungen.

Muthlosigkeit, Weinerlichkeit.

Sie ärgerte sich über die geringste Kleinigkeit.

Therapie.

Da sie immer viel und starken Kaffee getrunken hatte, derselbe in der letzten Zeit die Beschwerden vermehrte und ihr auch etwas zuwider wurde, *) so hielt ich das Leiden für Kaffeesiechthum, welches in den meisten Fällen, wo nämlich Symptomenähnlichkeit statt hat, in Nux vomica sein Heilmittel findet. Und da man die sämmtlichen genannten Krankheitserscheinungen unter den positiven Wirkungen dieses Mittels (siehe Reine Arzneimittellehre v. S.

*) Dies beobachtet man nicht selten bei Krankheiten, welche dem Kaffee großentheils, oder wohl gar gänzlich ihre Entstehung verdanken.

Hahnemann, Th. 1.) wieder findet, so erhielt auch die Kranke, nach 8 Tagen, nachdem sie dem Kaffee und allen arzneilichen Genüssen entsagt hatte, einen Tropfen von der decillionfachen Verdünnung der Tr. Nuc. vom., und zwar Abends, 2 Stunden vor Schlafengehen, wie dies Dr. S. Hahnemann räth (s. den Vorbericht zu Nux vomica.).

Resultat.

Nach drei Tagen sahe ich die Kranke wieder, fand mich aber, nach genauer Untersuchung aller Umstände, in meiner Erwartung sehr getäuscht. Die Symptome, den gänzlich gehobenen Schmerz der Hauptbedeckungen und der Haare ausgenommen, waren noch dieselben. — Da nun Nux vomica in 3 Tagen eine nur so geringe Besserung herbeigeführt hatte, so ließ ich es nicht länger wirken, sondern gab der Kranken den nächsten Morgen *) Pulsatilla, zumal da man unter den Erstwirkungen dieser Arznei zugleich ausgezeichnet dieselbe Gemüthsstimmung, diese Art Schlaf, welcher mehr als die übrigen Beschwerden dem Organismus Gefahr drohte, die Erhöhung der Beschwer-

*) Weil Pulsatilla, wenn man sie dem Kranken früh reicht, eine weit schwächere Primärwirkung äussert, als wenn sie Abends genommen wird. — Ich selbst habe bei einer schwächlichen Kranken, welche dies Mittel (in höchst schwacher Gabe), aus Versehen Abends bey Schlafengehen genommen hatte, die heftigsten Symptome die ganze Nacht hindurch und noch den folgenden Tag von ihm beobachtet, und war genöthigt, die Wirkung desselben aufzuheben. Späterhin reichte ich es, in der nämlichen Gabe der Kranken noch einmal, aber früh, und beobachtete da eine höchst geringe Primärwirkung, und nach dieser die erwünschte Heilwirkung.

den Abends und des Nachts und einige Erleichterung derselben durch Aufsitzen (s. S. Hahnemanns Reine Arzneimittellehre Th. 2. besonders aber den Vorbericht und die Anmerkungen) wieder findet. Sie erhielt ein Quatrilliontel, und schon den nächsten Tag zeigte sich einige Besserung, welche mit jedem Tage zunahm, so daß sich die Kranke nach 12 Tagen, denn so lange ließ ich diese Gabe fortwirken, einer auffallenden Verminderung ihrer Beschwerden erfreute. Der Schlaf erfolgte zeitiger, war anhaltender, etwas ruhiger und erquickend; die Kopfschmerzen waren weniger heftig und verließen sie, besonders am Tage, viele Stunden ganz; die Sehkraft hob sich wieder; die fliegende Hitze kehrte zwar täglich noch einmal, jedoch viel schwächer und nur kurze Zeit anhaltend, wieder; der Appetit war um vieles besser, das Schlucksen nach dem Essen seltener; sie bekam wieder Muth und schenkte der Heilkunst nun wieder Zutrauen. — Zur weitern Beseitigung der Krankheit wählte ich das der Pulsatilla sehr verwandte Mittel, ich meine Ignatia amara. Und auch in diesem, welches ich ebenfalls früh Morgens, und in sehr schwacher Gabe (einen Tropfen von der sextillionfachen Verdünnung) sie nehmen ließ, fand die Kranke eine für ihren Krankheitszustand höchst passende Arznei (s. S. Hahnemanns Reine Arzneimittellehre, Th. 2.). Nach 8 Tagen stand die Besserung still. Die Kranke schlief nun ununterbrochen, fest und ziemlich ruhig 4 Stunden, nämlich von 11 Uhr Abends bis früh 3 Uhr; die Kopfschmerzen waren den Tag über nur noch gering und verließen die Kranke oft viele Stunden völlig, selbst Abends und des Nachts war die Heftigkeit derselben nicht mehr mit der

frühern zu vergleichen; das Ohrenklingen, die fliegende Hitze und alle übrigen Beschwerden hatten sich in gleichem Grade vermindert. Die Augen bekamen wieder einigen Glanz, im Gesichte und im ganzen Körper kehrte der Turgor vitalis allmählig wieder und die Kranke konnte ihren häuslichen Geschäften leidlich wieder vorstehen. Die Krankheit war nun wenigstens schon über die Hälfte gehoben.

Um nun aber auch diesen Theil der Krankheit noch zu verscheuchen, gab ich ihr den nächsten Morgen Belladonna, und zwar einen Tropfen von der dezillionfachen Verdünnung des starken Saftes, eine Gabe, welche noch stark genug ist Heilung zu bewirken, sobald die Belladonna nur richtig gewählt worden ist. Der Erfolg war erwünscht, denn nachdem ich diese kleine, aber der Erfahrung gemäß, hier völlig hinreichende Gabe zwölf Tage hatte wirken lassen, war von der ganzen Krankheit nur noch ein Rest vorhanden. Die Kranke schlief nach einer Stunde ein und 5 Stunden ununterbrochen fort; der Kopfschmerz kehrte nur selten und höchst schwach am Tage noch wieder, selbst des Nachts war er gelind und setzte mehrere Stunden aus; ihre ehemalige Heiterkeit kehrte zurück und die übrigen Beschwerden waren nur noch in einem geringen Grade vorhanden, so daß die Kranke sich glücklich schätzte.

Damit sie nun aber völlig von ihrer höchst chronischen und quälenden Krankheit befreiet werden möchte, nahm ich den Symptomencomplex noch einmal sorgfältig auf und wählte demselben gemäß Bryonia alba, da man unter den Erstwirkungen dieser Arznei nicht nur das späte Einschlafen Abends, sondern auch alle übrigen Krank-

heilerscheinungen wiederfindet (vergl. S. Hahnemanns reine Arzneimittellehre, Th. 2.). Sie erhielt früh Morgens 1 Sextilliontel und nach zwei Wochen war die völlige Gesundheit wieder hergestellt und dauert heute noch fort.

II.

T..., eine schwächliche Frau von 65 Jahren, litt, als ich gerufen wurde, schon seit 4 Tagen an einer akuten Krankheit und konnte das Bette nicht verlassen. Ich fand, den 21. Septbr. 1820, nach genauer Untersuchung nachstehendes

Krankheitsbild.

Eingenommenheit und Wüstheit des Kopfs, und, richtete sie sich im Bette in die Höhe, gleich Schwindel.

Unruhiger, leiser, nicht erquickender Schlaf.

Gelbliche Farbe der Haut, des Weißen der Augäpfel und der untern Zungenfläche.

Mangel an Appetit.

Bitterer Geschmack.

Bitteres Aufstoßen.

Brecherlichkeit.

Gelbbelegte Zunge.

Wenig Durst.

Vollheit und Drücken in der Herzgrube.

Beklemmung der Brust.

Oeftere weiße Stühle.

Dunkelrother Harn.

Große Mattigkeit.

Wehmuth und Verdrüßlichkeit.

Therapie.

Die ganz auffallende Aehnlichkeit dieser Erscheinungen mit den Primärwirkungen der China (s. S. Hahnemann Reine Arzneimittellehre. Th. 3.) ließ mich nicht den geringsten Anstand nehmen, der Kranken dieses Mittel zu geben. Sie erhielt also noch denselben Tag, Nachmittags, einen Tropfen von der quatrillionfachen Verdünnung der Chinatinctur und mußte alle übrige arzneiliche Einflüsse vermeiden.

Resultat.

Schon den nächsten Tag zeigte sich einige Besserung, noch mehr aber nach zwei Tagen; der Schlaf war ruhig, 5 bis 6 Stunden anhaltend und erquickend, die gelbliche Farbe der Haut rc. hatte sich schon beträchtlich vermindert, der Durst war ziemlich natürlich, der Appetit leidlich, der Geschmack und das Aufstoßen weniger bitter, die Brecherlichkeit verschwunden, das Drücken im Magen nur noch gering, die Brustbeklemmung und Völle der Herzgrube sehr vermindert, der Durchfall hatte sich verloren, sie litt vielmehr den zweiten Tag an Leibesverstopfung, der Urin war weniger dunkelroth, die Mattigkeit und der Schwindel hatten sich sehr vermindert, die Kranke wurde wieder etwas heiter und konnte einige Stunden aufdauern. Ich ließ die China noch 4 Tage fortwirken und mit jedem Tage verbesserte sich der Zustand der Kranken. Die Leibesöffnung kehrte den 3. Tag freiwillig wieder, die Exkremente waren, besonders die beyden folgenden Tage, von natürlicher Consistenz und Farbe; der Urin hatte eine strohgelbe Farbe, war etwas trübe und machte bald einen

weissen Bodensatz; die Haut, das Weiße des Auges und die untere Zungenfläche hatten ihre natürliche Farbe wieder angenommen, und die übrigen Symptome sich ungemein vermindert. Den 6. Tag aber stellte sich wieder Leibesverstopfung ein und die ganze Besserung schritt nicht weiter fort, sondern ging vielmehr etwas zurück, so daß ich mich genöthigt sahe, ein neues, passendes Mittel zu wählen. Die Krankheitszeichen waren folgende: — Eingenommenheit des Kopfs, Appetit mäßig, Geschmack noch etwas bitter und schleimig, Aufstoßen selten und wenig bitter, Drücken und Spannung in der Herzgrube, Leibesverstopfung, Mattigkeit, Kleinmüthigkeit und Schlaflosigkeit vor Mitternacht. Alle diese Symptome findet man unter den Primärwirkungen der Bryonia alba (s. S. Hahnemanns Reine Arzneimittellehre, Th. 2.) wieder, und daher reichte ich der Kranken den nächsten Morgen von dieser Arznei ein Sextilliontel. Der Erfolg war glücklich, denn schon den nächsten Tag schritt die vorher stillstehende Besserung schnell fort. Der Schlaf wurde die 2te Nacht normal, die Kranke wurde wieder heiter, bekam natürliche Leibesöffnung, das Drücken im Magen und die Spannung in dieser Gegend verloren sich allmählig, der Appetit wurde besser, der bittere und schleimige Geschmack verlor sich immer mehr und nach 4 Tagen war die Kranke wieder völlig gesund.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Homöopathische Heilungen. Dargestellt von D. W. Groß.

(Fortsetzung.)

XI.

B..., eine starke, robuste, gut genährte Frau auf dem Lande, 32 Jahre alt, hatte sich am 18. Juli 1818 bei der Erntearbeit ungemein erhitzt und ihren heftigen Durst durch einen kalten Trunk zu löschen gesucht. Fast unmittelbar darauf war sie von einem heftigen Schüttelfroste ergriffen worden, der eine halbe Stunde hernach sich in brennende, anfangs noch mit Frösteln untermischte, Hitze umgewandelt hatte. Zugleich waren alle Zeichen einer gefährlichen Brustkrankheit aufgetreten, die, immer steigend, sie endlich am 20. Juli veranlaßten, mich um meinen Beistand zu ersuchen.

Krankheitsbild.

Heftige Stiche in der rechten Brustseite, die sich beim Einathmen, so wie beim Husten, welcher trocken ist, vermehren, auch bey jeder Bewegung heftiger werden; sie hält unwillkührlich den Athem zurück, oder athmet in kleinen, kurzen Zügen. — Ungeheure Beklemmung der vor-

dern Fläche und rechten Seite der Brust, als läge eine große Last daselbst. — Gar kein Schlaf, wegen der unerträglichen Schmerzen, die ihr die heftigste Angst erregen. — Das Gesicht ist aufgetrieben und braunroth. — Sie athmet mit offnem Munde ängstlich, mühsam, schnell und kurz. — Der Puls ist härtlich, klein, aussetzend. — Starkes Herzklopfen. — Der Kopf ist eingenommen und schwer, mit Ohrenbrausen. — Der Urin ist feurig, hochroth. — Die Haut heiß und trocken. Stuhlgang war am 18. Juli das letzte Mal erfolgt. — Die Lippen sind trocken, die Zunge rauh und dunkel, Durst beträchtlich.

Therapie.

Der Hauptkrankheitszustand, nämlich die Brustaffektion mit ihren Eigenheiten, fand sich unter den Erstwirkungen der Zaunrebe wieder und sogar die meisten Nebenerscheinungen waren denen ähnlich, welche diese Pflanze selbst erregt. (Siehe reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann Theil 2.); darum wählte ich vor allen andern dieses Mittel, und die Kranke erhielt einen Tropfen von ausgepreßtem Zaunrebenwurzelsaft, welcher 1 quatrilliontel Gran dieses Mittels enthielt. Zugleich empfahl ich ihr zum Getränk etwas abgekochtes Brodwasser und eine dünne Hafergrützsuppe, sobald sie wieder Appetit bekommen würde. Alle fremdartigen Arzneireize wurden entfernt.

Resultat.

In der Nacht vom 20. zum 21. Juli, nachdem die Kranke den Abend zuvor die Arznei genommen hatte, zeig-

ten sich zwar die Krankheitszufälle in den ersten Stunden fast noch heftiger als zuvor, fingen dann aber an, von Stunde zu Stunde mäßiger zu werden. Am 21. war sie den ganzen Tag fieberfrei und hatte in der Brust keinen Schmerz, konnte tief athmen, durfte nicht husten, lag in einem gelinden Schweiße und bekam einen natürlichen Stuhlgang. Der Urin sah natürlich und der Puls war normal; kurz, bis auf einige Mattigkeit konnte sie über nichts mehr klagen. Am 22. Juli verließ sie bereits das Bette, und blieb bei einiger Schonung ihres Körpers und dem mäßigen Genusse einer unschädlichen Nahrung, vollkommen gesund, ohne Rückfall.

Dergleichen Brustkrankheiten kommen im täglichen Leben nicht so gar selten vor, doch bin ich nie versucht worden, eine Blutentziehung irgend einer Art vorzunehmen. In den meisten Fällen ward die Entzündung mit Einem Mittel schnell gehoben; bisweilen bedurfte es zu ihrer vollen Beseitigung noch eines und des andern Medikamentes, wenn das erste nicht vollständig paßte, und nur einige wenige Fälle habe ich erlebt, wo ich, erst am 9. Tage der Krankheit und später hinzugerufen, entweder gar nichts ausrichtete oder nur erst in 2 — 3 Wochen eine vollständige Heilung zu erzielen vermochte.

XII.

Das neunjährige Töchterchen eines Handwerkers, welches schon seit einem Jahre gekränkelt hatte, aber erst vor 3 Monaten wirklich bettlägerig geworden und nun in einen so elenden Zustand gerathen war, daß alle angewandten Mittel nicht nur nichts nützten, sondern Jeder-

mann sich auch von dem baldigen Tode desselben überzeugt hielt, bekam ich am 20. December 1819 zufällig zu sehen. Ich betrachtete das Kind genau, fragte auch die Angehörigen, die mir gern und freiwillig Auskunft gaben, noch über manchen Umstand, und erhielt so folgendes

Krankheitsbild.

Das Kind lag in einem dem Blödsinne ähnlichen Zustande, indem es von den Umstehenden Niemanden weder erkannte, noch beachtete. — Immerwährend bei Tag und Nacht stieß es klägliche, unarticulirte Töne aus, ohne je ein vernehmliches Wort [illegible] verstand keine Frage und jammerte und [illegible] heftiger, wenn man es auch nur anrührte. — Wirklichen Schlaf hatte es gar nicht, doch waren die Augen [illegible] zugeschlossen. — Es hatte durchaus kein Bedürfniß, [illegible] jeden Augenblick zu trinken, welches es [illegible] Wimmern zu verstehen gab. — Das Getränk bestand blos in Braunbier oder Kaffee, etwas anderes warf es, kaum an die Lippen gebracht, mit Heftigkeit von sich. — Speisen nahm es gar nicht mehr. — Den Stuhl und Urin ließ es unwillkührlich von sich; ersterer war dünn und sehr stinkend. — Oft bewegte es sich hin und her und bisweilen nahm es ein Kleidungsstück, versuchte sich aufzusetzen und zog es verkehrt an, oder es verrichtete sonst etwas ganz verkehrt. Gewöhnlich lag es auf der Seite und so stark gekrümmt, daß der Kopf ziemlich die Kniee berührte. — Der ganze Körper war zum Gerippe abgemagert und glich einer lebendigen Leiche. — Eine Veranlassung zu diesem Zustande

BOSTON MEDICAL LIBRARY JAN 15 1914

konnten die Aeltern nicht angeben; das Kind war sonst sehr gesund und auffallender lustiger Laune gewesen. —

Therapie.

Auf meine Frage, ob sie nicht etwas gegen die Krankheit brauchen wollten? — meinten die Aeltern, daß schon anfangs viel geschehen wäre, doch alles ohne Erfolg; jetzt würde eine zweckmäßige Behandlung erstlich nicht mehr möglich seyn, da das Kind alles, was nicht wie Bier und Kaffee schmeckte, von sich würfe oder augenblicklich wegbräche, sodann käme auch jede Hülfe augenscheinlich zu spät. Ich bestritt das Letztere und redete ihnen zu, wenigstens einen ganz unschädlichen Versuch zu erlauben. Nach erhaltener Einwilligung gab ich dem Kinde eine Gabe Belladonna, welche den Sextillionsten Theil eines Grans dieser Pflanze enthielt, da die Krankheitserscheinungen in ihr ein treffendes Gegenbild fanden. (S. Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 1. Theil.). Diese kleine Arzneigabe ließ ich einer kleinen Porzion Bier beimischen und dem Kinde, sobald es wieder trinken wollte, beibringen. Der Kaffee ward ganz ausgesetzt.

Resultat.

Am 26. Dezember sah ich das Kind wieder und hörte von dem Gewimmer nichts mehr; dieses war einige Tage nach dem Einnehmen verschwunden. Statt dessen griff nun das Kind fortwährend mit den Händen im Gesichte herum, als wollte es etwas haschen. — Die Umstehenden betrachtete es mit dummen, stieren Augen. — Die übrigen Zufälle waren unverändert geblieben. —

Weil für diese Art stupiden Wahnsinnes, zusammengehalten mit den übrigen Erscheinungen, dem unwillkührlichen Abgange der Exkremente, dem Haschen im Gesichte, keine Arznei geeigneter schien, als das Bilsenkraut, (S. Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 4. Thl.), so ward am 28. das Trilliontel eines Tropfens des ausgepreßten Saftes von dieser Pflanze wieder auf die oben berührte Weise beigebracht.

Am 31. Dezember hatte das Kind seinen Verstand völlig, erkannte jeden Anwesenden, antwortete auf alle Fragen vernünftig, griff und haschte nicht mehr im Gesichte, trank nicht mehr so unnatürlich viel, hatte aber dagegen einen ungeheuren kaum zu stillenden Heißhunger bekommen. Stuhl und Harn ward nur noch des Nachts im sonst ruhigen Schlafe unwillkührlich gelassen, aber am 6. Januar 1820 blieb das Bett auch des Nachts rein.

Gegen den widernatürlichen Hunger gab ich am 7. Januar noch ein Quatrilliontel eines Tropfens der Tinktur vom Veratrum album (S. Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 3. Thl.) und sah dadurch nach einigen Tagen auch diesen in einen gesunden Appetit umgewandelt.

Das Kind nahm jetzt wieder zu und ward in Kurzem fest und blühend, heiter und froh wie sonst. Es blieb dauerhaft gesund, einen großen Blutschwär abgerechnet, den es nach einigen Wochen am Kopfe bekam und welcher seinen Verlauf ohne üble Folgen hielt.

XIII.

St...., ein sonst gesunder, starker Knabe von 12 Jahren hatte in seinem zarten Kindesalter nach einem plötzlichen Schrecke epileptische Anfälle bekommen, die täglich 2 mal auftraten. Man fragte mich am 4. April 1819 um Rath und erzählte mir alle Umstände; diese ergaben nachstehendes

Krankheitsbild.

Der Knabe fällt plötzlich ohne Ahnung des kommenden Anfalles mit Geschrei zu Boden, schlägt krampfhaft mit Händen und Füßen, ballt die Hände zur Faust und schlägt die Daumen in dieselben. — Das Gesicht ist bläulicht, aufgetrieben. — Die Augen stehen hervor und werden krampfhaft bewegt — funkeln. — Der Urin entgeht ihm unwillkührlich. — Vor dem Munde Schaum bei Zusammenbeißen der Zähne. — Das Athmen ist langsam, röchelnd. — Der Anfall dauert eine Viertelstunde und endigt sich mit einem tiefen, schnarchenden Schlafe. — Nach dem Anfalle Mattigkeit und Vergessenheit alles Vorgefallnen, wie überhaupt vermindertes Gedächtniß.

Therapie.

Auf diesen Zustand mit allen Eigenheiten schien mir das Bilsenkraut am meisten zu passen (s. Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 4 Thl.), und ich reichte noch am 4. April nach dem 2. Anfalle, der Nachmittags erfolgt war, 1 Trilliontel eines Tropfens vom ausgepreßten Safte des Bilsenkrautes. In der Diät fand ich nichts zu ändern, sie war blos nährend unschädlich.

Resultat.

Am 5. April erzählte man mir, daß gestern gegen Abend noch ein Anfall erfolgt wäre, etwas heftiger noch, als die früheren, heute aber hätte der Knabe noch keinen wieder gehabt; einige Mattigkeit abgerechnet, fühle er sich wohl.

Seitdem sind die Paroxysmen nie wiedergekehrt; der Knabe ist gesund geblieben bis auf den heutigen Tag (zu Anfange des Jahres 1822.).

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Etwas zur Beurtheilung der kritischen Hefte des Hrn. Dr. und Prof. Jörg, von Dr. Moritz Müller.

Ohne Vorliebe für irgend ein System, habe ich auf dem Wege der Erfahrung gefunden, daß das homöopathische Heilverfahren einen Platz in der Heilkunde verdient, daß es der Aufmerksamkeit der Aerzte werth ist, und daß es zu grossen Hoffnungen berechtigt. Es ist daher wünschenswerth, daß auch der theoretischen und praktischen Untersuchung des diesem Heilverfahren entsprechenden, auf vielseitige Erfahrungen basirten Lehrgebäudes ein weiteres Feld eröffnet werde. Jede wissenschaftliche Prüfung desselben, sie sey theoretisch oder praktisch, sie betreffe das Ganze oder einzelne Theile des von Hahnemann aufgestellten Lehrgebäudes, sie beweise für oder wider dasselbe, wird mir als gewisse Bereicherung der Arzneikunde erscheinen; flachen Kritiken jedoch, irrigen Ansichten, falschen Darstellungen der hierhergehörigen Gegenstände, finde ich mich durch die Wichtigkeit der Sache und die Größe des von der Homöopathie für die Heilkunst zu erwartenden Nutzens bewogen, berichtigend entgegenzutreten.

Folgendes Werk:

Critische Hefte für Aerzte und Wundärzte, von Dr. Joh. Christ. Gottfr. Jörg u. s. w. Leipzig bei Knobloch. 1822.

mit dessen Inhalt ich mich hier beschäftigen werde, verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Kenner der Homöopathie, als der Verfasser desselben die Homöopathie durchaus und gänzlich verdammt. Ungern vermisse ich darin nur zu häufig die Humanität, die bis jetzt von den frühern Gegnern derselben beobachtet worden ist, und die ich nach dem Standpunkte des Verfassers in der bürgerlichen und gelehrten Welt und nach dem kritischen Zwecke seines Werkes erwarten durfte. Die Heftigkeit des Ausdrucks vermag nie das zu ersetzen, was den Gründen an Gewicht abgeht.

Indem ich dem Ideengange des Verfassers zu folgen und den Gehalt seiner Behauptungen zu würdigen suchen werde, wird es mein ernstes Bestreben seyn, mich nicht durch die Leidenschaftlichkeit desselben oder durch Vorliebe für die Homöopathie von dem ruhigen Tone abwendig machen zu lassen, in welchem wissenschaftliche Streitsachen geführt werden müssen und dadurch vielleicht den Gegner für die Zukunft zu einer des Gegenstandes würdigeren Haltung zu bestimmen.

Erstes Heft. Vorrede. Diese Hefte sollen nach der Versicherung des Verfassers „dem wissenschaftlichen und moralischen Schaukelwesen unter den medizinischen Praktikern möglichst steuern.“ „Denn“, heißt es Seite 10 und folgende, „der Anfänger in der Praxis wird durch die verschiedenen Schriften und Lehrer öfters zu einem ganz entgegengesetzten Verfahren anermahnt.“ „Die Lehrer tra-

gen liefert mehr ihre individuellen Ansichten als die eigent-
liche Wissenschaft von; indem sie das Constatirte in der
Medizin, dessen Vorrath wahrlich nicht gering ist, nicht
sorgfältig oder gar nicht von dem Hypothetischen sondern.“
„Wissen die Studirenden nicht glauben, wenn sie in prak-
tischen Anstalten sehen, daß der Professor alles Neue pro-
birt, was etwan wo und da oder woher als nützlich anem-
pfohlen worden ist, daß die Medizin sich noch sehr wenig
ausgemachter Heilregeln zu erfreuen habe?“ „Wo klinische
Lehrer ihre Bestimmung so sehr verkennen und deswegen
begierig nach allen neuen Vorschlägen haschen und damit
Versuche anstellen, um ihre Schüler die Erfolge alles Neue-
ren sehen zu lassen, da staune man ja nicht, wenn die jungen
Praktiker ihre Laufbahn schwankend und unsicher beginnen.“

Diese Ansichten, welche das Erscheinen der kritischen
Hefte motiviren sollen, enthalten doch, obwohl gegen die
Absicht des Verfassers, zugleich einen Beweis, daß des
„Constatirten in der Medizin zwar nicht wenig,“ was ich
billig anerkenne und gar nicht aufzugeben gesonnen bin,
aber doch noch lange nicht genug seyn möchte, um damit
in den Lehrvorträgen und klinischen Anstalten, folglich auch
in der Praxis auszureichen. Der Leser wird besser von
den klinischen und theoretischen Lehrern unserer Wissen-
schaft denken, als der Verfasser. Er wird glauben dür-
fen, daß jene, die Kliniker, im redlichen Streben nach
Vervollkommnung der Wissenschaft, nicht durch Probir-
sucht, sondern durch Bedürfniß, zu den hier getadelten
Versuchen geführt werden, weil in einem nur etwas wei-
teren ärztlichen Wirkungskreise das Konstatirte nirgends
ganz ausreichen will; und jene, die Schriftsteller und Uni-

verständlichern wird er schwerlich für so gewissenlos halten, daß sie ihre „individuellen Ansichten“ an die Stelle des „Constatirten“ setzen sollten, indem sie nur die zahllosen Lücken, welche dieses in unserer Wissenschaft läßt, nach ihren eignen oder nach fremden Ansichten ausfüllen müssen.

Es scheinen daher die jungen Praktiker doch wirklich nicht so gar unvernünftig zu handeln, wenn sie lieber „glauben, daß die Medizin sich noch nicht hinreichend sicher gemachter Heilregeln zu erfreuen habe,“ als wenn sie einseitig und leichtgläubig, in verba magistri schwörend, unsere Wissenschaft für ein geschlossenes constatirtes Ganzes halten und, verloren für Kunst und Wissenschaft, im Schlendrian untergehen. Und wenn auch junge, eben erst den Hörsälen entflohene Aerzte noch so erfüllt sind von dem was ihnen vorgetragen worden, wenn sie sich in ihren künstlich zusammengesetzten Lehrgebäuden noch so sehr gefallen, wenn sie ihnen noch so genügend erscheinen, so werden sie doch bald, wenn es die Ausübung der Kunst gilt, überzeugt, wie wenig sie dem Bedürfniß entsprechen. Sie lernen dann erkennen, wie wenig des Wahren in ihrem Wissen ist, und wenn die Schwachsinnigen dem, was sie gelernt haben, ohne weiteres Forschen, voll theoretischer Anmaaßung und Zuversichtlichkeit, sklavisch treu bleiben, so bahnen sich die Thätigern mit Hülfe der Spekulazion oder an der Hand der Erfahrung neue Wege. Ihrem sogenannten „Schwanken“ wird daher auch durch die „critischen Hefte“ nicht abgeholfen werden können, wenn diese nicht für alles Ungewisse und Hypothetische eben soviel Gewisses, Konstatirtes, also Neues, liefern, was wiederum gar nicht in dem Plane kritischer Hefte liegen

kann und auch wohl die Kräfte eines, wenn auch mit noch so viel Weisheit ausgerüsteten Menschen übersteigt.

In den beiden auf das erste folgenden Heften gedenkt der Verfasser, wie hier sogleich angekündigt wird „erstens die von Layen mehr als von Aerzten besprochene Homöopathie und zweitens die Heilversuche des Fürsten von Hohenlohe zu beleuchten.“ Man erkennt hier bereits, daß die „critischen Hefte“ nicht bestimmt sind „für Aerzte und Wundärzte,“ wie der Titel sagt, oder, wie in der Vorrede verbessert wurde „für angehende Aerzte,“ sondern, wie eigentlich nirgends gesagt wird, sondern errathen werden muß, für die „Layen,“ denen durch eine, nicht in Plutarchs Geiste unternommene Zusammenstellung so heterogener, grell kontrastirender Gegenstände, die ächt wissenschaftliche, auf reine Erkenntniß der Natur gegründete Homöopathie als Ausgeburt des Mystizismus, als Seitenstück des Wunderglaubens oder gar als Betrügerey erscheinen soll — ein altes, schon vor Jahrtausenden gebrauchtes Kunststückchen, das Gute herabzuwürdigen. — Für Aerzte braucht er nicht über die Hohenlohischen Heilversuche zu schreiben; wir Aerzte glauben einmal nicht an Wunder, und kennen bereits aus gediegenen Werken anderer Schriftsteller die Heilkräfte, welche ein kräftiger, fester, vertrauensvoller Wille dem Heilenden in nicht wenigen Krankheiten giebt; und wenn der Verfasser einerseits selbst behauptet, daß die Homöopathie „mehr von Layen als von Aerzten besprochen worden sey,“ was glücklicher Weise und zur Ehre der Aerzte schon angefangen hat, nicht mehr wahr zu seyn, und andrerseits aus dem Inhalte seines ersten Hefts klärlich hervorgeht, daß es lediglich

für Nichtärzte geschrieben ist, so bleibt gar kein Zweifel, daß nach dem Zwecke des Verfassers die 3 ersten „critischen Hefte" eigentlich der populären Medizin angehören sollen.

Damit man aber schon in der — bereits am 2. Dez. vorigen Jahrs, also nur 11 Tage nach dem ersten Anfang der Versuche, welche die homöopathische Lehre umstoßen sollten, geschriebenen — Vorrede dieses „critischen Hefts," in welchem erst einleitend gegen die Homöopathie verfahren wird, wisse, welchen im voraus gefällten Richterspruch sie von diesem unpartheiischen Kritiker zu erwarten habe, so wird hier versichert, „daß die Homöopathie von der revoluzionären und mystischen Zeit auf eine revoluzionäre Weise aus der Vergessenheit hervorgezogen worden sey." Mystisch und revoluzionär? Neptunismus und Vulkanismus! — An mehrern Stellen dieses und des folgenden Hefts wird die Homöopathie einer revoluzionären Tendenz (also mit Uebergehung der hier mit angezogenen Beschuldigung des Mystizismus) angeklagt. Ich will gern glauben, daß diese Ausdrücke aus der Zeitungslektüre unserer Tage in die „critischen Hefte" übergeflossen sind, und es nicht die Absicht des Verfassers gewesen ist, wie es doch zur Zeit leicht gedeutet werden könnte, im ächten Geiste eines Pariser Ultra, ein neues System in der Medizin den Regierungen als revoluzionär zu denunziren, und den Gelehrten als obskurirend verdächtig zu machen, Anklagen, welche zu belegen und zu beweisen, dem Verfasser ganz unmöglich seyn würde. Oder wird, statt der alten, nicht löblichen Sitte, nach welcher gelehrte Streitigkeiten gern mit Schimpfworten geführt wurden, eine neue eingeführt, seine Gegner als Revoluzionärs, Dema-

zogen, Obskuranten, Mystiker, Fanatiker u. s. w. anrüchig zu machen? Was haben die in den Wissenschaften ewig fortgehenden Bestrebungen nach Vervollkommnung, Kenntnißerweiterung, Ausscheidung des Unhaltbaren, denn gemein mit den politischen Interessen der Menschen? Gelten ein neues System, ein neu betretener Weg in einer Erfahrungswissenschaft, gelten Bekanntmachungen von Personen, welche durch eine neue Methode von ihren Krankheiten genesen sind, in Europa, gelten sie in China für revoluzionär? Sollte sich die herrschende Medizin nur durch Zensurzwang, nur durch diktatorisch auferlegtes Stillschweigen in ihrem Ansehen behaupten können? Medizinische Schriften, in denen mehr oder weniger Altes angetastet und Neues gesagt oder gelehrt wird, erscheinen doch täglich — Dank dem Umstande, daß wir „keinen obersten Priester, kein gebotenes Dogma," daß wir nur Manches von dem haben, was „die Reformazion in der Kirche eingeleitet hat;" — warum sollen denn nur die Schriften über die homöopathische Lehre, in denen ein gar nicht unnatürliches System vorgetragen wird oder die zur ruhigen Prüfung desselben auffordern, revoluzionär seyn? In den Wissenschaften, in der gelehrten Welt giebt es keine Volksrevoluzionen, giebt es nur Reformazionen, und diese werden und mögen fortdauern, bis einst die Kreise menschlichen Wissens vollständig und zweifellos ausgefüllt sind.

Dieser Vorrede folgt als Inhalt des ersten Hefts eine Abhandlung unter dem Titel: **Wie sollen wir als Aerzte prüfen, um das Gute zu erhalten?** welche uns insofern interessiren muß, als sie durch wiederholte Hinweisungen auf Homöopathie den nichtärztlichen Leser

versteht, daß sie gewagt haben, die an ihren Leiben ausgeübte ärztliche Methode mit der andern zu vergleichen, und, sei sie auch noch so alt, ihrem Imperativ in der Wirkung nicht entsprechend zu finden; so haben sie nur ihr natürliches Menschenrecht vindizirt und sind nicht rückwärts gegangen. „Jetzt vernehmen wir“ heißt es, „das Einreden von Seiten der Nichtärzte in medizinische Angelegenheiten mehr als jemals, und um so mehr werden schwankende, wissenschaftlich und moralisch unsichere Aerzte dadurch aus dem Gleichgewichte gehoben.“ Ich bin recht froh, daß ich solche mündliche Einreden früher in meinem Wirkungskreise gar nicht gehört und die schriftlichen erst in dieser Woche gelesen habe; der Verfasser wird mich wohl, wenn er rechtlich handeln will, hier nicht mit subsumiren können; aber ich kenne keine homöopathischen Aerzte der Art oder die es auf die von ihm angegebene Weise geworden sind; ich fordere ihn hiermit auf, die Aerzte zu nennen, die er hier zwiefach anklagt, damit der Leser erfahre, wen er gemeint hat, und beurtheile, ob der Verfasser dieselben mit Recht bezüchtigt, oder böslicher Weise verunglimpft hat. „Generale, Grafen, Rathsherrn, Pfarrer und Schullehrer *)“ werden beschuldigt, revoluzionäre Umtriebe gegen die

*) So lese ich; denn „Schulmeister,“ wie im critischen Hefte steht, ist wohl ein Druckfehler, der aber auf den Verfasser ein zweideutiges Licht werfen könnte.

Uebrigens wünschte ich dem Verfasser mehr Konsequenz. Wenn Nichtärzte für die Homöopathie geschrieben haben, nach Thatsachen urtheilend, mit Bescheidenheit und Achtung von den ärztlichen Bemühungen anders denkender Aerzte sprechend, so ist es ihm — revoluzionär; wenn aber Nichtärzte gegen die Homöopathie sich aussprechen und [illegible]

Medizin, wie sie ist und bleiben soll, geschmiedet zu haben, indem sie „die Homöopathie wieder ans Licht gezogen haben," da es doch in der Arzneikunst „keine Oberpriester, keine Glaubensartikel, keine veralteten Instituzionen und nichts gebe, was die kirchliche Reformazion und die politischen Revoluzionen gerechtfertigt oder eingeleitet habe." Es ist vielleicht nicht das Schlechteste unserer Zeit, daß Aerzte, Geburtshelfer u. s. w. über politische, militärische und pädagogische, und wiederum Generale, Schullehrer, Philosophen und überhaupt gebildete Nichtärzte über ärztliche Gegenstände gedacht, geurtheilt und sogar geschrieben haben, und was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, (es müßte denn gewissen Personen eine Universalität des Genies beiwohnen, welche sie ausschließend berechtigte, über Dinge, welche außer ihrer Sphäre liegen, abzuurthei-

---

dieselbe und diejenigen Aerzte, welche sich „erdreisten sie anzupreisen," den Staab auf die Art brechen, wie es in der Ankündigung der critischen Hefte in mehrern Zeitungs- und Intelligenzblättern geschehen ist, so ist es ihm — vermuthlich Ausdruck musterhafter Bescheidenheit des gebildeten, erfahrnen Ankündigers. Daß dieser das Lied des Verfassers seines Verlagsartikels singt, ist herkömmlich, und erlaubte Anpreisung seiner Waare; daß er aber letzterem seine Finger und Unterschrift leihet, um die Gegner desselben zu beschmutzen, ist — sehr große Gefälligkeit. Wenn der Ankündiger nicht der dilettantische große Kenner des vorliegenden ärztlichen Gegenstandes selbst ist, wie man eigentlich seinen Worten nach vermuthen dürfte, wenn er wirklich nur gesungen hat, was ihm sein Meister vorgesprochen hat, so gereicht es wenigstens dem Verfasser der critischen Hefte zum Ruhme, daß er aus einem lobenswerthen Schaamgefühl sich gescheuet hat, sich als Vater dieser Ankündigung zu bekennen.

len und zu schreiben). Je mehr Intelligenz verbreitet ist, desto mehr werden auch Gegenstände von allgemeinem Interesse einer allgemeineren Beurtheilung unterworfen werden, und wenn dadurch das Mangelhafte mehr in seiner Blöße dargestellt wird, so wird das Gute, allen Kritteleien zum Trotz, um so glänzender hervortreten. Es ist erfreulich, daß das Wissen nicht mehr kasten- und zunftmäßig betrieben wird, wie sonst, und daß jedes Ding auch von verständigen Layen aus ihrem Gesichtspunkte angesehen wird. Es hilft weiter; es treibt die Schläfrigen; es mag sich da bisweilen treffen, daß die eigentlichen Kunstverständigen ihren Gegenstand noch nicht von allen Seiten beleuchtet haben. *) Hart würde es wenigstens seyn, wenn die

*) So lehrt die Geschichte, daß die wohlthätigsten Reformazionen in den Künsten und Wissenschaften oft nicht von den eigentlichen Genossen derselben, sondern von verständigen, hellsehenden und unbefangenen Layen ausgegangen sind. Die Leute von der Zunft standen nicht selten den neuen Ideen mit aller Macht entgegen und oft geschahe es, daß sie erst durch die Stimme der Wahrheit aus dem Munde der Unzünftigen genöthiget wurden, Neuerungen zuzulassen, die die Nachwelt segnend verehrt. Auch die Geschichte der Medizin liefert Beispiele der Art. Ich erinnere nur an die wohlthätigen Reformen, welche die Ansichten des unsterblichen Baco de Verulam, Canzlers von England und des Bischoffs Dudith de Horekowicz von Fünfkirchen in Ungarn (S. Cratonis Epistol. Lib. III. pag. 198. 206. Lib. VI. pag. 572. und Czuittinger Specimen Hungar. literar. pag. 125.) in dem damals fast allein herrschenden aristotelischen System der Medizin bewirkten. Rechnet etwan der Verfasser diese kühnen Nichtärzte auch unter die Revoluzionärs? oder glaubt er, daß die Medizin itzt so vollendet ist, daß sie dem Layen keinen Stoff zu Zweifeln und verständigen Gegenreden darbiete?
Anmerkung des Redakteurs.

Kranken ihren Aerzten blindlings, wie die Völker des Alterthums ihren Priestern, glauben sollten, wenn sie auch täglich sehen und selbst fühlen, daß die Orakel nicht immer eintreffen. Wenn Fürsten und Regierungen (um bei dem vom Verfasser gewählten Vergleiche zu bleiben) auf die öffentliche Meinung sehen und sie nicht unbeachtet lassen; so dürfte wohl auch der Verfasser in seinem Fache keine unbedingte Obedienz fordern können; er dürfte den Unterthanen der Aerzte, dem eigentlich steuerngebenden Theile im ärztlichen Reiche, wohl das alte Recht, darüber zu urtheilen, ob ihnen diese oder jene Heilmethode an ihrem Leibe besser gethan habe, nicht entreißen wollen. Giebt er den wissenschaftlich gebildeten Nichtärzten, die er als Revoluzionärs in der Medizin bezeichnet, selbst das Zeugniß, daß sie „bürgerlichen Neuerungen feind, und sonst vortreffliche Unterthanen" sind, so scheint es ja um so gewisser, daß sie, deren Denkungsart im Allgemeinen die Reformazionslust nicht zusagt, das Bedürfniß einer solchen in der Medizin durch eigne körperliche Erfahrungen kennen gelernt haben mögen, und er kann es nicht mehr „sonderbar" finden, daß die „Vertheidiger des Alten" in diesem Falle das Neue lobpreisen.

Schlüßlich werden noch „unsre jetzige Jugenderziehung, die Schulen und Erziehungsanstalten" angeklagt, „den leichten Sinn, der in Leichtsinn ausarte," veranlaßt zu haben. Unsre Jugend soll „des Entbehrens, der Anstrengungen ungewohnt und ohne Festigkeit seyn, unsre Buß-, Bet-, und Fasttage, welche darauf ausgegangen sind, die Menschen zu Entsagungen zu stimmen," (das ist neu), „sollen ihre ursprüngliche Bedeutung verloren

haben.“ Also wenn die Bußtage erst „wieder mit Fasten gefeiert werden“ so wird „der Arzt viel von seinem Ansehen und seiner natürlichen Schwere“ wiederbekommen, und die alte gute Zeit wird wiederkehren. Sollten nicht auch Allongenperucken und steife Zöpfe, Jesuiten und freres ignorantins dazu beitragen können? Im Ernst, der Leser muß mit Bedauern sehen, daß dem Verfasser hier begegnet ist, was er zwei Seiten vorher den Schullehrern als revoluzionär verwiesen hat; er hat sich in ein fremdes Feld verstiegen, in dem er nur sehr oberflächlich bekannt zu seyn scheint. Die Wahrheit ist, daß unser Erziehungswesen — Dank den Bemühungen der Regierungen, dem Eifer, dem Enthusiasmus vieler würdiger Männer, die ihr ganzes Daseyn dem Zwecke der Jugendbildung aufopfern! — bedeutende Fortschritte zum Bessern gemacht hat und daß man die ewigen Fehler und Sünden junger und alter Männer nicht ohne Unbilligkeit, nicht ohne den Verdacht eigenen Leichtsinns in der Beurtheilung der Dinge, ihren Erziehern zur Last legen kann.

Da nun, nach dem Verfasser, der ärztliche Leichtsinn als erwiesen (?) angenommen werden muß, „und das Prüfen den Praktikern mehr als je Noth thut,“ so „nimmt er Gelegenheit, sich über den Paulinischen Satz — Prüfet alles und das Gute behaltet — auszulassen, weil dieser von manchen Aerzten als ein Beruf zum Experimentiren an kranken Menschen betrachtet werde.“ Er verbreitet sich ausführlich erstlich darüber, wie man nicht experimentiren, und sodann, wie man mit neuen Mitteln und Heilmethoden experimentiren solle, und trägt hier al-

les das nochmals vor, was Aerzten oder angehenden Heilkünstlern, als schon von andern Schriftstellern über diese Gegenstände gesagt, hinlänglich bekannt seyn wird. Es ist daher zu bedauern, daß dieser Theil der Abhandlung wieder nicht zur Belehrung für Aerzte, sondern in der Absicht geschrieben zu seyn scheint, das nicht ärztliche Publikum in Schrecken zu setzen und durch eingestreute Hinweisungen auf Homöopathie dem Wahne zuzuführen, als ob es die homöopathischen Heilversuche wären, die in unvorsichtig und leichtsinnig angestellten gefährlichen Versuchen mit heroischen Mitteln beständen. Denn Aerzte werden ohnehin schon wissen, daß diese Beschuldigung die Homöopathie gar nicht trifft und daß die Anwendung dieser Sätze auf homöopathische Aerzte gar nicht statt finden kann, weil diese Methode (die nach wenigstens eben so bestimmten Heilregeln angewendet wird, als die Methoden der alten Schule, z. B. die entzündungswidrige, die gastrische, die spezifische u. s. w.) mit der größesten Umsicht, Zartheit und Gewissenhaftigkeit, mit der höchsten Achtung für Menschenwohl verfährt und die Darreichung ihrer Mittel — derselben Mittel, die alle andere Aerzte nur nach andern Indikazionen anwenden und die dem homöopathischen Arzte nach ihren wahren Wirkungen besser bekannt sind — in so kleinen Gaben verlangt, daß sie mit den, nach der herrschenden Methode in größern, allerdings schädlich werden könnenden Gaben angestellten Heilversuchen gar keinen Vergleich leiden können, sondern im Fall des Mißlingens der Heilung durch das angewendete Mittel gar keine die Krankheit bedeutend verschlimmernde Wirkung hervorgebracht wird, vielmehr in diesem Falle nichts anderes ge-

schieht, als wenn der Kranke eine Zeitlang seinen eigenen Naturkräften überlassen worden wäre, was ja der Verfasser am Ende dieses Hefts selbst häufiger zu versuchen anräth. *) Ich muß daher für gewiß annehmen, daß der Verfasser hier, in der gewiß irrigen Voraussetzung, daß ihm seine nicht homöopathisch gesinnten Mitärzte ein kleines falsum als eine fraus pia zu Gute halten würden, den Nichtärzten ein Gespenst zeigt, das indirekt sie bestimmen soll, dem guten Rufe, der Sittlichkeit, der praktischen Sorgfalt eines jeden Arztes zu mißtrauen, der sich „erdreistet hat," nicht mehr allein nach den Ansichten der herrschenden Methode, wie seiner eignen Versicherung nach die klinischen Aerzte täglich thun, sondern auch nach den dem Verfasser einmal verhaßten homöopathischen Ansichten, Heilversuche in geeigneten Fällen und zweckdienlich anzustellen. Ein solches Verfahren des Verfassers gegen seine gewählten Gegner wird derselbe aber bei kälterer, leidenschaftsloser Stimmung um so eher bereuen, als er begreifen muß, daß verständige und unpartheiische Leser dadurch in dem gehabten Vertrauen auf die eigne Sittlichkeit des Verfassers irre gemacht werden müssen, und sie werden

*) Während wir in jedem der vielfachen ärztlichen Systeme, aus denen die gangbare Medizin besteht, (denn in ihr waltet nicht Ein Gesetz, sondern die verschiedenartigsten Ansichten) unverkennbar Willkührlichkeiten bemerken, zeichnet sich die Homöopathie durch die strengste Gesetzlichkeit in Lehre und Handeln aus. Wo also Gesetz ist, ist kein Versuchen denkbar, da das Gesetz die Handlungsweise bestimmt und, ist es naturgemäß, bei gehöriger Befolgung ihren Erfolg sichert; wo aber Willkühr herrscht, da ist jedes Verfahren ein Versuch.
Anmerkung des Redakteurs.

letztere nur damit einigermaßen rechtfertigen können, daß sie bedenken, wie oft schon Männer, die übrigens rechtlich und verständig sind, durch vorgefaßte Meinungen, Partheilichkeit und Uebereilung verführt worden sind, sich, selbst auf dem „kritischen" Richterstuhle, offenbare Ungerechtigkeiten gegen ihre Gegner zu Schulden kommen zu lassen. Was mich, als einen der Aerzte, welche neben dem Studium der Medizin nach den bisher allein herrschend gewesenen Ansichten, das der Homöopathie nicht verdammlich, nicht vom pflichtmäßigen Beruf abführend gefunden haben, anbetrifft, so kann ich den verdeckt intendirten Beschuldigungen des Leichtsinns, der Immoralität, des frevelhaften Experimentirens und der Unwissenheit mit ruhigem Gewissen und heiterem Blick entgegentreten; und ich hege die gewisse Zuversicht, daß, trotz den Insinuazionen des Verfassers, alle Personen, welche mich in allen meinen Verhältnissen als Mensch, Staatsbürger und Arzt kennen gelernt haben, wenigstens meinem Charakter und meiner Sorgfalt in der Ausübung meiner ärztlichen Pflichten volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden. In jedem Fall mache ich mir für meine Person ein Vergnügen daraus, dem Verfasser diese Uebereilungssünde zu verzeihen.

Bei der Gelegenheit, wo der Verfasser, im Allgemeinen mit Recht sagt, „daß der Arzt bei unheilbaren Kranken nicht hartnäckig auf Hebung der Uebel desselben bestehen, und ihm nicht durch Anwendung heroischer Mittel Vermehrung seiner Leiden und Verkürzung seines Lebens bereiten müsse," macht er zuerst wieder eine unpassende und unglücklich gewählte Anwendung dieses seines Satzes auf das homöopathische Heilverfahren. Denn er zitirt,

zwar ohne Nennung der Namen, doch kenntlich, beispiels-weise die Heilungsgeschichte einer vornehmen Person, welche vor einigen Jahren sich einem homöopathischen Arzte in Leipzig anvertraute. Für Männer von ärztlichen Kenntnissen ist auch diese Stelle nicht geschrieben. Denn diese wissen, daß das homöopathische Heilverfahren keine „heroischen Mittel" die allerdings gefährlich werden können, erlaubt; *) sie wissen, daß das homöopathische Verfahren überhaupt kein Versuchemachen, sondern die Anwendung einer naturgemäßen Heilmethode ist, welche nur zur Zeit dem Verfasser noch eben so unbekannt ist, als ihm die entzündungswidrige und besänftigende Heilmethode wohlbekannt seyn mögen. Sie werden auch beurtheilen können, in wiefern das kurative Heilverfahren bei anerkannt unheilbaren Uebeln mit der Linderung derselben und der möglichst langen Erhaltung des Lebens bei denselben zusammenfällt. Sie werden endlich gar leicht erkennen, daß nicht alles, was der Verfasser den Layen glauben machen will, mit dem „Constatirten in der Medizin" zusammentrifft.

Denn es ist erstlich nicht einzusehen, wie er eine „Krankheit im Gehirn" mit Gewißheit als „unheilbar" bezeich-

*) Wenn auch die Homöopathie heroische Mittel, wie Belladonna, Quecksilber, Krähenaugen u. s. w. anwendet, so verlieren sie doch durch die ungeheure Zertheilung der Gaben das Heroische. Sie behalten nur gerade so viel Kraft, als erfordert wird, um in passenden, ihnen genau entsprechenden Krankheitsfällen Heilung herbeizuführen, bei unrichtiger Wahl jedoch den Körper nicht bedeutend und dauernd affiziren zu können.

Anmerkung des Redakteurs.

nen kann, wenn das Wesen derselben nicht erkannt ist, da sie nach seinen eigenen Worten „entweder in Ausschwitzung oder in Erzeugung einer fremden Masse, oder in Verknöcherungen in demselben" bestanden haben kann. Er konnte sie, (bei der Unmöglichkeit, diese verschiedenen Zustände diagnostisch von einander zu unterscheiden, die innere Krankheit also anders als muthmaßlich zu erkennen) nur erfahrungsmäßig für die allgemeinen oder specifiken Methoden des herrschenden Heilverfahrens unheilbar nennen. Sodann ist nicht zu begreifen, warum diese unbekannte Gehirnkrankheit erst dann „von den Aerzten für unheilbar erklärt worden sey," als sich zu derselben ein nicht unheilbares „Leiden der Bauchhöhle gesellt habe." Eine Krankheit, sie sei heilbar oder nicht, wird ja nicht dadurch unheilbar, daß eine andere heilbare hinzutritt. Ich nenne aber mit Recht die nach dem Verfasser hinzugekommene Krankheit heilbar, weil „das anfangende Leiden der Leber und des Pfortadersystems, die Stockungen und Erweiterungen in den Blutgefäßen desselben," als worin das neue Leiden (das doch wohl eigentlich von dem ursprünglichen Hirnleiden abhängig, nur weitere Entwickelung der allgemeinen Krankheit war,) bestanden haben soll, der ärztlichen Kunst allerdings nicht unzugänglich sind; wenigstens sind unsere Kompendien voll von bestens als gewiß hülfreich dagegen empfohlenen und gepriesenen Mitteln und Kurarten, und es wäre, falls sie für unheilbar zu halten wären, unverantwortlich von allen und den besten Aerzten, daß sie täglich bei den vielen Kranken dieser Art, mit „constatirt" sehr wirksamen heroischen Mitteln, welche, wie vielen constatirt scheint, dagegen helfen sollen,

monatelang dagegen ankämpfen und also, wenn der Verfasser mit ihrer Unheilbarkeit Recht hat, „die Leiden der Kranken vermehren und ihr Leben verkürzen." Etwas anderes aber ist es, ob die gedachte, bei Lebzeiten des Kranken „hypothetisch" angenommene „Krankheit der Leber, des Pfortadersystems und der Gefäße" wirklich dann existirt, wenn die Symptome und Zeichen vorhanden sind, an denen sie von den Aerzten erkannt werden soll; denn öftere Leichenöffnungen haben es bewiesen, daß, wenn jahrelang von anerkannt geschickten Aerzten gegen die vermeinte Krankheit, ohne Besserung zu bewirken, gekämpft worden ist, und der Kranke ein Opfer seiner Krankheit oder ihrer Behandlung, gefallen ist, bei der Besichtigung der Eingeweide oft keine Spur von „Erweiterungen in den Blutgefäßen, von Stockungen in oder außer denselben, von anfangenden oder fortgeschrittenen organischen Veränderungen in der Leber" zu finden ist, und man also gegen eine blos dynamische Verstimmung der Unterleibseingeweide mit zweckwidrigen, das Uebel verschlimmernden Mitteln zu Felde gezogen war.

Auffallender noch ist, wie der Verfasser die Genesis dieses Unterleibsübels erklärt. Der hohe Kranke soll sich keine Bewegung mehr haben machen können; durch den Wegfall „der gewünschten Erschütterung früherer Körperbewegungen stärkerer Art" sey „Verstopfung des Leibes eingetreten mit allen den Nachtheilen, welche Mangel an Bewegung hervorbringt" und womit der Verfasser eben das oben genannte Unterleibsleiden meint. Ich will das nicht so auslegen, als wenn die Leibesverstopfung erst die

gedachten Unterleibsübel herbeigeführt haben sollte, sondern es werden wohl beide Uebel gemeinschaftlich von dem Mangel der Bewegung abgeleitet werden sollen. Die Entwicklung der Leibesverstopfung aus dieser Quelle ist aber willkührlich, einseitig und hypothetisch, da sie bekanntlich sehr häufig eine unmittelbare Folgerin von schlagflüssigen Zuständen und Gehirnkrankheiten ist, wie ja hier vorhergegangen waren. Der strenge Kritiker, der darum die „critische" Feder ergriffen hat, um (vergl. Vorrede des ersten critischen Hefts) „das Hypothetische von dem Constatirten abzusondern" hätte nicht „mehr seine individuellen Ansichten als die eigentliche Wissenschaft vortragen," hätte sich einer solchen Erklärung enthalten sollen.

Der Verfasser hält es besonders für ein homöopathisches Vergehen, daß man in diesem Krankheitsfalle nicht „mit den gewöhnlichen Mitteln den Darmkanal im gehörigen Maaße offen zu halten gesucht habe." Er wird aber gewiß aus eigener Erfahrung wissen, daß in Krankheiten, wie die vorliegende, wo Schlagflüsse statt gehabt haben und Lähmungen zugegen sind, die „gelind abführenden Medikamente" sehr häufig gar keine eröffnende Wirkung äußern, wohl aber beim längeren nutzlosen Fortgebrauch die Energie der Verdauungsorgane untergraben, die heftiger abführend wirkenden Mittel aber, wenn man zu ihnen seine Zuflucht nehmen wollte, nächst der eröffnenden Wirkung, das Nerven-Gefäß- und Assimilazionssystem in soweit affiziren und erschüttern, daß dadurch eher Andrang zum Kopfe als „Abziehung vom Gehirn," eher Störung der Assimilazion als „guter Fortgang derselben," eher Wiederholung als Verhütung der schlagflüssigen Anfälle, eher

Vermehrung als Verminderung der Leiden des Kranken zu bewirken ist. Er wird wissen, daß alle abführende Mittel, gegen Leibesverstopfung angewendet, nur als Palliative, nur für einmal Hülfe, Hülfe gegen Ein Symptom leisten, welches den folgenden Tag wieder da ist, und dieselben Mittel oder andere und noch stärkere erfordert, mit deren jedem der innere Haushalt des Organismus mehr zerrüttet wird. Er wird wissen, daß nach unläugbaren Erfahrungen auf jedes abführende Mittel, wenn seine Einwirkung vorüber ist, um so stärkere Verstopfung eintritt und also dadurch das zu beseitigende Uebel nur vergrößert wird. Unmöglich kann der Verfasser glauben, daß gelind abführende Mittel „den guten Fortgang der Assimilazion sichern" (er müßte dann das Leben abgezehrter schwindsüchtiger Personen mit Laxirmitteln verlängern können, was er gewiß nicht behaupten wird); er muß vielmehr überzeugt seyn, daß sie dieselbe stören und die vorhandenen Assimilazionsfehler allmählig vergrößern. Ueberhaupt wird jeder Leser, wenn er auch nicht, wie ich, überzeugende Erfahrungen über diesem Gegenstand gemacht hat, vernünftiger Weise annehmen dürfen, daß weder der gedachte Pazient noch seine Umgebungen, eine „13tägige Verstopfung" mit Geduld und Ruhe angesehen haben würden, wenn sie nicht an dem übrigen Wohlbefinden des Kranken während dieser Zeit bemerkt haben müßten, daß die Arzneien, „welche den Leib verstopfen, um durch diese die Oeffnung desselben zu bewirken" (wisse, Leser, daß es etwan Q u a d r i l l i o n t h e i l e Eines Grans Krähenaugensaamen oder Mohnsaft oder Zaunrebe gewesen seyn mögen, welche, in der g e w ö h n l i c h e n grö-

fern Gabe genommen, bei gesunden Personen Ver- stopfung machen und darum bei kranken Personen bei dem Gegentheile von Gesundheit, das Gegentheil wirken, doch nicht sogar unrecht auf das Befinden des Kranken wirken müßten. Die Erklärungen und Betheurungen der An- gehörigen des Pazienten mit Einschluß seines der herr- schenden Schule zugethanen Arztes, daß derselbe bei dem homöopathischen Heilverfahren noch die meiste Linderung seiner Uebel erfahren habe, scheinen vielmehr zu beweisen, daß die Linderungs- und Lebenserhaltungsmittel der herr- schenden Heilart selbst in unheilbaren Fällen dem homöo- pathischen Verfahren weit nachstehen, welches, fern vom blinden Experimentiren mit unbekannten Mitteln, gleich- zeitig gegen die wesentlichern und gegen die blos lästigen Abnormitäten des kranken Lebens gerichtet wird.

Ueberhaupt ist der Verfasser nicht treffend oder glück- lich in der Wahl seiner Beispiele; der ärztliche Leichtsinn, gegen den er schreibt, scheint ihn angesteckt zu haben. Das Brownsche System hat z. B. nie, wie Seite 54 behaup- tet wird, bei „Entzündungen und entzündlichen Fiebern Reizmittel empfohlen," weil es jene, wie jeder Student der Medizin weiß, zu den sthenischen Krankheiten rechnete, und es kann daher auch nicht aus diesem Grunde, wie er versichert, schon bei seinem Erscheinen durch hin- reichende Erfahrungen des Gegentheils widerlegt gewesen seyn.

Einseitig ist es und keineswegs ein zum „Constatirten in der Medizin" gehöriger Satz, wenn Seite 55 die Heil- wirkung des Kalomels gegen Croup blos in der „ver- mehrten Absonderung des Darmkanals, die es erregt," ge- sucht wird. Seine gerühmte „Senna" und andere abfüh-

rende Mittel, welche dergleichen Wirkungen im Darmkanal hervorbringen, und zu deren Gebrauch oder vielmehr Misbrauch dieser generalisirende Satz des Verfassers der belehrenden „critischen Hefte" anfangende Aerzte verleiten könnte, vermögen doch nichts gegen den Croup. Das Kalomel hat noch weit mehr, andere Systeme des lebenden Körpers betreffende Wirkungen, welche es für den nicht homöopathisch heilenden Arzt zu einem schätzbaren Mittel, im Croup und in anderen mit Entzündlichkeit verbundenen Krankheiten machen. In vielen Krankheiten wirkt es wohlthätig, ohne Darm- ohne überhaupt Ausleerungen zu veranlassen. Die gleichzeitige Besserung einer Krankheit bei dem Erscheinen von Ausleerungen beweiset noch nicht, daß jene von diesen abhänge (was auch der Verfasser selbst Seite 73 dieses und S. 25 des 2. Hefts gelegentlich annimmt und erklärt) sondern nur, daß ein Mittel eine Krankheit beseitigen und zugleich noch andere Wirkungen im Organismus hervorbringen könne.

Mit Unrecht wird versichert, daß „aus der erfahrungsmäßigen Wirkung der (von Senf in Halle gegen Croup mit vielen Belegen dafür empfohlenen, von Kopp in Hanau erst in diesen Jahre zu eben dem Zweck gerühmten) Schwefelleber ein glücklicher Erfolg von der Anwendung derselben in der häutigen Bräune nicht geschlossen werden könne." Was mag der Verfasser von der Wirkung der Schwefelleber wissen, um ein so voreiliges Urtheil zu motiviren? die Erfahrung hat allerdings, abgesehen vom homöopathischen Verfahren, gelehrt, daß sie im Croup, in manchen andern Luftröhrenkrankheiten, im Keuchhusten u. s. w., eine große und heilsame Wirksamkeit hat,

und der Grund, warum die meisten Aerzte ihren Gebrauch in der häutigen Bräune wieder aufgegeben haben, ist wohl nur der, (welcher mich wenigstens früher dazu bestimmte,) daß es soviel Schwierigkeiten hat, kranken Kindern ein so widrig riechendes und schmeckendes Mittel wiederholt und in den gewöhnlichen größern Gaben beizubringen; welches Hinderniß jedoch bei homöopathischer Anwendung desselben, in der gehörig modifizirten kleinen Gabe wegfällt.

Erfreulich war es mir dagegen, Seite 52 und weiter an mehrern Stellen zu finden, daß der Verfasser zu denen Ärzten gehört, welche die Anwendung neuer Arzneimittel in Krankheiten nicht mehr ohne vorgängig gemachte Erfahrungen über die Wirkungen derselben auf den gesunden Körper erlauben wollen; ich würde nur wünschen, daß er diese Forderung auch auf die Anwendung der alten, bisher schon in Krankheiten gebräuchlich gewesenen Mittel ausdehnen möchte, als bei denen sie bis jetzt noch zu sehr und zu lange vernachläßigt worden ist. Wohlgelungen ist dem Verfasser auch Seite 47 u. f. die Schilderung des Arztes, wie er seyn soll, um seinem Stande würdig zu zu leben und auch auf diese Weise der Kunst und der Menschheit zu nützen: und er mag dabei wahrscheinlich nicht bedacht haben, daß er in dieser Schilderung das Bild des Mannes, dem er in seiner Schrift allen wissenschaftlichen und moralischen Werth zu benehmen sich eifrig bemüht hat, des Urhebers der homöopathischen Heilkunst selbst, aufs treffendste dargestellt hat.

Die Schlüsse, die der Verfasser Seite 71 macht, daß Empfehlungen neuer Mittel und Methoden gewissenlos wären und keine Berücksichtigung verdienten, wenn

die darüber gemachten Erfahrungen nicht zugleich vollständig beschrieben würden, sind logisch unrichtig und verletzen viele Aerzte, welche auf dieselbe kurze Weise in den gelesensten Zeitschriften ihre Erfahrungen bekannt gemacht und angedeutet haben. Jeder Richter wird auf die vorläufige summarische Aussage eines anerkannt rechtlichen Mannes Rücksicht nehmen, und sie nicht darum für unwahr erklären, weil sie der detaillirten Ausführung noch ermangelt.

Es giebt auch Fälle, wo „gewissenhafte Praktiker, obgleich von der Schwierigkeit, reine ärztliche Erfahrungen zu sammeln, überzeugt, doch schon aus einigen Fällen allgemeine Heilregeln für sich abstrahiren und sie andern anpreisen können," wenn nämlich allgemeiner verbreitete lebensgefährliche Krankheiten und die Hoffnung, durch zeitige Bekanntmachung solcher Erfahrungen mehrern Kranken nützlich und Aerzten willkommen zu seyn, es denselben zur Pflicht machen, ihre Erfahrungen früher gemeinnützig zu machen, und nicht damit zu warten, bis es für die indessen gefallenen Opfer der Krankheit zu spät kömmt; ich besinne mich nicht, daß man Aerzte, die zur Zeit der Kriegspest mit solchen Empfehlungen hervortraten, deshalb verurtheilt hätte. Der locus communis aber, der als kurze Vorrede die kurze Anzeige in dem genügten Falle begleitet hat, hätte allerdings seines verfehlten Zwecks wegen, wegfallen sollen, da er, wie es dem Inhalte dieses critischen Heftes nach scheint, die Leidenschaftlichkeit des Verfassers eher aufgeregt als besänftigt hat und, willkührlich seiner allgemeinen Bedeutung entzogen und auf persönliche Beziehungen angewendet, der Missdeutung unterlegen haben kann.

Zum Schluß dieses Hefts fordert der Verfasser desselben seine Mitärzte auf, Versuche anzustellen, um endlich einmal auszumitteln, wie weit die Heilkräfte der Natur reichen oder nicht. Die jetzt lebende Generazion wird freilich mit diesen Versuchen, denen sie sammt ihrer Posterität zum leidenden Vorwurf dienen soll, um so weniger zufrieden seyn, als sie weiß, daß diese Versuche schon länger als 2000 Jahre von den Aerzten gemacht worden sind. Sie wird überrascht seyn, daß diese Aufforderung am Ende, mit der Versicherung am Anfange des Buchs in Widerspruch steht, wo die Medizin „so bedeutende Fortschritte" gemacht haben sollte. Sie wird erstaunen, daß trotz dem, daß es soviel „Constatirtes in der Medizin" giebt, daß es ihr scheinen müßte, als brauche man auf Bereicherungen derselben gar nicht mehr auszugehen, die Aerzte nun doch, nach demselben Verfasser, noch gar nicht wissen, was die Natur und was die „unsichere Kunst" mit ihrem „Unzureichenden der Schulvorschriften," ohne „Schlüssel zur Enträthselung der im Gebiete der Medizin bestehenden Irrthümer" heilt und nicht heilt. Sie wird bezweifeln, daß, wenn wir noch nicht wissen, was die Natur für sich thun kann, wir doch mit der apodiktischen Gewißheit, wie der Verfasser in der Mitte des Buchs andeutet, die Wirkungen der Arzneien und die Anzeigen zum Gebrauch derselben bestimmen können, als durch welche doch immer nur jene, die Natur, geleitet werden kann. Sie wird begreifen, daß wir Aerzte erst das Einfache, den Verlauf der Krankheit durch die Natur, kennen müssen, ehe wir das Zusammengesetzte, den Verlauf derselben bei dem Gebrauch unserer Arzneien,

regeln dürfen. Der ganze Vorschlag des Verfassers scheint nur einen Vorbehalt offen lassen zu sollen, um dem Laien, die homöopathischen Heilungen für bloße Wirkung der Naturheilkräfte ausgeben zu können, obgleich man von jedem erfahrnen Arzte erwarten kann, daß er in zahllosen Fällen die Heilwirkungen der Natur von denen eines gereichten Arzneimittels mit Bestimmtheit werde zu unterscheiden wissen.

Zweites Heft. D. Sam. Hahnemanns Homöopathie. In der Vorrede wiederholt der Verfasser kürzlich, was schon im ersten Hefte über das „revoluzionäre Eingreifen der Homöopathie in das Innere der Medizin" eingestreuet ist, vermehrt mit einigen neuen Redensarten. Es folgt eine kurze geschichtliche Darstellung des Lebens und Wirkens des „Vaters der neuen Lehre mit dem griechischen Namen." Diese ist in dem Geiste abgefaßt, in welchem jetzt bisweilen Partheischriftsteller in Zeitungen, Journalen und Pamphlets die Geschichte ihrer Zeit und Zeitgenossen behandeln. Daher hat auch der Verfasser am Ende derselben aus einem lobenswerthen Gefühle verbessernd hinzugefügt „daß dergleichen Dinge, als durch das Weitersagen verbreitet, leicht entstellt würden." Hätte der Vater der Hefte mit dem griechischen Namen den eines wahren unpartheiischen Kritikers verdienen wollen, so würde er sich bei seinen Erzählungen entweder nicht auf das Hörensagen verlassen haben, oder wenigstens das Gute was man von dem hier gemishandelten Manne sagen hört, auch erwähnt haben; er würde nicht alles schwarz gemalt haben; er würde sich gehütet haben, durch eine gehässige Darstellung den Namen eines für Menschen-

wohl vielfältig wirksamen Mannes, den er nur von Hörensagen kennt, und dessen Name schon vor 38 Jahren in der gelehrten Welt mit Achtung genannt wurde, an den Pranger schlagen zu wollen und somit seine eigne Moralität verdächtig zu machen; er würde, statt durch solche Hülfsmittelchen die Schwäche der Gründe, welche er wider die Homöopathie vorgebracht hat, verdecken zu zu wollen, sich nur an die zur Beurtheilung gewählte Sache gehalten haben.

Ich werde hier nur diejenigen Punkte einer historischen Darstellung, wie sie nicht seyn sollte, berühren, welche, einseitig aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet, der guten Sache der Homöopathie schaden können und schon geschadet haben mögen; und auch das nur ungern, weil sie dem wissenschaftlichen Zwecke dieser Blätter eigentlich fremd sind.

Zuvörderst muß ich einiges sagen über das getadelte Selbstausgeben der Arzneien, was dazu beitragen wird, diesen Gegenstand aus einem richtigere Gesichtspunkte zu betrachten, als gemeiniglich obenhin geschieht.

Ich muß aber, um Misdeutung zu vermeiden, vor allen Dingen erklären, daß ich selbst für meine Person es nicht nur für Pflicht halte, daß, so wie jeder Bürger den positiven Gesetzen des Landes, in welchem er lebt, gemäß leben und handeln muß, auch die Aerzte den betreffenden Landesgesetzen, welche das Selbstdispensiren verbieten, nachkommen müssen; sondern ich bin auch der Meinung, daß die durch Gesetze und schon früher durch allmählige Entwickelung unseres bürgerlichen Staatshaushaltes sankzionirte Trennung der Verrichtungen des Arztes von denen

des Apothekers, welche allerdings beim Ursprunge der Medizin und während des Zeitraums ihrer größeren Einfachheit noch nicht statt fand und erst seit 600 Jahren allmählig erwachsen ist, durchaus wohlthätig und nothwendig sei, so lange die Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Form ausgeübt werden wird. Ich bin ferner überzeugt, daß auch die homöopathischen Arzneien in den Apotheken bereitet werden können, und ich habe durch eigene Erfahrung die Gewißheit erlangt, daß die aus den Offizinen verschriebenen und daselbst verfertigten homöopathischen Verdünnungen die gehoffte Wirksamkeit in Krankheiten allerdings leisten und mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit bereitet worden sind, welche besonders für diese Bereitungen und Verdünnungen im höchsten Grade nöthig ist und von welcher sich rechtliche Pharmazeuten gewiß nicht durch die etwanigen Versicherungen einiger anders denkenden Aerzte, daß dergleichen kleine Gaben schlechthin gleich Nichts wirken müßten, ableiten lassen werden. Ja ich kann mir nicht verhehlen, daß es bis jetzt zu den vorzüglichsten Hindernissen der Verbreitung dieser so wohlthätig werden könnenden Lehre gehört hat, daß die Einführung der homöopathischen Arzneiverdünnungen in die Offizinen bis jetzt noch nicht erfolgt war und ich rechne es mir zum Verdienst an, dazu zuerst mit beigetragen zu haben *). Mancher Arzt wird in dem Selbstdispensiren homöopathischer Aerzte einen Beweiß für die

*) Es würde für den Apotheker sehr mühsam, kostspielig und zeitraubend seyn, wenn er die vom Arzte verlangte Arzneibereitung und Verdühnung erst im Moment des Bedürfnisses verfertigen sollte, um sie in die gewöhnliche Medika-

Ungesetzlichkeit dieser Heilmethode gefunden zu haben glauben und hinter dem Schleyer des Geheimnisses sogar Betrug gesucht haben; andere werden durch die Schwierigkeit der Selbstbereitung der Arzneien und die Vervielfachung der Zweige ihres Geschäfts abgeschreckt worden seyn, diese Lehre zu studiren und auszuüben; Nichtärzte sind dadurch mistrauisch gegen die gute Sache geworden; der achtungswerthe Stand der Pharmazeuten, der legitimen Gehülfen des Arztes, hat sich dadurch in seiner bürgerlichen Existenz beeinträchtigt geglaubt. Alle diese Hindernisse versinken, wenn die homöopathische Heilmethode auch in dieser Hinsicht auf gesetzlichem Wege ins Leben tritt.

Nach dieser Erklärung darf ich mir wohl, ohne be-

---

mentenform zum Einnehmen zu bringen, so wie jede einzelne Vorschrift dazu in jedem einzelnen Rezepte dem Arzte einen bedeutenden und unnützen Aufwand von Zeit veranlassen würde. Es ist daher wünschenswerth, daß man homöopathische Arzneien und verschiedene Verdünnungen derselben unter bestimmten Kunstbenennungen aus den Apotheken verordnen kann und daselbst offizinell vorfindet. Die Herrn Apotheker dieses Orts sind bereitwillig gewesen, meinen Wünschen in dieser Hinsicht zu entsprechen. Aus den frischen Säften einheimischer Kräuter sind Essenzen mit gleichen Theilen Weingeist bereitet worden; von den trocknen ausländischen Pflanzen und Pflanzenstoffen, von thierischen und mineralischen Substanzen sind einfache weingeistige Tinkturen (wo sie noch nicht vorhanden oder zu erneuern waren, meist in dem Verhältniß von 1 zu 20 Theilen Weingeist, weil dieses Verhältniß der Ausziehbarkeit der Arzneikräfte mehr entspricht, als das konzentrirtere der meisten Tinkturen) ausgezogen worden; mineralische, nur in Wasser auflösbare Substanzen haben unter verhältnißmäßiger Beimischung von Weingeist gleichfalls den Namen der Tinkturen erhal-

fürchten zu müssen, verkannt zu werden, erlauben, die Gesichtspunkte anzudeuten, aus welchen Hahnemann und die ersten Theilnehmer am homöopathischen Heilverfahren gehandelt haben.

Wenn Jemand gesonnen ist, an sich selbst oder an andern gesunden Personen, in naturhistorischer Hinsicht, zum Behuf der Wissenschaft im Allgemeinen, Versuche mit Arzneisubstanzen anzustellen, so ist er durch kein Gesetz verpflichtet, diese Substanzen aus den Offizinen zu nehmen oder daselbst bereiten zu lassen; er gebraucht sie nicht als Arzt, sondern als Naturforscher, nicht zum Heilen, sondern zum Experimentiren; er kann sie sich selbst verschaffen, woher er will und so gut wie er kann; er umgeht oder übertritt damit kein Gesetz. Hat er nun damit

---

ten. Aus diesen flüssigen Arzneiformen sind homöopathische Verdünnungen entstanden, die erste jedesmal (nach einem willkührlichen, in der Folge abgeändert werden könnenden Maasstabe) im Verhältniß von einem Theile der flüssigen Arznei zu 500 Theilen Weingeist, alle weiter folgenden in dem Verhältniß von einem Theil der vorhergehenden Verdünnung zu 100 Theilen Weingeist. Die Grade der Verdünnung sind offizinell mit einfachen den Verdünnungsgrad angebenden Zahlenverhältnissen bezeichnet worden, nämlich essentia oder tinctura prima, secunda, tertia, quarta u. s. w. pulsatillae, nucis Vomicae oder anderer Arzneien. Substanzen, die nur in Pulverform gereicht werden können oder in dieser verordnet werden sollen, sind mit Milchzucker, jedesmal im 100fachen Verhältniß verdünnt und mit, dem Verdünnungsgrade entsprechenden, Zahlen unterschieden, z. B. pulvis primus, secundus, tertius u. s. w. opiatus vel opii oder anderer Stoffe. Dieser erste noch unvollkommene Versuch, einem Bedürfniß in der Medizin abzuhelfen, wird bei mehrseitiger Benutzung passende Abänderungen erleiden, um Gleichförmigkeit der Berechnung der Verdünnungsgrade zu erzielen.

bedeutende Resultate gewonnen, und will er, wenn er zugleich Arzt ist, von diesen eine Anwendung in Krankheiten, gleichfalls zum Behuf der Wissenschaft experimentirend, machen, so wird er, nach dem Billigkeitsgefühle jedes Arztes und Apothekers, jedes denkenden Mannes, also auch jeder Regierung, sich zu diesen wissenschaftlichen Versuchen auch derselben Stoffe und Bereitungen, die er zu jenen rein wissenschaftlichen Versuchen gebrauchte, bedienen, um der Identität des gebrauchten Mittels gewiß zu seyn und keine unsicheren, dem Zweifel unterworfenen Beobachtungen zu liefern. Erst wenn er sich überzeugt hat, daß die Substanz, das Arzneimittel, das er prüfte, sich so im gesunden und so im Kranken verhält, erst wenn er die gewonnene Bereicherung für die Wissenschaft als Konstatirtes in die ärztlich praktische Wirksamkeit treten läßt, werden jene Gesetze anwendbar auf sein Verfahren, tritt die gesetzliche Pflicht für ihn ein, die Bereitung seines Mittels dem Apotheker zu übertragen und zu überlassen. Jetzt aber fangen, zumal wenn, wie in der Homöopathie der Fall ist, die Arzneibereitung durch die gemachten Entdeckungen sehr verändert und vereinfacht wird, andere Momente an, dem Entdecker günstig zu werden.

Es ist nämlich leicht zu erkennen, aus welchen Gründen die Polizeigesetze dem Arzte das Selbstdispensiren untersagen. Man ist gänzlich im Irrthum, wenn man, wie es doch gemeinhin geschieht, glauben will, es sei darum, damit von Seiten der Aerzte kein Misbrauch daraus entstehe. Denn Misbrauch würde allemal nur von schlechten, leichtsinnigen, nachläßigen, eigennützigen Aerzten damit getrieben werden; es würde aber unsinnig seyn, vorauszusetzen, daß in dem so geachteten, in der bürgerlichen

Gesellschaft so hoch gestellten Stande der Aerzte, mehr schlechte, leichtsinnige, nachläßige, eigennützige Subjekte vorkommen sollten, als in dem gleichfalls sehr achtbaren, doch bürgerlich nicht so hoch gestellten Stande der Apotheker. Das ist der Sinn der Regierungen bei Abfassung jener Gesetze gar nicht gewesen; sie wissen, daß, indem man Niemanden ins Herz sehen kann, die schärfsten akademischen und bürgerlichen Prüfungen und Einrichtungen immer nur die Kenntnisse, nicht die Moralität eines Menschen verbürgen können. Der Grund, aus welchem das Geschäft des Arzneibereitens von dem des Arzneiverordnens und eigentlichen Heilens getrennt worden ist, ist wesentlich der, daß, bei dem gegenwärtigen Stande der Heilkunst, die Bereitung der Arzneien so zusammengesetzt, schwierig, zeitraubend, kostspielig und einen großen Kenntnißkreis erfordernd ist, daß der Arzt, dessen ganze Zeit und volle Aufmerksamkeit die Erkenntniß des gesunden und kranken Menschen erfordert, unmöglich auch die Apothekerkenntnisse in diesem Umfange theoretisch und pratisch gründlich erlernen, die Zeit zur Ausübung derselben gewinnen und die Kosten der Ausübung derselben tragen kann. Dieser hinreichende Grund hört aber auf, bei der Bereitung und Darreichung homöopathischer Arzneien gültig zu seyn. Diese Arzneien sind einfach; ihre Bereitungsart erfordert nicht mehr so viel Zeit, Instrumente, Vorrichtungen, Kosten, und nicht mehr chemische und pharmazeutische Kenntnisse, als jeder Arzt haben soll und kann. Noch unbedeutender wird das Geschäft der Verdünnung dieser einfachen Arzneien; es wird überflüssig, dieses Geschäft oder das darauf folgende Vermischen einer ver-

ordneten Gabe mit dem zum Einnehmen passenden Vehikel einem besondern Stande ausschließlich zuzutheilen oder gesetzlich zu verlangen, daß diese einfache Verrichtung dem Pharmazeuten überlassen oder zugemuthet werden müsse*). Diese Ansichten würden den Entschluß einer oder der andern Regierung, in Hinsicht der homöopathischen Arzneien wenigstens bedingungs- und theilweise von den bisherigen Polizeigesetzen abzuweichen und den Aerzten das Selbstdispensiren solcher Arzneien, die nach den Gesetzen der homöopathischen Heilkunst in den von ihr vorgeschriebenen kleinen einfachen Gaben wirken, zu erlauben, während es in Hinsicht der zu nicht homöopathischen Zwecken verordneten Arzneien billig bei der bisherigen Einrichtung bliebe, vollkommen rechtfertigen und es ist von der Weisheit der

*) Hierzu kommt, daß bei der großen Einfachheit und Kleinheit der Gaben des homöopathischen Arztes aller pekuniärer Werth derselben wegfällt und also der Apotheker gar nicht im Stande ist, ihren Geldwerth zu berechnen; und da der Arzt bei Darreichung einer solchen Gabe nicht in die Klasse des handeltreibenden Publikums tritt, auch sich nie diese Arzneien bezahlen lassen wird, so kann das pekuniäre Interesse des Apothekers hier mit dem wissenschaftlichen des Arztes gar nicht in Kollision gerathen. Daß es aber dem wissenschaftlichen Interesse des Arztes, ja selbst dem des Kranken gar sehr daran liegen müsse, die Arznei nicht durch Mittelspersonen zu geben und zu empfangen, dies liegt am Tage. Denn eben die Kleinheit der Gaben erfordert die allergrößeste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Bereitung und Verdünnung. Welchen Misgriffen wäre dieses Geschäft ausgesetzt, wenn es — wie es ja doch in jedem Stande unmoralische Subjekte geben kann — Pharmazeuten gäbe, die sich mehr für ins Gewicht fallende, theurere, als für die entgegengesetzten Arzneien interessiren, die der Gabenkleinheit abhold wären und in dem Falle, daß die

Regierungen vorauszusehen, daß bei weiterer Ausbreitung des dereinst allgemeiner als heilsam anerkannten homöopathischen Verfahrens unter den Aerzten, die Regierungen aller Länder sich zum Vortheil ihrer Unterthanen veranlaßt sehen können, wie mit allen Polizeigesetzen, so auch mit den hierhergehörigen, die zeit- und zweckgemäßen Veränderungen vorzunehmen. Da ich aber überzeugt bin, daß das homöopathische Heilverfahren auch bei seiner verdienten Anerkennung von Seiten aller Aerzte nie im Stande seyn wird, das jetzt herrschende nicht homöopathische Verfahren ganz überflüssig zu machen oder gänzlich zu verdrängen, so wird auch die Furcht, als wenn die Apotheker dadurch ihrer bürgerlichen Nahrungsquelle beraubt werden würden, lächerlich. Einen Verlust, den ein Nah-

---

kleine Gabe nichts wirkte, und der Arzt zu Verordnung größerer und theuerer Arzneigaben zurückkehren müßte, ihren Vortheil sähen? Wenn schon in der gewöhnlichen Praxis Misgriffe in der Bereitung der Arzneien in den besten Offizinen nicht immer zu vermeiden sind, so könnte dies in der homöopathischen Praxis noch leichter geschehen und hier, wo keine Erkennung und Ausmittelung des begangnen Fehlers möglich bleibt, zwar nicht dem Rufe des Apothekers, wohl aber dem Wohle des Kranken schaden, ja auch irrige Urtheile der Aerzte über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens veranlassen. Und wer kann, wenn auch alle Apotheker dem Ideale ihres Standes entsprechen, für ihre Gehülfen, für ihre Lehrlinge stehen? Ganz anders ist es, wenn der homöopathische Arzt seine Arznei selbst bereitet und darreicht. Er kann nie ein Interesse dabei haben, daß die gereichte Arznei nichts tauge, denn im Gegentheil hängt sein Ruf und sein Erwerb von der Güte seiner Arznei ab; der Staat kann daher allerdings von ihm am ersten erwarten, daß er den Kranken in dieser Hinsicht am besten versorgt.

Anm. des Redakteurs.

rungszweig durch Zeitereignisse, wie in dem gegebenen Falle durch eine Bereicherung der Arzneiwissenschaft, erleidet, kann eine Landesregierung auch nie berücksichtigen, wenn das Gemeinwesen dabei eher gewinnt, als verliert, zumal in diesem Fache, wo es auf Gesundheit und Leben, auf Verkürzung der Zeit und des Aufwandes in Krankheiten ankommt. Man hat die Buchdruckerkunst nicht wegen der Klagen der in ihrem mühsamen Geschäft des Abschreibens beeinträchtigten Abschreiber verboten oder unterdrückt; man begünstigt die Maschinenwerke in Fabriken, ohne auf die dadurch brodlos werdenden Hände vieler Fabrikarbeiter zu achten. Vereinfachung des vorher sehr Komplizirten führt jederzeit zum Wohle des Ganzen, unangenehme Redukzionen für Einzelne mit sich.

Die vielen täglichen Kuren mit Hausmitteln, die der Kranke theils für sich nimmt, theils auf mündliche Anordnung der Aerzte gebraucht, die Verordnungen und der Gebrauch von eau de cologne, liquor anodynus und andern Mitteln aus den gleichfalls gestatteten Hausapotheken — hat sie wohl je ein Apotheker für Beeinträchtigung seiner wohlerworbenen Rechte gehalten, je eine Regierung, sie zu verbieten, sich für berechtigt oder verpflichtet gehalten?

Ich habe mich hierüber um so freimüthiger äußern können, da ich weder ökonomischen Schaden noch Gewinn für irgend einen Stand oder eine Person beabsichtige und den bestehenden Gesetzen nie entgegen zu handeln gesonnen bin. Wenn man endlich an die vielen privilegirten Tropfen, Pillen, Pflaster, Arkana und Universalmittel

denkt, die zum Nachtheil — nicht blos der Apotheker, sondern vieler leidenden Menschen, von Nichtärzten verkauft, und von Kranken ohne Verordnung und ohne Anrathen eines Arztes gekauft und gebraucht werden, so muß man sich wundern, wie man nicht in diesen eine gewissenlose Beeinträchtigung der Apotheken gefunden hat, warum man nicht diese (durch Kauf von ihren Inhabern oder anderweite Entschädigung derselben) in die Offizinen verpflanzt und dadurch zu ärztlich zu verordnenden Gemeingütern gemacht hat, die von verständigen Aerzten aber selbst ausgegebenen homöopathischen Arzneimittel für entweder den Apotheken oder sogar dem gemeinen Besten schädlich ansehen will.

Der hier berührte Punkt führt mich noch auf eine andere Bemerkung. Ueberall ist, nicht ohne Billigkeitsgefühl, den Urhebern eigenthümlicher, für das gemeine Beste wohlthätig werden könnender Erfindungen, den Erfindern spezifischer, für heilsam erkannter Arzneibereitungen als eine, den Erfindungsgeist anspornende Staatsbelohnung, ein Privilegium, in ärztlicher Hinsicht zur Verfertigung, Selbstbereitung und zum Vertrieb dieser Arzneien gegeben worden. Wenn Hahnemann seine Entdeckung, seine spezifischen Mittel, seine ganze Heilmethode, obgleich er sie, von Eigennutz frei genug, nicht geheim hielt, gewissermaßen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hat, so ist nur zu bedauern, daß er vernachläßigt hat, das, was, der Analogie nach, faktisch in unserem Staate rechtlich war, auch rechtsgültig zu machen. Daß er sich aber als im Rechte handelnd betrachtete, daß er gesetzmäßig handeln wollte, geht wenigstens daraus hervor, daß, sobald er thatsächlich

überzeugt war, daß ihm das Selbstausgeben der von ihm erfundenen Mittel hier nicht gesetzlich erlaubt sey, er es auch sogleich gänzlich beendigte und lieber seinen Aufenthalt in einem anderen Lande nahm. Nicht „der Mangel an Kranken,“ wie der „critische“ Geschichtschreiber erzählt sondern seine Gesetzmäßigkeit, nach welcher er keine Arzneien mehr ausgab, sobald der vorher streitige Fall durch die Auslegung des Gesetzes gegen ihn entschieden war, machte „seine Wohnung leer,“ da er aus Gründen, die ich weder kenne, noch hier zu kennen brauche, sich nicht entschließen konnte, seine übrigens seit vielen Jahren nicht geheim gehaltenen Mittel selbst aus den Offizinen zu verordnen.

„Er ließ sich die Arzneien hoch bezahlen,“ sagt der Verfasser der critischen Hefte. Die Arzneien gab er unentgeltlich, er ließ sich nur den ertheilten ärztlichen Rath hoch aber doch nicht unverhältmäßig bezahlen. Denn insofern er wußte oder wenigstens glaubte, daß seine gegebene ärztliche Verordnung dem Kranken den Zeitverlust und die Quaalen eines tage- wochen- oder monatelangen Krankenlagers, die Kosten so lange fortgesetzter Besuche des Arztes und der arzneilichen und diätetischen in dieser langen Zeit angeordneten Mittel ersparte, durfte er sich allerdings billiger Weise seine ärztlichen Rathschläge nach einem andern als dem gewöhnlichen Maaßstaabe bezahlen lassen, um mindestens seinen Arztlohn mit dem anderer Aerzte in ein verhältnißmäßiges Gleichgewicht zu setzen, wobei der Kranke im Ganzen, insofern die homöopathische Heilart den erwarteten Erfolg hatte, wie sie ihn denn meistens hat, immer noch eine bedeutende Kostenersparniß machte. Uebrigens habe ich der ich dennoch dieses Verfah-

ren keineswegs andern empfehlen will, schon vor Jahren aus dem Munde eben so geschickter als würdiger und rechtlich gesinnter Gegner der Homöopathie gehört, daß sie dem D. Hahnemann die Theurung seines ärztlichen Raths am wenigsten verdenken wollten, da es Niemanden zu verargen sey, wenn er von seinen Talenten und den Erzeugnissen seines Fleißes den höchst möglichen Nutzen zu ziehen suche, da es ja ohnedem dem freien Willen eines jeden Kranken anheim gestellt sey, sich um einen so hohen vorausbestimmten Preis Hülfe zu verschaffen.

„Er versprach Allen Hülfe,“ lautet die Anklage weiter. Mehr oder weniger thut das jeder Arzt und muß es aus wohlwollenden Rücksichten thun; denn ein Wort zum Troste des Kranken, zu seiner Beruhigung und Ermuthigung, die ja zur Heilung aller Gebrechen so nothwendig ist, ist stärkender Balsam für das Leben des Leidenden. Wenn aber auch der andere Arzt kein Wort zur Aufmunterung des Kranken gesagt hätte, so verspricht er ihm doch schon dadurch, daß er ihn in seine Behandlung nimmt, daß er ihm eine ärztliche oder diätetische Verordnung macht, stillschweigend *einige* Hülfe oder wenigstens Erleichterung; es würde ja Sünde seyn, den Kranken durch Arzneiverordnen noch um sein Geld zu bringen; der verordnende Arzt hat ja den festen Glauben, daß er mit seiner Vorschrift Etwas Gutes bewirken wird. Der Kranke wenigstens befolgt den gegebenen ärztlichen Rath doch nur in der Voraussetzung, daß ihm dadurch einige Hülfe werde; noch keiner hat von seinem Arzte gehört: *braucht meine razionellen Vorschriften genau, sie werden euch aber gar nichts helfen!* — Und welcher

Arzt hätte nicht bisweilen im Vertrauen auf die Macht der Kunst, die er ausübt, mit gutem Gewissen mehr zu leisten versprochen, als späterhin der Erfolg bewährt? Es macht hier keinen Unterschied, daß Hahnemann auch „denen an wichtigen organischen Fehlern Leidenden Hülfe versprochen hat;“ denn es ist gewiß, daß diese Uebel dem homöopathischen Heilverfahren zugänglicher sind, als dem herrschenden, welches sie weit früher als jenes den unheilbaren Krankheiten zugesellen muß. Endlich ist es auch faktisch, daß er nicht Allen, die er in seine Behandlung nahm, Hülfe versprochen hat und daß er nicht selten den Hülfesuchenden ungünstige Prognosen für ihre völlige Genesung gestellt hat.

Wenn es, nach dem Verfasser dieser Vorrede, „hier“ oder irgendwo „Studirende der Medizin giebt, welche das gründliche Studium der medizinischen Fächer, der Anatomie, der Physiologie und andere vernachlässigen und entbehren zu können glauben,“ wovon mir aber nichts bekannt ist, so haben diese Personen unrecht, so haben sie die homöopathische Lehre, welche die medizinischen Hülfswissenschaften durchaus nicht für entbehrlich hält, nicht verstanden oder nicht befolgt. Ich bin der Meinung, daß nicht nur diese, sondern auch sogar alle die Partheien der Medizin, welche die Homöopathie für irrig erklärt, von den Studirenden erlernt und gekannt werden müssen, um den status quo zu haben und dereinst über die streitigen Punkte mit Sachkenntniß urtheilen zu können. Dieser Vorwurf trifft also die Homöopathie selbst nicht, sondern nur den möglichen Misbrauch. Abusus non tollit usum. Wenn alles, was gemisbraucht werden

kann, verboten werden sollte, so bliebe keine Wissenschaft unverdammt.

Ich muß ferner dem Verfasser, als nicht gut unterrichtet, widersprechen, wenn er leichthin annimmt, daß es „notorisch sey, daß dem D. Hahnemann die Meisten seiner Kranken gestorben sind" ob es gleich „notorisch" ist, daß sehr viele seiner Kranken solche waren, die von andern Aerzten schon als unrettbar aufgegeben worden waren. Wenn er von „keiner pathologischen Sekzion weiß, der er außer der des Fürsten Schwarzenberg beigewohnt habe," so hätte er von mir leicht das Gegentheil erfahren können. Es ist eben so unwahr, als beleidigend für das gebildete Publikum, wenn er behauptet, daß das Schicksal der Homöopathie von dem Ausgange der Krankheit jenes Fürsten abgehangen habe. Mit den übrigen Parthieen dieser Darstellung, unter denen die der Hahnemannischen Gebehrden und die Erklärung der großen Wirksamkeit derselben auf das hiesige und entfernte Publikum fast lächerlich sind, will ich mich nicht aufhalten; so wie ich nicht zu begreifen begehre, wie hier ein Professor, dem man doch allerdings die Fähigkeit, Gegenstände vergleichen zu können, zutrauen muß, die „Wunderkuren der Humitzschin bei Mittweida" mit dem, auf erfahrungsmäßigen Grundlagen und einem zwar neuen, aber Niemandem, der sich darüber unterrichten will, verheimlichten Lehrgebäude der Medizin, basirten homöopathischen Heilverfahren zu vergleichen sich erlauben konnte.

Nach dieser Vorrede beginnt der Verfasser, das homöopathische Lehrgebäude zu würdigen. Er hält sich dabei

an das Organon, von dem er jedoch mit Unrecht behauptet, „daß es mehr für ein großes Publikum, also besonders für Nichtärzte geschrieben zu seyn scheine.“ Weder aus dem Organon, noch aus den andern Schriften, die er hier anführt, wird er diese ungegründete Beschuldigung beweisen können; Unpartheiische werden darin keine Spur finden, welche eine solche Vermuthung rechtfertigen könnte.

Er bringt die Hahnemannschen „Vorschläge“ unter mehrere kurz ausgesprochene Sätze und sucht diese zu entkräften. Ich folge ihm bei diesem Bestreben, Satz für Satz, bitte aber zugleich jeden Leser dieser Blätter, das bewußte critische Heft selbst nachzulesen, weil ich hoffen darf, daß die Seichtigkeit der gegen die Homöopathie vorgebrachten Einwürfe so in die Augen springend ist, daß derselben nichts Vortheilhafteres hätte begegnen können, als die vermeinte Widerlegung derselben durch diese Arbeit eines so gelehrten „critischen“ Schriftstellers.

I.

Der erste Satz, gegen den er sich ausspricht, ist die Behauptung Hahnemanns, daß die Medizin, so wie sie jetzt ist und ausgeübt werde, ein zweckwidriges, nichtiges, mit Hypothesen zu einem wissenschaftlichen Gebäude ausgeschmücktes Wesen sey. Denn das ist der Sinn der Worte Hahnemanns, wie sie der Verfasser aus vielen Stellen aller Schriften desselben zusammengetragen hat, und die allerdings zu weit greifend härter klingen, als er sich, frei von leidenschaftlicher Aufwallung, hätte ausdrücken können und sollen. Wenn aber Hahnemann behauptet, daß unsre Me-

dizin etwas höchst unvollkommenes sey, so sagt er etwas, was alle Aerzte, ein jeder in seiner Sprache, eingestehen und behaupten. Man darf nur das erste beste unserer ältern und neuern praktischen Werke, unsere Kompendien, irgend ein Heft einer praktischen Zeitschrift aufschlagen, um Beweise dafür in Menge zu lesen, um dieselbe Klage von allen Aerzten ohne Unterschied ausgesprochen zu finden. Gerade die geistreichsten und bedeutendsten Aerzte waren von jeher am meisten und innigsten von der Mangelhaftigkeit unserer Wissenschaft überzeugt und sprechen sich an offenherzigsten darüber aus. Man erinnere sich an das freimüthig wahre Wort des vielerfahrnen Hufeland über das, was die Kunst für Leben, Genesung und Tod an dem Kranken thut! Formey im 1. Bd. seiner vermischten medizinischen Schriften S. 30—44. äußert mild bescheiden, und darum mehr Eindruck machend, als Hahnemann, dasselbe über die Medizin. Der Verfasser, der kurz vorher uns erst ermahnt hat, die Naturheilkräfte mehr zu studiren, um unterscheiden zu lernen, was diese oder was unsre Arzneien geheilt hätten, wird selbst zugeben, daß unser ärztliches Wissen bloßes Stückwerk ist, daß die „herrlichen Erfahrungen deren wir uns erfreuen," die ich mit ihm anerkenne, die auch Hahnemann nicht verkannt, sondern mit Recht benutzt hat, ziemlich isolirt dastehen und noch lange kein „vollkommenes, in allen seinen Theilen weises, zweckmäßiges Wesen, kein Ganzes frei von Vermuthungen und Willkühr" ausmachen; er wird nicht läugnen, daß „die Pathologie durchaus noch nicht genüge;" und wenn er nicht der Meinung ist, daß „es noch keine Materia medica gebe und daß die Therapie auf einem

falschen Grundsatze fuße" so ist das eben der vorzüglichste Differenzpunkt zwischen Hahnemann und ihm so wie allen nicht homöopathischen Aerzten, der Hauptirrthum, den die Homöopathie erfahrungsmäßig zu erweisen und wovon sie ihre Gegner zu überzeugen bemüht ist.

Es liegt aber in dieser Beschuldigung der Arzneikunst, die ohnedem mehr oder weniger jeder Urheber eines neuen Lehrgebäudes ausgesprochen hat, durchaus keine Beschuldigung für die „gewissenhaften Aerzte" selbst, die von jeher nichts besseres ausüben konnten, als sie eben wußten; und der Verfasser würde dem D. Hahnemann einen solchen Vorwurf nicht haben machen können, wenn er hätte mit abdrucken lassen, was Hahnemann in demselben Perioden, in welchem er (Seite 7 des Organons) die Arzneikunst so hart anklagt, zwei Zeilen vor dieser Anklage, sagt: „ob ihr (der Arzneikunst) gleich Millionen an sich oft brav gesinnter Aerzte 2500 Jahre hindurch in Ermangelung von etwas Besserem angehangen haben." Die vielen Aerzte, die „von Hippokrates und Galen bis zum Verfasser der critischen Hefte" mit gutem Gewissen, Kranke geheilt und behandelt, aber nach irrigen, hypothetischen, (uns jetzt, „nachdem die Medizin seit einigen Dezennien so große Fortschritte gemacht hat," und wir es wieder etwas besser wissen, oft als lächerliche „Gewebe von Vermuthungen und Willkührlichkeiten" als „gelehrt klingende Machwerke" erscheinenden) Ansichten, Theorien und Lehrgebäuden behandelt haben, kommen uns ohngeachtet ihrer Irrthümer ehrwürdig und gewissenhaft vor und man verunglimpft sie noch nicht, wenn man von ihnen sagt, daß sie irrigen Leh-

ren in Ermangelung besserer gehuldigt hätten oder daß die „Fortschritte in den letzten Dezennien" (vergl. S. 21. des ersten und S. 25. des 2. critischen Hefts) ihre Irrthümer aufgedeckt hätten. Die lebenden Aerzte brauchen auch darum noch nicht „ihr bisheriges Wirken zu verwünschen, auf ihre Verdienste zu verzichten und sich als Blinde zu denken," wenn man, was gleichfalls seit „einigen Dezennien" oftmals mit Erfolg geschehen ist, ihnen ihre Irrthümer entreißen und etwas besseres dafür geben will. Gerade, daß Hahnemanns Tadel die „gesammte Arzneikunde" so wie sie aus einzelnen Theilen zum Ganzen verbunden und angeordnet ist, trifft, rechtfertigt diesen Tadel und schließt die „herrlichen Erfahrungen, die Nützlichkeit dieser oder jener Methoden und Mittel," die Brauchbarkeit dieser oder jener, vielleicht nur unrecht gestellter oder erklärter, theoretischer und praktischer Materialien nicht aus. Hier ist also keine Verläumdung weder der Arzneikunst noch der gewissenhaften Aerzte, und das calumniare audacter etc. des Verfassers hätte passender als charakterisirendes Motto dem Titelblatt der critischen Hefte beigefügt werden können.

II.

Hier (Seite 19. u. f.) wird Hahnemann beschuldigt, „den höchsten Unwillen gegen die Natur" ausgesprochen zu haben. In der Stelle des Organons (S. 160) mit welcher der Verfasser diese seine Behauptung belegen will, wird man keinen Unwillen über die Natur ausgedrückt finden. Hahnemann sagt daselbst, daß wohl eine falsche Beurtheilung der sogenannten Krisen in hitzigen Krankhei-

ten (wo nämlich unter großen Kraftanstrengungen und unter beunruhigenden Symptomen freiwillige Ausleerungen durch Blutungen, Schweiß, Durchfall u. s. w. oder Bestrebungen dazu entstehen) die Aerzte in dem Wahne bestärkt habe, daß sie, die Natur nachahmend, durch ihre Kunst solche Ausleerungen hervorbringen müßten. Man habe die bisweilen gelungenen Selbsthülfen der Natur als Musterkuren angesehen. Aber die unvollkommenen, jammervollen Anstrengungen der Natur zur Selbsthülfe seyen ein Schauspiel, das den Arzt vielmehr zum Mitleid und zur Aufbietung aller seiner Geisteskräfte auffordere, um dieser Selbstquaal durch ächte (d. h. ohne diese für die Kranken und die Umstehenden fürchterlichen und schmerzhaften Symptome, ohne diese oft vergeblichen Anstrengungen, ohne diese entkräftenden Ausleerungen bewirkte) Heilung (wie sie in der That auf homöopathischen Wege nicht selten erlangt werden kann) ein Ende zu machen oder sie dem Kranken ganz zu ersparen. Man wird in diesen Worten weder Unwillen über die Natur, noch „Undankbarkeit gegen dieselbe" zu erkennen vermögen. Es ist ganz wahr, daß die Anstrengungen der Natur zur Selbsthülfe meistens martervoll und doch oft unzureichend sind, um die Gesundheit wieder zu erlangen oder das Leben zu erhalten. Es ist ja kein Tadel der Natur, wenn man sie beschreibt, und wenn man ihre Heilbestrebungen da unvollkommen und beschwerlich findet, wo sie es wirklich sind. Es ist keine „Herabsetzung der Natur," wenn man sich, wie es der Zweck der ganzen Medizin ist, bestrebt, die unvollkommene und

und schwierige Selbsthülfe derselben durch Auffindung schnell und schmerzlos helfender Mittel zu verbessern. Jedermann wird es wohl angenehmer finden, schnell und ohne weitere Leiden, als unter vielen Leiden und langsam zu genesen. Niemand wird glauben, die Natur herabzuwürdigen, wenn er, ihrer alleinigen Hülfe nicht vertrauend, einen Arzt für seine Krankheit holen läßt. Die ganze Arzneikunst mit allen ihren Hülfen und Prophylaren wäre dann „Gotteslästerung" weil sie der guten Natur vorgreifen oder nachhelfen will, und wir dürften nur nach Art der Türken unsre Kranken der Natur überlassen, unsere „herrlichen Erfahrungen und bewährten Methoden" vergessen, unsere geprüften Arzneimittel, unsere Entbindungszangen und chirurgischen Instrumente ins Wasser werfen. Es heißt nicht „Gott und die Natur lästern," wenn man, wie es der Wahrheit gemäß ist, sagt, daß die Natur die häutige Bräune, den Mutterkrebs und 100 andre bis jetzt entweder ganz unheilbare oder nur durch Kunst heilbare Krankheiten nicht für sich kurire, sondern daß thatsächlich die daran Erkrankten unter den quaal- und jammervollsten Leiden sterben müssen, wenn die Kunst nicht eingreift oder nicht einzugreifen weiß; oder wenn man sagt, daß die seit Jahrtausenden von Krankheiten Genesenen aus Mangel an vollkommener ärztlicher und Naturhülfe mehr zu leiden und auszustehen gehabt hätten, als nöthig gewesen wäre, wenn man ein besseres Heilverfahren gekannt hätte. Der Verfasser will hier gar nicht begreifen, was er doch im ersten Hefte wußte, daß alles, was in dem Kranken vorgeht, Quaalen sowohl als Besserung, nur Wirkung der Natur ist, daß die Hülfe, sie möge

durch Arzneien der herrschenden oder der homöopathischen Methode oder durch Selbsthülfe des leidenden Organismus veranlaßt werden, immer nur durch die Natur hervorgebracht wird. Er ereifert sich, daß Hahnemann hier der Natur „bei Beseitigung von Krankheiten ein thätiges und kräftiges Wirken" abspreche, da doch diese Thätigkeit und Kräftigkeit von Hahnemann gar nicht geläugnet, vielmehr nur eben dieselbe Thätigkeit und Kräftigkeit angeklagt wird, dem Kranken häufig große Martern und Leiden zu bereiten, ehe oder ohne daß der Zweck derselben, Genesung, erreicht werde. Ich glaube, der Leser wird die hier gegen den Verfasser des Organons gebrauchten Worte, „daß er entweder die Natur nicht kenne oder nicht kennen wolle," eher auf den Verfasser der critischen Hefte anwenden. Und weil er sich stellt, gar nicht begreifen zu können, wie Aerzte oder wenigstens homöopathische Aerzte zu unterscheiden vermöchten, ob bei der auf eine sehr kleine, homöopathische Arzneigabe erfolgenden Besserung die „Natur geholfen oder die kleine Gabe Zauberei getrieben habe," so will ich für ihn und die wenigen Aerzte, die etwan noch für diesen Fall den Deckmantel des Nichtwissenkönnens gebrauchen wollen, während sie in andern Fällen alles sehr sicher zu wissen vermeinen, in der Anmerkung *)

*) Die beiden Subjekte, von denen ich hier zwei Beobachtungen erzählen will, haben das mit einander gemein, daß sie mir seit 11 und 12 Jahren genau bekannt sind, außer mir noch mehrerer Aerzte Hülfe wiederholt in Anspruch genommen und durch die Menge und Verschiedenartigkeit ihrer körperlichen Leiden Erfahrungen genug über Arzneien und

zwei Fälle erzählen, bei denen er an der Möglichkeit dieser Unterscheidung und der Gewißheit der Heilwirkung kleiner Gaben ohne Zauberei gewiß nicht zweifeln wird.

---

deren eines Theils gehoffte und andern Theils erfolgte Wirkungen eingesammelt haben, um frei genug zu seyn von dem Verdacht, als wenn sie zu denen Leidenden gehörten, in denen noch ein blindes Vertrauen, ein mächtig wirkender Glaube an Arzneikraft überhaupt und an die Persönlichkeit des verordnenden Arztes, psychische Wunderkuren wirkend, walten kann.

I.

Frau M..., einige 30 Jahre alt, blond, von weicher, schlaffer, schwammiger Körperbeschaffenheit, ruhigen, sanften Gemüths, reitzbar, besonders schreckhaft, hatte seit ihren Pubertätsjahren sehr oft an krampfhaften konvulsivischen Anfällen mit Herzklopfen und Angst in den Präkordien gelitten, späterhin wiederholte Entzündungen der Brusteingeweide erduldet. Sie hatte nach Beseitigung der Krampfzustände sich verheirathet, dreimal geboren und zweimal gestillt. Seit ihrer letzten vor 2 Jahren überstandenen Krankheit, welche sich, so wie einige frühere, als Herzentzündung charakterisirt hatte, war eine größere, fast hypochondrische Aengstlichkeit um ihren Gesundheitszustand entstanden und zurückgeblieben. Ihre sonst oft innormale, bald zu geringe, bald in Blutstürze ausartende Menstruazion war jetzt regelmäßig, hatte nur jene vergrößerte Aengstlichkeit zur Gesellschafterin. Als ein Rest ihrer frühern Krankheitszustände war allein eine Geneigtheit zu unregelmäßig eintretenden, auf Erkältungen, Nachtwachen, Betrübniß oder andere Gemüthsbewegungen erfolgenden Anfällen eines heftigen Kopfschmerzes, die sie schon bei dem ersten Anfange ihrer Kränklichkeiten bekommen hatte, zurückgeblieben.

Wenn sich der Verfasser durch die berührte Stelle des Organons „besonders allen Glauben an die Homöopathie

---

Diese Kopfschmerzen fingen früh beim Erwachen im Bette an, nahmen im Laufe des Tages zu, so daß sie bald nach der Mittagszeit, unvermögend aufzudauern, sich zu Bette legen mußte, und stiegen Abends bis zu einer Höhe, in welcher sie fast sinnlos es nicht mehr aushalten zu können behauptete. Sie beschrieb sie als zusammenpreßend, den ganzen Gehirntheil des Kopfs einnehmend; die Augen wurden dabei gleich früh morgens matt, gläsern und ganz klein, wie wenn man sie vor Schmerz nicht aufschlagen kann, das Gesicht blaß; sie vertrug nicht das mindeste Geräusch oder Helligkeit; die geduldige Frau wurde nach Maasgabe der Zunahme des Uebels ärgerlich, zänkisch, böslaunig und machte an ihre Umgebungen die ungerechtesten widersprechendsten Forderungen. In den Nachmittagsstunden gesellte sich zu den Kopfsymptomen noch meist Herzklopfen und Brustbeklemmung, Uebelkeit, Neigung zum Brechen, leeres Brechwürgen hinzu. Der Ausgang war im besten Falle und wenn im Laufe der folgenden Nacht etwas Schlaf erfolgte, daß sie den nächsten Tag unter einem dumpfen doch erträglichen Kopfschmerz mit großem Mattigkeitsgefühl hinbrachte. War am Abend des Tages, an dem der Kopfschmerz wüthete, noch Fieber und Aufwallung des Blutgefäßsystems hinzugetreten, so erfolgte kein Schlaf und sie mußte wenigstens noch den zweiten Tag unter Fieber und Kopfschmerzen im Bette zubringen. Diese beiden Ausgänge erfolgten, wenn sie, was sie durch vielfache Erfahrung belehrt, am liebsten that und ich am häufigsten anrieth, gar keine ärztlichen Mittel irgend einer Art dagegen anwendete. Alle Hülfsmittel zur Erleichterung, Verkürzung oder Beseitigung des Paroxysmus, die sie selbst für sich, oder ich, der ich seit

hat benehmen lassen," so muß man sich allerdings wundern, daß dieses selbst einem Mann geschehen ist, der doch

---

12 Jahren ihr Arzt bin, oder andere Aerzte vor mir oder mit mir auf meine öftere Veranlassung angeordnet hatten, hatten entweder gar keine Veränderung dieses Verlaufs oder unsägliche Verschlimmerung des Zufalls zur Folge, wodurch bisweilen mehrtägige Fieberzustände, einigemal Steigerung des Schmerzes bis zum Deliriren, bis zu Konvulsionen, bis zur Bewußtlosigkeit herbeigeführt worden war. Sie ertrug daher meistens geduldig das temporäre Leiden, ohne Medizin zu verlangen, von der sie, auch selbst wenn sie im Uebermaaß des Schmerzes Hülfe verlangte, dennoch fast nichts erwartete.

Diese Frau hatte am Morgen des 28. Februar d. J. beim Erwachen wieder einmal den Kopfschmerz, wie ich ihn vorhin beschrieben habe. Sie war damals, ihre noch gesteigerte Sensibilität ausgenommen, relativ gesund und hatte seit langer Zeit weder Arznei genommen, noch, außer dem Kaffee, den sie sich in den Tagen des Wohlbefindens zu versagen nicht vermochte, in ihren Nahrungsmitteln und Getränken etwas, das arzneilich wirken konnte, gebraucht. Die Veranlassung schien diesmal ein Tags zuvor erlittener schmerzhafter Gemüthsaffekt zu seyn, der tiefe Betrübniß zurückgelassen hatte; es schien die rauhe Witterung, der sie sich unter dieser Gemüthsstimmung ausgesetzt hatte, dazu beigetragen zu haben. Der Schmerz stieg, ganz mit den oben angegebenen Symptomen; nach Tische, wo sie, wie gewöhnlich unter diesen Umständen, keinen Bissen genoß, mußte sie sich legen. Gegen Abend war Fieberhitze, ein größer werdender frequenter Puls, feuchte geröthete Haut, ein Pressen im Halse abwechselnd mit Brustbeklemmung eingetreten; endlich stellte sich Brechübelkeit ein.

so eben gegen Leichtsinn, Leichtgläubigkeit und Unglauben der Aerzte geschrieben hat, und bedauern, daß hier nicht

---

Jetzt gegen 8 Uhr Abends, nachdem ich sie fast stündlich gesehen hatte, da sie, wie meist unter diesen Umständen, nichts als wenige Tropfen reines Wasser genossen hatte, da sie unter Vorwürfen über meine Theilnahmlosigkeit und Unthätigkeit die wüthenden Schmerzen nicht mehr aushalten zu können erklärte, gab ich ihr selbst eine selbstbereitete Medizin ein. Es war ein Milliontheil Zaunrebensaft in Wasser. Ich hatte nämlich vorher von der aus einer der hiesigen Offizinen (der Engelapotheke) genommenen essentia e succo radicis bryoniae albae, die ich im vorigen Jahre aus gleichen Theilen des gedachten Safts und Spir. vin. rectificatiss. hatte bereiten lassen, eine dreimalige Verdünnung mit höchst rektifizirtem Weingeist gemacht. Die erste aus einem Tropfen jener Essenz mit 50 Tropfen Weingeist wo also jeder Tropfen $\frac{1}{100}$ Zaunrebensaft enthielt; die zweite aus einem Tropfen der ersten Verdünnung mit 100 Tropfen Weingeist, wo also jeder Tropfen $\frac{1}{10000}$ desselben enthielt; die dritte aus einem Tropfen der zweiten Verdünnung mit 100 Tropfen Weingeist, wo also jeder Tropfen $\frac{1}{1000000}$ des Bryoniensafts enthielt. Von dieser letztern Verdünnung hatte ich ein Tröpfchen in einem kleinen, höchstens 2 Drachmen fassenden, Medizingläschen mit reinem Wasser vermischt.

Als sie nach dem Einnehmen einige (3, höchstens 5) Minuten ruhig, ohne zu sprechen, gelegen hatte, verfiel sie in meiner Gegenwart in einen sanften Schlaf. Gegen 10 Uhr erwachte sie und versicherte mich, daß sie gleich nach dem Einnehmen eine Beruhigung ihrer Nerven und einigen Nachlaß ihrer Schmerzen empfunden habe, daß nach diesem wohlthätigen (ihr um diese Zeit sonst ganz unmöglichen)

tief genug „der Menschenkenner ins Tiefste anderer geblickt hat;" und wenn dieser Umstand ihn sogar „veranlaßt hat

---

Schlafe ihr Kopfschmerz sehr vermindert und erträglich sey und daß sie mehr zu schlafen hoffe. Ihr Fieber war jetzt nach Puls und Hautwärme noch eben so bedeutend wie vorhin, und die Haut feuchter. Sie war ruhig und besonnen. Sie schlief auch die Nacht, mäßig duftend, sehr gut. Am Morgen waren ihre Zufälle bis auf einen frequenten Puls, die feuchte Haut und einige Betäubung des Kopfs verschwunden. Ich rieth ihr, diesen Tag im Bette zu bleiben, aber sie stand dennoch sogleich nachher auf, ohne außer einiger Ermattung etwas Krankhaftes zu empfinden und ohne daß sich noch eine Störung in ihren körperlichen Verrichtungen zeigte.

Nach 7 Tagen, am 7. März, wo sie ganz wohl war, erhielt sie früh um 10 Uhr unerwartet eine bekümmernde Nachricht. Um 11 Uhr fing ihr Kopfweh mit den gewohnten Symptomen an. Ich sahe um 12 Uhr die gläsernen, kleingewordenen Augen u. s. w. sie aß nicht, sie versuchte umsonst zu schlafen. Um 3 Uhr hatte der Schmerz schon so zugenommen, daß sie nicht glaubte, länger außer dem Bette aufdauern zu können. Außer den oben gedachten Symptomen war ein neues zugegen; schon viermal hatte es sie zu Stuhle zu gehen gedrängt und sie hatte ohnerachtet vielen Pressens nichts ausleeren können. Sie hatte seit 2 Tagen keine Stuhlausleerung gehabt; sie war ihrer Versicherung nach immer verstopft geworden, wenn sie im Wagen gefahren war: letzteres war allerdings vor 3 Tagen geschehen. Noch war sie fieberlos. Sie verlangte jetzt, um 3 Uhr, dieselben Tropfen. Ich gab ihr dieselbe Gabe sogleich selbst ein, da dieß Mittel auch dem gegenwärtigen Zustande homöopathisch entsprach. Höchstens eine Minute darauf er-

die strengste Prüfung der neuen Lehre vorzunehmen," so mag er auch leicht dazu beigetragen haben, daß diese Prüfung nicht mit vorurtheilsfreiem Sinne geführt worden ist.

---

folgte Drang zum Stuhlgange, der ohne Schwierigkeit und erleichternd abging. Sie fühlte ihre Nerven sogleich beruhigt, und blieb außer dem Bette. Ihr Kopfschmerz mit seinen Einzelnheiten verging allmählig binnen einigen Stunden. Sie konnte etwas essen und ging Abends ohne einiges Krankheitsgefühl zu Bette. Wider ihr Erwarten hatte sie eine ganz schlaflose Nacht, ohne eine Ursache davon angeben zu können. *) Sie war den folgenden Tag, wie noch bis heute, ganz gesund.

II.

Frau T.., einige 50 Jahre alt, brunett, lebhaft, reitzbar, hager, verheirathet und Mutter von 12 Kindern die sie meist selbst gestillt hatte, mir als ihrem Arzte seit 10 Jahren wohlbekannt, litt seit 13 Jahren unzähligemal an den Zufällen erratischer, unregelmäßiger, sogenannter nervöser (nie Gelenkabsätze bildender) Gicht, an schnell abwechselnden höchst schmerzhaften Affekzionen äußerer und innerer, muskulöser und membranöser Theile. Alle Verordnungen und Kurarten früherer und späterer Aerzte, Badekuren — nichts hatte diese Krankheitsanlage vertilgen, die Ausbrüche nach Temperaturveränderungen und andern geringfügigen Veranlassungen verhüten können; strenge Vermeidung aller Schäd-

*) Wirkung der viel zu großen Gabe der Zaunrübe, welche bei so empfindlichen Subjekten nur zu einem Quadrilliontel Gran und weniger wohl vertragen wird, in den geeigneten Fällen.

Anmerkung des Redakteurs.

die, welche die Natur, aber mühsamer, qualvoller, langsamer, als es nach Hahnemanns Behauptung bei dem ho-

---

halten würden) einen Tropfen mit 50 Tropfen Weingeist wie oben vermischt. Von dieser Verdünnung wurde wieder ein Tropfen, der also $\frac{1}{1000}$ nux vomica enthalten mochte mit 50 Tropfen Weingeist vermischt, in welcher zweiten Verdünnung ein Tropfen $\frac{1}{50000}$ nux vomica (oder um genau zu sprechen $\frac{1}{2500}$ eines Tropfens der offizinellen Tinktur) enthielt. Von dieser letzten Verdünnung gab ich ihr einen Tropfen mit Wasser vermischt. *)

Gleich nach dem Einnehmen fühlte sie einen sehr starken Schwindel, der den ganzen Tag anhielt. Noch in der ersten Stunde erfolgte eine reichliche Stuhlausleerung, die erste Hälfte derselben dünn, die letzte hart. Alle oben nahmhaft gemachten Krankheitszufälle zeigten sich gar nicht im Laufe dieses Tages. Der Urin war hell und wurde ohne Zwängen gelassen; nur nach dem letzten Uriniren vor dem Schlafengehen folgte noch etwas leeres Pressen der Blase. Das Essen schmeckte ihr besser, das Fontanell zeigte beim Verbinden (abends oder morgens darauf, da ich nicht weiß, zu welcher Zeit sie es verband) mehr Eiter, aber mit Blut

*) Diese Gabe war nach streng homöopathischer Ansicht viel zu groß und hätte auch, um weniger Beschwerden machen zu müssen, lieber abends gegeben werden sollen. Der Schwindel, so wie die angegebenen Misgefühle des Unterleibs, das Angegriffenseyn u. s. w. ist durchaus nur Wirkung der zu großen Gabe dieses nur in Quintillionfacher Verdünnung mit unzweideutigem Erfolge in angemessenen Fällen anzuwendenden Mittels. Zu große Gaben entwickeln ihre eignen anderweitigen Symptome auf eine dem Kranken lästige Weise; ein Nachtheil, welcher durch die möglichste Kleinheit der Gabe vermieden wird.

Anmerkung des Redakteurs.

möopathischen Verfahren geschehen seyn würde, geheilt hat. Unter den, Seite 154. des Organons genannten

[illegible]

[illegible]

gemischt. Der Schlaf der folgenden Nacht war besser als gewöhnlich. Den folgenden Morgen erfolgte ein ganz natürlicher Stuhlgang. So erzählte sie mir, bei meinem Besuche früh um 9 Uhr. Sie fühlte sich, wie durch den Gebrauch einer zu starken Medizin, sehr angegriffen, besonders in der Gegend der Herzgrube, sie sagte, der ganze Unterleib sey ihr wie wund, so als wenn sie eben geboren hätte. Auch heute und alle folgende Tage stellte sich nichts von den oben beschriebenen Symptomen ein, und außer der mehrtägigen Angegriffenheit nichts von andern Krankheitszufällen; sie war bis in die vierte Woche frei von jeder ihrer Beschwerden. Den 27sten Januar dieses Jahres entstanden (ich weiß nicht gewiß, ob von selbst oder auf Erkältung) die heftigsten Schmerzen des Steißbeins und der an den Seiten des ossis ilium und femoris liegenden Muskeln. Nachdem diese durch den Gebrauch anderer Arzneien beseitigt waren, entstand sogleich der oben beschriebene Zustand wieder. Als sie ihn einige Tage, ohne etwas zu gebrauchen, ausgehalten hatte, verlangte sie selbst von mir, daß ich ihr die damals gebrauchte Medizin noch einmal geben sollte; sie bat aber, ganz unbekannt mit der Kleinheit der erhaltenen Gabe, daß ich ihr eine viel kleinere Porzion geben möchte, da sie von der vorigen zu starken Gabe zu sehr angegriffen worden sey. Ich verdünnte Einen Tropfen der letzten Verdünnung mit 40 Tropfen Weingeist und gab ihr am Morgen des 1ten Februars von dieser [illegible] Verdünnung einen Tropfen, der also $\frac{1}{2000000}$ nux vomica oder $\frac{1}{100000}$ der offizinellen tinct. nuc. vomic. enthielt, auf die obige Weise. Auch hier war der Erfolg, daß die Beschwerden von Stund an gar nicht wieder kamen, aber sie fühlte sich, wie

„schnell entstandenen Uebeln, die von selbst vergangen seyn würden,“ kann sich der Verfasser z. B. eine solche torminöse Erkältungsdiarrhöe denken, wie er Seite 39. dieses critischen Hefts binnen 3 Stunden mit Opium, Kirschwasser und arabischem Gummi geheilt hat. Diese Berufung auf ihn selbst soll aber keineswegs einen Tadel seines Heilverfahrens ausdrücken, da er durch das gereichte Mittel, dessen guter Nutzen in dergleichen Fällen auch andern Aerzten recht wohl bekannt ist (nur daß das Kirschwasser in der Mischung noch entbehrlich ist und ein anderes Vehikel, z. B. Mandelölemulsion, eben den guten Erfolg hat) die Leiden seiner Pazientin viel schneller beseitigt hat, als es die Heilkräfte der Natur erst nach längern Leiden vermocht haben würden. *) Hahnemann widerspricht

---

sie am folgenden Tage sagte, auch von dieser Gabe noch entsetzlich, ihrem Gefühle nach fast noch mehr angegriffen, als das erstemal. Anfang März kam derselbe Paroxysmus wieder und wurde diesmal mit einem andern Mittel behandelt. Es gehört das weiter nicht hierher, wo nur bewiesen werden sollte, daß man in diesem Falle wohl habe unterscheiden können, was die Heilkraft der Natur allein und was die homöopathische Gabe geleistet habe. In andern Fällen habe ich von billion- und quadrillionfachen Verdünnungen mehrerer Arzneien eben so unverkennbare Heilwirkungen gesehen.

*) Hahnemann giebt S. 141. des 1. Bandes der reinen Arzneimittellehre eine Erklärung dieser Kur des Verfassers der critischen Hefte mit folgenden Worten: Eine von Erkältung plötzlich entstandene Diarrhöe (ohne Materie) kann in einem gesunden Körper durch Opium schnell verschwinden weil diese Arznei die gedachte Beschwerde hier nur einmal und nur auf eine kurze Zeit zu unterdrücken nöthig hat, um

also in diesen Anführungen nicht „einigermaßen" seinen vermeinten „Herabsetzungen der Natur." Er hat ihre Heilkräfte nie geläugnet, er hat nur nicht gewollt, daß wir ihr mühsames Verfahren nachahmen, wenn wir ein leichteres kennen. Alle Folgerungen, die der Verfasser daraus gezogen hat, fallen von selbst. Die Homöopathie führt vielmehr zur Achtung und wahren Kenntniß der Natur.

S. 25. soll Hahnemann noch eine „Zurechtweisung hinsichtlich der Meinungen, welche nach Hahnemann die jetzige Arzneikunst von den Krisen hegen soll" erhalten. „Wo glaubt denn jetzt" heißt es, einer der besser unterrichteten Aerzte, daß in dem kritisch Ausgeleerten der Krankheitsstoff, das, was die Krankheit verursachte, fortgeschafft werde? So mechanisch sind unsre Ansichten lange nicht mehr" (d. h. seit kaum 15 Jahren). „Wir nehmen jetzt an, (hypothetisch?) daß nicht das Ausgeleerte die Krankheitsmaterie enthalte, sondern die vermehrte Thätigkeit, welche sich durch Ausscheidungen ausspricht, im Stande sei, das Gleichgewicht und hiermit die Gesundheit wieder herzustellen." Ich antworte: gleich auf der folgenden Seite, S. 26. glaubt jenes einer der besser unterrichteten Aerzte, nämlich der Verfasser selbst. Er sagt dort: „es giebt doch auch Ausleerungen, welche mehr auf materiellem Wege Erleichterung verschaffen. Blutungen, Erbrechen, letzteres ohne nähere Veranlassung hervortretend, verhelfen

---

dem Körper wieder Freiheit zu verstatten, alle fernere Neigung zu dieser Beschwerde nun von selbst entfernt zu halten und den vorigen Stand der Gesundheit aus eignen Kräften fortzusetzen (m. s. Org. der razionellen Heilkunde, §. 269).
Anm. d. Redakteurs.

oft schnell zur Gesundheit. Die Besserung rührt in jenem Falle von der Verminderung der Blutmasse, in diesen von der Entleerung fremdartiger (?) Stoffe her, als wodurch dort die Vitalität der Blutgefäße, hier die erhöhete Reizbarkeit des Darmkanals herabgestimmt wird." — „Solche Dinge untersteht sich der Schöpfer des Organons verdächtig zu machen!"

Der Verfasser darf immer dem „Schöpfer des Organons" und auch denen Aerzten, welche die Praxis schon länger ausübten, ehe sie die homöopathische Lehre empfehlenswerth fanden, „zutrauen, daß sie soviel Praxis und soviel Beobachtungsgabe haben, um die wohlthätigen herrlichen Wirkungen des Nasenblutens bei Kopfschmerz, des Schweißes bei Rheumatismus, galligter Diarrhöen bei galligten Zuständen, kritischer Ausleerungen bei vielen Krankheitszuständen, wahrgenommen zu haben;" er mag ihnen aber auch verzeihen, wenn sie diese Naturhülfen weder für den einzig möglichen Weg zum Heile, noch für so angenehm für den Leidenden halten, daß sie ihnen nicht ein Verfahren, bei welchem diese Ausleerungen gar nicht nöthig sind, vorziehen sollten; verzeihen, daß sie letzteres für noch herrlicher und wohlthätiger, also auch für weit naturgemäßer erachten.

III.

Hahnemann hat gesagt: die Krankheiten lassen sich nur durch ihre Symptome erkennen; die damit verbundenen Veränderungen im Innern des Organismus aber sind nicht, wenigstens nicht täuschungslos, erkennbar. Nach ei-

ner prima morbi causa zu fragen, ist daher unnütz, der Arzt braucht von einer Krankheit zum Heilbedarf nur die wahrnehmbaren Symptome der Krankheit zu wissen; sie sind in ihrem Verlaufe so verschieden, daß ihnen weder ein besonderer Name zukommt, noch eine gleichartige Behandlung entgegengesetzt werden darf. u. s. w.

Der Verfasser behauptet nun S. 28. u. f. Hahnemann wolle mit diesem Satze alles Fragen nach dem Wesen der Krankheiten bei seinen Lesern (also doch Aerzten, nicht Laien, für welche vorhin nach dem Verfasser der critischen Hefte das Organon vorzüglich geschrieben seyn sollte) zu verhüten suchen, um seine Schüler oberflächlich zu erhalten u. s. w.

Ich glaube aber weder das eine noch das andere. Nur in der praktischen Medizin, am Krankenbette, bei dem Akte, der zwischen der Erkenntniß des Krankheitsbildes und der Verordnung des Heilmittels im Kopfe des Arztes vorgeht, soll die unentscheidbare Frage nach dem Wesen der Krankheit wegfallen. Wir haben nämlich wirklich das Wesen der Krankheiten noch nicht ergründet. Oder wüßte der Verfasser allein, was z. B. Entzündung, über deren Natur noch täglich die verschiedenartigsten Erklärungen vorgetragen werden, was überhaupt Krankheit sei? Er weiß nichts weiter, als daß diese oder jene Veränderung im entzündeten Theile vorgeht; er erkennt diese Veränderungen aus Symptomen und Zeichen, nicht anders als der homöopathische Arzt. Er erkennt keinen „entzündlichen Charakter,“ sondern er erfährt nur aus einer Symptomengruppe, daß ein kranker Zustand des Organismus da ist

den er mit der Benennung: entzündlicher Charakter — bezeichnet. Ob wir fähig sind, einmal das Wesen der Krankheiten zu erkennen, darüber werden kommende Jahrhunderte entscheiden; es ist wenigstens rühmlich, nach dieser Erkenntniß zu streben; aber man wird das nicht im Moment des praktischen Handelns am Krankenbette erzielen wollen, wo ein Irrthum, eine hypothetische Annahme, eine muthmaßliche Voraussetzung in das Leben des Leidenden entscheidend eingreift. Das Streben nach diesem Ziele, nach der Erkenntniß des Wesens der Krankheit gehört der theoretischen Medizin an, jenem großen Meere von Wissen und von Erklärungen dessen, was man noch nicht weiß, das um des Wissens selbst willen da ist, und aus welchem nur die lautersten unbezweifelten Resultate, nicht die noch streitigen Satzungen, in die am Krankenbette angewandte Arzneikunst überfließen dürfen. Mit vom Krankenbette will Hahnemann das Forschen nach dem zur Zeit noch Unerreichten verbannt wissen und daran thut er wirklich dasselbe, wie der Verfasser, welcher auch will, daß „das Constatirte von dem Hypothetischen in der Medizin geschieden werde.“ Das Bestreben nach Oberflächlichkeit wird der Homöopathie also nur angedichtet; und wenn seichte Köpfe sich durch sein Lehrgebäude zur Oberflächlichkeit verleiten lassen werden, so werden daran nur die seichten Köpfe selbst Schuld seyn, die bei der Befolgung eines jeden andern Systems eben so zu Irrthümern und Trugschlüssen verführt werden können und daher nicht geeignet sind, ein oder das andere Verfahren des, die Heilmittel der Krankheit anpassenden Arztes verwerflich zu machen. Der Unterschied zwischen den Verfahren des homöopathischen und nicht homöopathischen Arztes in diesem Moment

am Krankenbette ist kein anderer, als daß jener das gesammte Krankheitsbild mit allen seinen Nüanzen auffaßt und ihm ein erfahrungsmäßig darauf passendes spezifikes Heilmittel, die spezifike Heilmethode, entgegengesetzt; während letzterer, der sehr leicht irren kann, wenn er nicht auch das gesammte Krankheitsbild auffassen will, aus den Symptomen diejenigen ausscheidet, welche er nicht für wesentlich hält, und die für wesentlich gehaltenen in eine oder mehrere Symptomengruppen bildet, welchen er nun gleichfalls eine oder einige der erfahrungsmäßig als heilsam anerkannten allgemeinern Methoden, welche ihm zu Gebote stehen, entgegensetzt. Aerzte ohne Partheilichkeit werden entscheiden und beurtheilen, auf welcher Seite hier am öftersten und leichtesten Irrthümer und Trugschlüsse vorfallen können; auf welcher mehr Gesetzlichkeit, auf welcher mehr Willkühr herrscht.

Daß „sich die Homöopathie mit dem entzündlichen Charakter durchaus nicht vertrage," ist noch nicht so ausgemacht, als der Verfasser annimmt, da viele Erfahrungen Hahnemanns und einiger anderer homöopathischer Aerzte doch sehr dafür sprechen. Was ich darüber sagen kann, habe ich schon im ersten Hefte des homöopathischen Archivs angeführt. Nur eine Bemerkung erlaube mir der Verfasser. Wenn er den Nutzen der „Aderlässe und Blasenpflaster," ohne welche doch auch zu verschiedenen Zeiten Entzündungen beseitigt worden sind, wenn er den Nutzen anderer von ihm nicht weiter genannter Mittel so hoch anschlägt, um auf diesen Grund hin die Obrigkeiten gegen die Unterlasser dieser Mittel anzurufen, wie kömmt es denn, daß es doch häufig den geschicktesten Aerzten bei der regelrechtesten Anwendung der entzündungswidrigen Heil-

methode nicht gelingt, das Leben so vieler Kranken, die dennoch an Entzündungskrankheiten sterben, zu erretten; wie kömmt es, daß, wenn es auch geglückt ist, das Leben zu erhalten, doch eine unendlich große Zahl der so Erhaltenen in längerer oder kürzerer Zeit von eben den Nachkrankheiten, von eben den Folgen unvollkommen geheilter Entzündung, wie er sie, gegen die Homöopathie, anführt, befallen wird — Nachkrankheiten, denen früher oder später, oft unter unsäglichen Leiden, so viele Todesopfer fallen? Es beweiset doch gewiß wenigstens, daß diese Heilmethode, auf welche er so stolz ist, noch nicht die vollkommenste ist und ich wende seine dort, Seite 29 aufgestellten Fragen gegen ihn selbst.

Zu bedauern ist es, daß der Verfasser an diesen Stellen, so wie an vielen andern, so wenig die Kunst, human zu streiten, an den Tag legt *). Daß an dem Orte, wo er Aerzte bezeichnen will, welche die homöopathische Methode angewendet haben, der Ausdruck: Nachtreter — zu lesen ist, wird der geneigte Leser mit mir für einen Druckfehler halten.

Es ist ganz irrig, wenn er behauptet, daß organische Krankheiten, daß Leiden mit verminderter Sensibilität nicht mit homöopathischen Mitteln bekämpft werden könnten. Wo jene zu heben oder zu lindern

*) Möchte er sich für die Zukunft ein Beispiel nehmen an dem Aufsatze im Januarhefte der Isis v. diesem Jahre v. D. Groh, der, obgleich als Gegner der Homöopathie auftretend, doch beurkundet, daß es ihm nicht um Persönlichkeit, sondern um Wahrheit zu thun ist und der, selbst wo er tadelt, die des Gelehrten würdige Humanität nicht vergißt, das aber, was er lobenswerth findet, unverholen lobt.

sind, da vermag die homöopathische Methode mehr dagegen, als andere. Daß gegen Lähmung kleine Gaben von Arzneimitteln helfen können, davon hat er ein Beispiel gelesen im 1. Hefte des homöopathischen Archivs. (Siehe Seite 80, 81.) Wenn er fragt: wie will denn eine Arznei, welche Lähmungen verursacht, durch eine abermalige künstliche Lähmung die erstere heben? — so sieht der ärztliche Leser, daß der fragende Kritiker den Sinn der Homöopathie noch nicht recht begriffen hat. Ein homöopathische kleine Gabe ist ja nicht stark genug, um eine abermalige Lähmung zu machen; sie kann aber in dem kranken gelähmten Theile eine Wirkung hervorbringen, welche derjenigen entgegengesetzt ist, welche eine große Gabe desselben Mittels in dem gesunden Theile hätte hervorbringen müssen.

Wenn er fragt: „wie können die so kleinen Gaben hier" (in Lähmungen) „nützen, da die Reitzbarkeit für dieselben so gering ist?" so hat er ganz vergessen, daß die gegen Lähmungen verordneten Arzneien oft schon in den gelähmten Theilen ungewöhnliche Empfindungen und Erscheinungen hervorbringen, ehe in den nicht gelähmten Theilen des Körpers die mindeste bemerkbare Affekzion erfolgt, daß also die Reitzempfänglichkeit für Arzneieinwirkungen in gelähmten Theilen größer ist als in gesunden. Wenn er meine eignen Erfahrungen darum für verdächtig zu halten geneigt ist, weil ich die Homöopathie nicht verdamme, so will ich ihm einen Gewährsmann jener Erfahrungen nennen, der nicht einmal etwas von Homöopathie weiß. Es ist Magendie,*) ein Franzose, der sich auch

*) Siehe Magendie Vorschrift für die Bereitung und An-

„erdreistet" hat, mit unserem ärztlichen Wissen noch nicht hinreichend befriedigt zu seyn, der daher sogar mit mehrern der neu entdeckten starkwirkenden Pflanzenstoffe, mit Strychnin, Morphin, Narkotin, Emetin, Veratrin, Solanin und anderen, nachdem er ihre Wirkungen an gesunden Thieren und Menschen erprobt hatte, Heilversuche an kranken Menschen angestellt hat, von seinen Mitärzten hat anstellen lassen, und sie zur Anstellung mehrerer aufgefordert hat. Er hat diese Versuche nach dem antipathischen Satz und also mit größern Gaben gemacht und wird daher gewiß dem Verfasser angenehmer seyn, als ein Experimentator mit Tausend- und Zehntausendtheilchen. Freilich hat Magendie auch nur summarisch die Resultate seiner Versuche angegeben und es bleibt dem Verfasser unbenommen, „auf ein fehlerhaftes Verfahren bei Anstellung seiner Versuche" zu schließen. Also kurz, Magendie hat auch mit Krähenaugensaamen, von dem er bei Gesunden hatte tetanische Zufälle entstehen sehen, Heilversuche gegen Lähmungen gemacht. Während nun, seiner Erzählung nach, der Kranke von den gebrauchten Gaben keine Wirkung auf die ungelähmte Seite verspürte, entstand in der gelähmten Seite: Gefühl von Ameisenkriechen, tetanische Zuckungen, reichlicher Schweiß, Ausschlag besonderer Art und in der gelähmten Zungenhälfte ein bitterer Geschmack. Dieser Fall beweiset wohl, daß die Reitzbarkeit in gelähmten Theilen nicht durchaus geringer ist, als in ungelähmten und

wendung einiger neuer Arzneimittel, aus dem Französischen Leipzig, 1822.

daß des Verfassers Ansicht von der Natur der Krankheiten mit verminderter Sensibilität noch nicht zum „Constatirten in der Medizin“ gehöre; und der „Vater der Homöopathie“ hat nicht so ganz unrecht, wenn er solche falsche Annahmen über das innere Wesen der Krankheiten „gering achtet und nicht aufkommen lassen will.“

Der Verfasser droht zwar, den D. Hahnemann wegen des Satzes: — „Eine Sache oder ein Zustand bedarf nur zum Werden einer ersten nächsten Ursache, nicht aber zum Seyn; die einmal entstandene Krankheit dauert fort, ohne daß ihre nächste Entstehungsursache noch da ist oder noch da zu seyn braucht“ — zu belehren; nach einigen für Laien imponirenden Ausdrücken unterläßt er es jedoch, vielleicht in Betracht der dabei vorgefundenen Schwierigkeiten, und behauptet tadelnd nur noch zweierlei. Erstlich, „daß allerdings die eigentliche Ursache“ (es soll heißen: die äußere Veranlassung) „einer Krankheit öfters“ (also freilich nicht immer) „die bestimmtesten Aufschlüsse über das Wesen“ (es soll heißen: über manche erkennbare Verhältnisse) derselben ertheile,“ worin ich ihm beipflichte und daher, ganz wie er es verlangt, „mich recht genau nach der Veranlassung eines vorliegenden Krankheitsfalls erkundige,“ was auch die Homöopathie thut, welche das Geschichtliche des Krankheitsfalls, ihren Verlauf und die bei und vor der Entstehung derselben eingewirkt habenden äußern Einflüsse als zur Vollständigkeit des Krankheitsbildes nothwendig gehörig betrachtet. Zweitens, „daß es bei Heilung einer Krankheit vorzüglich darauf ankomme, die Ursache“ (hier ist wieder die äußere Veranlassung ge-

meint) „wegzuräumen. Denn," sagt er, „der alte Satz: cessante caussa cessat effectus, findet auch hier seine Anwendung, nur mit dem Unterschiede, daß öfters nach Wegfall der Ursache die Krankheit noch fortdauert" (d. h. also: nur mit dem Unterschiede, daß der Satz seine Anwendung auch öfters nicht findet). „Allein," fährt er fort, „so viel giebt mir der Homöopath gewiß zu, daß bei fortwirkender Ursache nicht wohl die Krankheit beseitigt werden könne." Allerdings giebt der Homöopath das zu, er entfernt die fortwirkende Ursache sogar auf nicht homöopathische Weise, z. B. durch Brechmittel, er räumt sie weg durch seine, alle Verhältnisse berücksichtigenden, strengen diätetischen Anordnungen. Der Homöopath weiß aber auch mit allen Aerzten, daß eine z. B. von Erkältung entstandene Krankheit immer noch fortgeht, wenn auch die Veranlassung schon lange und sogleich aufgehört hat, vorhanden zu seyn. Der Verfasser wird das Publikum nicht überreden, daß in der homöopathischen Lehre das sorgfältige Forschen nach den ursächlichen Momenten der Krankheiten untergehen solle, da gerade sie diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit schenkt, wenn auch zu anderen und praktisch wohlthätigeren Zwecken, als pathogenetische, pathologisch-therapeutische Hypothesen darauf zu bauen.

Was der Verfasser Seite 32. gegen diejenigen homöopathischen Arzneien äußert, von denen Hahnemann sagt, man könne sie Polychrestmittel nennen, wird jedem unpartheiischen Arzte eben so unbedeutend als unrichtig erscheinen. Wenn die genannten Mittel sehr viele Symptome und Symptomengruppen enthalten, welche in den alltäglicheren Krankheiten vorzukommen pflegen, so werden sie auch häufiger in An-

wendung zu ziehen seyn, als andere Mittel, welche den gangbarsten Krankheitssymptomen und Krankheitsbildern seltener entsprechen. Oder glaubt der Verfasser nicht, daß nach der herrschenden Schule, Salpeter, Kalomel, Senne, eine Mandel- und Mohnmilch mit Kirschwasser, ein Paar leichte und ein Paar schwere Extrakte häufiger anwendbar sind, als Schwefel, Schierling, Eisen, Meerzwiebel, Wismuth und Schlangenwurzel? Der Homöopathie darum den Mangel des Individualisirens vorzuwerfen, ist wohl das Abentheuerlichste und Grundloseste, worauf man ver- verfallen kann, und zeigt nur von gänzlichem Misverstehen derselben, oder von absichtlicher Misdeutung.

Um die Namen der Krankheiten, die Hahnemann angetastet hat, wollen wir nicht streiten; sie werden auch ohnedem wohl bleiben. Hahnemann hat mit dem Tadel derselben doch weiter nichts bezweckt, als zu verhüten, daß seichte Aerzte und Schlendrianisten glauben, sie hätten, wenn sie den Krankheitsnamen z. B. Wassersucht, Magenkrampf u. s. w. gefunden haben, nun auch schon die Heilmethode dagegen. *) Sein Vorschlag, dieselben wenigstens

---

*) Ich kann mich hier nicht enthalten, noch in Mitbeziehung auf die am Anfange dieses 3ten Satzes angeführten Hahnemannischen Textworte, das anzuführen, was der klar und tief sehende Formey im ersten Bande seiner vermischten medizinischen Schriften S. 228. sagt:

„Wie aber, wenn ein System der praktischen Medizin ein Unding wäre? Wenn es nicht gegründet seyn sollte, daß die Krankheitsformen und die Kausalitäten, die sie begründen, in den verschiedenen Individuen, nach stets gleichen Gesetzen statt fänden? Wenn jeder einzelne Mensch seine ganz eigenthümliche, nur von seiner Individualität abhängenden

nur als Kollektivnamen zu gebrauchen, beabsichtigt in der That eine größere Richtigkeit des Ausdrucks; ich sehe nichts „Lächerliches" dabei.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Krankheiten hätte? Wenn folglich das Entzündungsfieber, die Pneumonie, das Nervenleiden des einen Menschen ganz wesentlich verschieden von dem des andern wäre, obschon in Beiden diesen Beschwerden gleiche Namen beigelegt werden? Wie endlich, wenn die Kunst des Arztes nur im Individualisiren nach einer razionellen Empirie bestehen sollte?

Dieses sind, wird man eines Theils gewiß antworten, sehr dreiste, die göttliche Kunst heruntersetzende Fragen, die keiner Erörterung in unserer erleuchteten philosophischen Periode des bessern Wissens würdig sind. Aber sollten sich nicht mehrere denkende Aerzte finden, die etwas Aehnliches ahnen? Geht nicht aus der Unmöglichkeit, irgend eines der bisherigen medizinischen Systeme auf die weit größere und wichtigere Anzahl der chronischen Krankheiten zu übertragen und diese, wie die akuten, danach zu ordnen, wenigstens soviel hervor, daß bis zu unsern Zeiten kein medizinisches System existirt und nicht ein einziges dogmatisches Werk diesen Namen verdient?"

Homöopathische Heilungen. Dargestellt von D. Ernst Stapf.

(Fortsetzung.)

III.

J. M., ein Landmädchen von 18 Jahren, zartem Körperbaue, sanfter und ruhiger Gemüthsart, wurde, angeblich ohne besondere Veranlassung, im Frühjahre 1816 von einem heftigen Schnupfen befallen, welcher nach und nach chronisch wurde, und unter bedeutender Mitleidenheit des ganzen Körpers, eine seltene Malignität erreichte. Im Spätherbst desselben Jahres wendete sich die Kranke, Hülfe suchend, an mich, und aus der genauen Erforschung der Totalität der an ihr wahrzunehmenden krankhaften Veränderungen, ergab sich nachstehendes

Krankheitsbild.

Seit mehreren Monaten fließt aus der Nase eine gelblich-grüne eiterartige Materie vom unerträglich stinkendem Geruche in bedeutender Menge; die Nase selbst ist etwas aufgeschwollen, doch nirgends etwas eigentlich Geschwüriges weder außen noch innen, an ihr wahr zu nehmen, nur ein

heftiges Jucken, welches besonders Abends empfindlich ist, wird bemerkt. — Mangelnde Eßlust; die Speisen schmecken gerade weg, bisweilen sogar etwas bitter, mit häufig darauf erfolgendem Aufstoßen nach dem Geschmacke des Genossenen. — Wüst im Kopfe; schwer, wie betrunken, namentlich Abends und in der warmen Stube, was sich im Freien, wo es ihr überhaupt viel wohler ist, etwas mindert. — Die Menstrua erscheinen mehrere Tage zu spät, sehr spärlich und von bleicher Farbe, mit unangenehmen Gefühlen im Unterleibe und großer Unruhe des Gemüths. — Nach Verlauf der Periode, zeigt sich ein häufiger, milchichter Scheidefluß, welcher beinahe bis zum nächsten Eintritt der Reinigung ununterbrochen andauert. — Große Schwere in den Gliedern, besonders im Sitzen und im Anfang des Gehens; kömmt sie jedoch in Gang, so fühlt sie sich beträchtlich erleichtert. — Sie muß, wiewohl sie sich den Tag über müde gearbeitet hat, mehrere Stunden liegen, ehe sie Abends einschlafen kann, bei einem Aengstlichkeitsgefühle im ganzen Körper. — Oefteres, namentlich abendliches Frösteln, ohne Durst. — Blasses, leidendes Ansehen. — Aengstlich, traurig, weinerlich. —

Therapie.

Ihre Lebensweise war bisher, wie ihre Diät, untadelhaft gewesen; einfach, naturgemäß, rein nährend; weswegen ich auch in dieser Hinsicht eben so wenig zu beseitigen nöthig hatte, als in Hinsicht etwa schon gebrauchter Arzneien, da sie seit mehreren Wochen nicht das Mindeste dieser Art genommen hatte.

Die unverkennbar große Aehnlichkeit, welche zwischen

dieser Symptomengruppe, sowohl in Hinsicht auf das hervorstechende Hauptsymptom — die ozaena — als auf die dasselbe begleitenden anderweitigen Symptome, und den Krankheitserscheinungen, welche die Küchenschelle (Pulsatilla nigricans) eigenthümlich bei Gesunden zu erregen vermag, statt findet, (s. S. Hahnemann Reine Arzneimittellehre B. 2.) ließ mich in diesem überaus wirksamen Arzneistoffe das diesem individuellen Krankheitsfalle specifisch angemessene Heilmittel erkennen und die Kranke erhielt daher sogleich 1 Trilliontel Gran Pulsatille in Auflösung, unter strenger Entfernung aller störenden arzneilichen Einwirkungen.

Resultat.

Nach 10 Tagen sah ich die Kranke wieder und sie erzählte mir hoch erfreut, daß schon den folgenden Tag nach dem Einnehmen das Gefühl in der Nase natürlicher, freier, der Ausfluß aus der Nase reiner, geringer, selbst geruchloser geworden sey, daß sich zu gleicher Zeit ihr ganzes Befinden auf das erfreulichste geändert habe und die Besserung mit starken Schritten von Tage zu Tage vorschreite. Jetzt war der chronische Katarrh gänzlich beseitiget, keine Spur von übelm Geruch mehr vorhanden, des Mädchens Ansehen bei weitem besser, blühender, ihre Laune heiter, Appetit und Schlaf normal, die Blennorrhöe unbedeutend. Nach einigen Wochen berichtete sie mir, daß sie nun auch ihre Menstrua mit dem Tage, schmerzlos und reichlich, bekommen und daß der Scheidefluß gänzlich aufgehört habe.

So verwandelte eine ungemein kleine Gabe des für diesen Fall nach dem homöopathischen Heilgesetze gewähl-

ten, hier spezifischen Heilmittels, diese so bedeutende chronische Krankheit in vollkommene Gesundheit; cito, tuto, jucunde.

IV.

P. K....., Lehrer an einer berühmten gelehrten Anstalt, ein Mann von 32 Jahren, von starker Konstituzion und von Natur ruhigem Temperament, litt seit mehrern Jahren an einem sogenannten hypochondrischen Uebel. Schon seit geraumer Zeit empfand er fast ununterbrochene Magenbeschwerden, welche sich durch gänzliche Unverdaulichkeit selbst der leichtesten Speisen und auf jeden Speisegenuß folgende äußerst schmerzhafte Magenkrämpfe, Auftreibung des Unterleibes, Verdrießlichkeit und Ermattung charakterisirten. Zur palliativen Erleichterung dieser lebensverbitternden Beschwerden bediente er sich — das unzweckmäßigste, was er thun konnte! — geistiger Getränke, vorzüglich des Rums, wodurch allerdings eine täuschende Besserung auf einige Stunden herbeigeführt, das Uebel jedoch in seinem innersten Wesen nicht beseitiget, vielmehr nur noch heftiger wurde. Die mit seinen gelehrten Beschäftigungen verbundene übermäßige Anstrengung des Geistes, die sitzende Lebensart, alles dies mochte nicht wenig beitragen zur schnellern und gewaltigeren Entwickelung einer Krankheit, wie sie ihn zu Ende des Sommers 1821 befiel und zu deren Bekämpfung er meine ärztliche Hülfe suchte. Eine genaue und sorgfältige Erforschung der Totalität seiner Krankheit gewährte nachstehendes

Krankheitsbild.

Schwindel und Benommenheit des Kopfs, besonders

früh und im Gehen, wo er hin und her schwankt. — In der Stirn ein dumpfer, drückender Schmerz, der ihn zu allen geistigen Beschäftigungen unfähig macht. — Im Munde ein beständiger süßlich-fauliger Geschmack, mit übelriechendem Odem und Trockenheit. — Gänzliche Appetitlosigkeit; bei richtigem Geschmacke der Speisen ekelt ihn doch alles an. — Nach dem geringsten Speisegenuß häufiges saures Aufstoßen. — Gespannter Unterleib, fast immer. — Beständiges Drücken und Vollheitsgefühl im Magen. — Seltener Stuhlgang. — Oefteres Lassen wasserhellen Urins in kleinen Porzionen. — Schlaflosigkeit; er schläft höchstens bis 1 — 2 Uhr früh; dann erwacht er schreckhaft und muß, getrieben von der peinlichsten Unruhe, aufstehen und ruhelos umhergehen. — Im dumpfen Schlafe fürchterliche Träume, aus denen er schreckhaft erwacht und nicht wieder einschlafen kann. — Ungeheures Mattigkeitsgefühl in den Gliedern, besonders in den Knieen, namentlich beim Gehen in freier Luft. — Großer unbezwinglicher Hang zum Liegen. — Im Gehen, Sitzen und in freier Luft fühlt er sich ungemein angegriffen, erschöpft und unwohl. — Die geringste freie Luft erregt ihm Schauder über den Rücken. — Nachmittags von 3 — 4 Uhr eine höchst unangenehme fieberhafte Frostigkeit, wobei er sich durch nichts erwärmen kann. — Ungeheure Gedächtnißschwäche, er vergißt das nächste und wertheste. — Völliges Zerstreutseyn, er kann keinen Gedanken fassen. — Aeußerste Benommenheit des Geistes; es ist ihm, als sey sein Geist wie mit einem schwarzen Flor umhangen, wodurch nur selten einige schwache Lichtblicke wiederkehrenden vollen Bewußtseyns bre-

chen, und ihm das Schreckliche seines Zustandes im fürchterlichsten Lichte zeigen. — Ungemeine heimliche Unruhe und Aengstlichkeit; er glaubt zu allen geistigen Beschäftigungen gänzlich unfähig zu seyn und steht deshalb im Begriff sein Amt niederzulegen. — Er hat an keinem Orte Ruhe; nichts erfreuet, nichts tröstet, nichts beruhiget ihn; er verzweifelt in sich selbst und glaubt sich der Achtung und Liebe seiner Umgebungen verlustig. — Ein unaufhörlicher und unbezwinglicher Drang zum Weinen, das auch oft mit Ungestüm erfolgt, als wollte das damit verbundene Wehmuthsgefühl die Brust zersprengen. — Bei diesen Gemüthsverstimmungen peiniget ihn ein unbeschreibliches Wehheitsgefühl im ganzen Körper, namentlich in der Herzgrube. — Bleiches, gedunsenes Ansehen. —

Therapie.

Diesem, durch besonders hervortretende Gemüthsstörung ausgezeichnetem Krankheitszustande, entsprach unter allen bekannten Arzneistoffen keiner in dem Maaße, als der Krähenaugensaamen, ob es gleich nach dem vorliegenden Symptomen - Complex sehr wahrscheinlich wurde, daß hierdurch nur ein, jedoch sehr wesentlicher, Theil desselben, zu beseitigen, zu vollständiger Vertilgung der ganzen Krankheit aber noch ein anderes Mittel erforderlich seyn werde.

Nachdem er vorher mehrere Tage hindurch eine naturgemäße, von allen arzneilichen Einwirkungen — Kaffee, Wein, Thee u. s. w. — gänzlich entfernte, reinnährende Diät und sonst zweckmäßige Lebensweise gewissenhaft beobachtet hatte, empfing er daher Abends 5 Uhr 1 Quintilliontel

Eines Grans Nux vomica, in Auflösung. Kurz nach Empfang dieser Gabe dünkte es ihm als würde sein Uebel merklich erhöhet, ja als würden mehrere, sonst nur weniger deutlich gefühlte Beschwerden zu lebendiger Perzepzion gebracht. (Homöopathische Erhöhung — s. hierüber: Organon der Heilkunst v. S. Hahnemann, 2te Aufl. Dresden 1819 §. 164—167.) Nach Verlauf einiger Stunden verminderte sich jedoch dieses erhöhete Krankheitsgefühl allmählig und es erwachte in ihm ein höchst wohlthätiges Gefühl von Erleichterung, es kam ihm vor, als wäre er von einer drückenden Last befreiet worden. Die Nacht war, wie gewöhnlich, unruhig. Den folgenden Tag verlor sich nach und nach ein Krankheitssymptom nach dem andern; Kopf und Unterleib wurden freier, der Stuhlgang normaler, der Geschmack rein, Appetit stellte sich ein, die fieberhafte Frostigkeit war weit schwächer und von kürzerer Dauer, und im Verlauf der nächsten Tage verschwand auch jene peinliche Mattigkeit, Luft- und Bewegungsscheu. Zehn Tage nach Empfang der obgenannten Gabe Nux vom. war der Zustand des Kranken folgendermaaßen gestaltet: — In der Herzgrube ein unbeschreibliches Wehheitsgefühl. — Unbezwingliche Wehmuth und Weinerlichkeit, wobei er oft in Thränen ausbricht. — Er hat an keinem Orte Ruhe; eilt bald da, bald dorthin, ohne irgendwo Befriedigung zu finden. — Verzweifelt an sich selbst und an der Liebe Anderer. — Große nächtliche Angst, Unruhe und Traurigkeit. — Hinsichtlich des übrigen Befindens ist nichts Anomales mehr zu bemerken.

So hatten die Krähenaugen augenscheinlich einen sehr bedeutenden Theil der Krankheit beseitiget; was noch Krank

haftes vorhanden war, konnte jedoch ohnmöglich von diesem Arzneistoffe entfernt werden, weswegen auch die Besserung sichtbar still stand; vielmehr erwieß sich das Gold als das gegenwärtig angemessenste Heilmittel. Er empfing daher den millionsten Theil Eines, mit Milchzucker durch mehrstündiges Reiben innigst vereinigten und zertheilten Granes chemisch-reinen, metallischen Goldes. (s. Reine Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, Th. 4. Gold.) Unverkennbar wohlthätig war die Einwirkung dieses Mittels auf sein Befinden. Nach Verlauf einiger Tage war zugleich mit dem Wehheitsgefühl in der Herzgrube, die peinliche Unruhe, die Herzensangst, der sonst unbezwingliche Drang zum Weinen verschwunden, sein Gemüth wurde ruhig und heiter, die Thätigkeiten seines gleichsam gefesselten Geistes gewannen immer mehr an Freiheit und Kraft, so daß er sich selbst wieder für fähig hielt, sein Amt mit Erfolg zu verwalten, und mit Selbstvertrauen und Liebe in's thätige Leben, dem er seit längerer Zeit gänzlich entfremdet war, eintrat. Ohngeachtet dieser erfreulichen Veränderung seines Befindens, blieb jedoch ein höchst beschwerliches Krankheitssympton beharrlich zurück. Denn wie heiter und wohlgestimmt er auch den Tag über war; so peinigte ihn doch jene obenerwähnte nächtliche Unruhe und Herzensangst fortwährend. Da es zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Arseniks gehört, bei Gesunden diese Krankheitserscheinung im hohen Grade zu erregen; so fand ich mich veranlaßt diesen gewaltigen Arzneistoff, diesem letzten Reste der, bereits durch Krähenaugen und Gold größtentheils beseitigten, Krankheit entgegen zu setzen, und ich gab ihm daher, 12 Tage nach Empfang der

oben bezeichneten Gabe Gold, 1 Decilliontel Eines Grans dieses Metalloxyds. Wenige Tage danach berichtete er mir, daß seit Empfang dieses Mittels nicht allein die vollste nächtliche Ruhe und der erquickendste Schlaf eingetreten sey, sondern daß er sich auch im ganzen Körper wie neugeboren fühle.

So kehrte sein so schwer verletztes körperliches und geistiges Leben in kurzer Zeit zu einer wünschenswerthen Gesundheit zurück; mit Liebe und Leichtigkeit verrichtete er nun seine geistanstrengenden Amtsgeschäfte und wenn er früher, in scheinbar gesunden Tagen, wegen gewiß darauf folgender großer Unterleibsbeschwerden, die meisten Speisen, namentlich Obst, nicht genießen konnte; so bedarf es jetzt kaum einer Auswahl derselben, da sie fast ohne Ausnahme wohl vertragen werden.

Der Genesene erfreut sich bis diesen Tag — 6 Monate nach seiner Heilung, — des ungestörtesten, vollesten Wohlseyns.

Diese Heilungsgeschichte einer so bedeutenden und merkwürdigen Krankheit diene zum Beleg, wie ursprünglich körperliche Krankheiten mit besonderer pathologischer Affektion des Geistes, bei übrigens strenger Entfernung alles Störenden, wie es in Irrenanstalten nur zu oft und vielleicht unvermeidlich, der Kunst entgegentritt, in der homöopathischen Heilkunst gründliche und sichere Hülfe finden können.

Safran (Crocus sativus L.). Von D. W. Groß und D. E. Stapf.

Von diesem, bei den Aerzten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts so sehr beliebten, in der neuern Zeit jedoch seltener benutzten Arzneikörper, waren bis jetzt nur einige wenige, besonders in die Augen springende Eigenthümlichkeiten bekannt, und was davon vorlag, verlohr sich, größtentheils aller feineren charakterisirenden Bezeichnung ermangelnd, in allgemeinen Begriffen und Benennungen, als z. B. Betäubung, Erhitzung, Schlafsucht, Trunkenheit, Wahnsinn, Bluttreibend, u. s. w. Wie wenig jedoch hierdurch, sowohl für die wahre Kenntniß der Kräfte dieses Arzneistoffes als auch für seine Anwendung zu Heilzwecken gewonnen ist, liegt eben so am Tage, als die Nothwendigkeit, den gewiß nicht unbedeutenden, verborgenen Schatz seiner Eigenthümlichkeiten auf angemessene Weise endlich zu Tage zu fördern. Daß diese so nothwendige Erkenntniß nicht bei seiner Anwendung am Krankenbette, sondern allein durch reine Versuche an Gesunden, in wiefern er das normale Befinden derselben eigenthümlich pathogenetisch zu verändern vermag, erlangt werden kann, liegt nicht nur in der Natur der Sache, son-

dern wird auch durch die Erfahrung bestätiget; da ja außerdem der so vielfache Gebrauch, welchen die Aerzte von dem Safran bei Krankheiten gemacht haben, zu irgend einem, durch Gründlichkeit und Vollständigkeit ausgezeichnetem und wohl genügendem Resultate über ihn geführt haben müßte: daß dieß jedoch keineswegs der Fall gewesen, bis diesen Tag, wer mag es läugnen?

Um nun auf diesem sicheren Wege diese wünschenswerthe Kenntniß seiner wahren Eigenthümlichkeiten in Veränderung des Befindens Gesunder, und mithin seiner wahren Heilkräfte zu erlangen, wurden eine Reihe Versuche mit diesem höchst wirksamen Arzneistoffe an mehreren, körperlich und geistig, möglichst gesunden Personen angestellt, und die Resultate derselben zu einem Ganzen vereiniget und geordnet.

Die nachstehend angezeichneten Symptome sind das Ergebniß dieser mit der größten Unbefangenheit, Genauigkeit und Umsicht angestellten Versuche, wozu die weingeistige Tinktur des Safrans (kleine Mengen derselben mit vielem Wasser stark geschüttelt,) angewendet und wobei auch von Seiten der Versuchspersonen die strengste Diät und möglichste Vermeidung alles Störenden, genau beobachtet wurde.

Keine dieser Personen hat über 12 Gran Safran im Ganzen genommen; mehrere weit weniger.

Weitere Beobachtungen werden gewiß manches hier fehlende zu Tage fördern, manchem hier nur angedeuteten seine wahre Bedeutung geben, und so das jetzt noch unvollständige und mangelhafte vervollkommnen; doch ist aus dem Vorliegenden bereits wohl zu erkennen, in welchen be-

stimmten, individuellen, (nicht selten vorkommenden) Krankheitsfällen, besonders des weiblichen Geschlechts, der Safran erfolgreiche Heilanwendung finden kann.

Die von dem Safran an Gesunden hervorgebrachten künstlichen Krankheitserscheinungen geben reichlichen Stoff zu interessanten Betrachtungen: bei einigen der besonders charakteristisch hervortretenden Symptome ist es versucht worden, sie mit kurzen Anmerkungen zu begleiten.

In mehreren wohlgeeigneten Fällen, wo der Safran zu Heilzwecken homöopathisch angewendet worden ist, hat man Ein Milliontel Gran nicht allein als hinreichend, sondern auch als eine noch allzustarke Gabe befunden. Ferneren Beobachtungen bleibt es überlassen, die Grenzen seiner wirksamen Zertheilung für die verschiedenen Grade der Erregbarkeit und Krankheitsentwickelung möglichst auszumitteln und zu bestimmen.

Vom Mohnsafte wird in manchen Fällen zu starker Safran-Wirkung, welche sich besonders durch Betäubung und Schlafsucht auszeichnen, als Antidot viel zu erwarten seyn. Forestus (L. 3. de venen. in Schol. f. 122.) nennt den Safran ein Gegenmittel bei Vergiftung von Napellus.

Stapf.

Schwindlich und torkelich, nach dem Aufstehen vom Liegen. (in der Nacht.)

Drehend im Kopfe und heiß am ganzen Leibe.

Spannende Eingenommenheit erst der Stirne, dann bald darauf des ganzen Kopfes, wie berauscht. (n. 10 Minuten.)

Dumm im Kopfe, vorn, wie trunken und drehend, im

Freien nicht, nur in der mäßig warmen Stube. (n. 1 Stunde.)

5. Wie dumm im Kopfe, mit schmerzlicher Eingenommenheit des Hinterkopfes. (n. 2 St.)

Im Kopfe wie berauscht, mit Eingenommenheit der Augen, als könnte sie nicht heraussehen, und Wärmegefühl im Gesicht. (n. 7 Minuten.)

Düster im Kopfe; ein dumpfer Schmerz der Augen und momentaner Schwindel.

Kopfweh. [Borellus in Histor. et Observat. Centur. IV, obs. 35.]

Kopfweh den ganzen 2ten und 3ten Tag nach dem Einnehmen in der Stirne.

10. Früh nach dem Erwachen Kopfweh; ein Druck auf dem Wirbel und Schwere des ganzen Kopfs, daß er ihn kaum halten kann.

Auf der rechten Seite, von hinten nach vorn, vom Hinterkopf bis in die Stirn, ein momentaner ziehender Kopfschmerz, wie eine schmerzliche Ader; mehr äußerlich, doch in Zwischenräumen wiederkehrend.

In der Mitte der Stirn herab auf einem schmalen Striche ein drückend-ziehender Schmerz. (n. ¾ Stunden.)

Ueber dem linken Stirnhügel von Zeit zu Zeit ein flüchtiger breiter Stoß bis tief in's Hirn, daß er zusammen fährt (n. 12 Stunden); dann bleibt eine schmerzliche Eingenommenheit daselbst für Augenblicke zurück, die äußerm Drucke weicht.

Kopfschmerz über den Augen mit Brennen und Drücken in denselben, welches zum Reiben nöthigt und gegen Abend, vorzüglich beim Lichte, um vieles vermehrt wird.

15. Drücken in der Stirn.

Vom linken Stirnhügel nach der linken Seite des knöchernen Nasentheils zu, ein schmerzlich klammartiges Ziehen. (n. 1½ St.)

Am linken Stirnhügel ein dumpfes Spannen.

Am linken Stirnhügel absetzendes schmerzliches Jucken.

Unter dem linken Stirnhügel ein plötzlicher empfindlicher Schmerz als würde ein stumpfer Pfeil hineingedrückt; dann folgen noch einige stoßweise Absätze desselben Schmerzes. (den 1. Tag.)

20. Schmerzliches Ziehen in der Stirn mit Ueblichkeit.

In der rechten Schläfe plötzlich ein breiter Stoß bis tief in's Hirn, so daß er zusammenfährt.

Dumpfer Schmerz in der linken Kopfseite.

In der linken Kopfseite ein dumpfer Schmerz, welcher sich dann als zusammenziehender in dem rechten Schlafe, dem Ohr und dem Halse verbreitet, wo er besonders beim Schlucken empfindlich wird.

Taktmäßiges Pulsiren in der ganzen linken Hälfte des Kopfs und Gesichts. (n. 2½ St.)

25. Auf einer kleinen Stelle des linken Seitenbeins eine plötzliche kältende Empfindung, als wie von einem aus der Höhe herabgefallenen Wassertropfen.

Ziehender Druck in der rechten Hinterhauptshälfte.

Im Kopfe und im rechten Auge, so wie im hohlen Zahne der linken Seite, empfindliches Reißen, mit Trübheit vor diesem Auge und dem Gefühle, als zöge ein kalter Luftzug hindurch.

Kopfweh; beim Bewegen ists als wäre das Gehirn los und fiele hin und her. (n. 2 St.)

Erweiterte Pupillen. (n. ½ St.) *)

30. Sehr erweiterte Pupillen. (n. etlichen Min.)

Etwas verengerte Pupillen. (n. mehreren Stunden.)

Die Augen waren trübe; er konnte gar nicht gut sehen, da ihm alles wie in Nebel gehüllt erschien. (n. 2¼ St.)

Die sonst sehr hellen uad scharfsehenden Augen sind wie umnebelt; d. h. sie sieht alles weit schwächer und bleicher, wie ein Flor vor den Augen, wobei sie immer wischen muß, wonach es auf einen Augenblick hell wird, doch die Trübheit sehr bald zurückkehrt. (Abends 8 Uhr) (nach etlichen Stunden.)

Sie sieht das Licht dunkler, als wie ein Flor zwischen Aug' und Licht.

Beim Lesen ist's gleich, als hätte er einen Flor vor den Augen, was sich durch öfteres Blinken verliert; zugleich ein Drücken in den Augäpfeln, das beim Schließen der Augenlieder zu bloßer Schwere wird, aber nach ihrer Wiedereröffnung wiederkehrt.

Wie ein Nebel vor den Augen; (bei mehr zusammengezogenen Pupillen (?)).

35. Um die Augen wie trübe, wie düster vor den Augen, nicht so hell und klar, wie ehedem. (n. 6 Min.)

Abends beim Lichte wird ihr das Lesen ungewöhnlich sauer; es dünkt ihr als wären die Augen umflort, wobei sie ihr ganz trocken deuchten; sie muß öfters blinken.

---

*) Anm. 29. 30. Die Erweiterung der Pupillen scheint durchaus Erstwirckung des Safrans zu seyn; dahingegen die weit seltenere Verengerung der Pupillen später erscheinet und als Nachwirkung oder vielleicht mehr noch als eine seltene Wechselwirkung zu betrachten ist. Vergl. hiermit 293.

Einfaches Wehthun der Augäpfel, als hätte er durch eine zu scharfe Brille gesehen; (ohne Sehverminderung.) (n. 1½ St.)

Er muß öfters mit den Augen blinken und in denselben wischen, als wär ein Schleimhäutchen davor gezogen. (n. 4¾ St.)

Sie muß häufig blinken, weil's ihr ist, als wäre ein Flor vor die Augen gezogen.

40. Neigung die Augen von Zeit zu Zeit fest zuzudrücken.

Gefühl von Schwere in dem obern Augenliede, als wäre es zu schwer, als zöge es die Augen immer zu, mit Trübsichtigkeit. (n. ½ St.)

Schmerz in dem rechten Augapfel; es sticht auf einem Punkte darinn; früh.

Gefühl als würden die Augen kleiner. (n. ½ St.)

Beim Lesen erscheint ihr das weiße Papier blaßröthlich, aurorafarben.

45. Plötzlich entstehen vor den Augen kleine Blitze, wie elektrische Funken; am Tage. (n. mehreren Tagen.)

Wenn er eine Weile (selbst am Tage) liest; so thun ihm die Augen drückend und wundbrennend weh, mit einiger Trübheit, daß er oft blinken muß.

Ein drückender Schmerz auf den Augäpfeln, mit heftigem Ueberlaufen von Wasser; als sich der Schmerz im Auge verlohr, trat sogleich große Trübsichtigkeit ein. (n. 7 St.)

Er kann keinen Buchstaben lesen, ohne daß aus den sehr trüben Augen Wasser in Menge stürzt. (n. 8 St.)

Gefühl in den Augen, als wenn immer Wasser kommen sollte; in der freyen Luft nicht, nur in der Stube.

50. Es zieht ihr die Augenlieder zu, wobei Wasser aus den Augen läuft.

Gefühl in den Augen, als biße Rauch.

Gefühl in beiden Augen, als hätte sie viel geweint; es ist ihr alles wie geschwollen und gespannt, ohne daß man von außen etwas bemerken konnte. (mehrere Tage hindurch.)

Gefühl in den Augen, als hätte er sehr heftig geweint, (auch haben sie das Ansehen danach).

Brennen in den Augen.

55. Unter dem untern linken Augenliede brennendes Kneipen. (n. 9 St.)

Sehr trockne Augen.

Jucken in den Augenliedern des rechten Auges; es zerrt sie nach der äußern Seite zu; später in beiden Augen. (n. 7 Min.)

Bei Kriebeln in den linken Augenbraunen, plötzliches Muskelzucken in den Augenliedern, mit dem Gefühl, als wäre etwas auf dem Auge, das er wegwischen müßte; schnell vorübergehend. (n. $\frac{3}{4}$ St.)

Zippern und Jucken des obern Augenliedes.

60. Sichtbares Zippern der Augenlieder mit dem Gefühle, als müsse sie etwas vom Auge wegwischen. (n. $\frac{1}{4}$ St.)

Kriebeln in den Augenbraunen, daß er reiben muß. (n. $\frac{1}{4}$ St).

Unter dem untern linken Augenliede brennendes Kneipen. (n. 9 St.)

Wundheitsgefühl in den Augenliedern, (Abends bei Lichte)

mit Neigung, dieselben oft zuzudrücken und die Augen auszuwischen.

Brennen in den Augenliedern; schlimmer wenn sie sie schließt.

65. Auf dem linken untern Augenliede, ein lang anhaltender stumpfdrückender Stich. (n. 4½ St.)

Wacht sie die Nacht auf, so kann sie die Augen nicht aufmachen, weil es ihr ist, als läge eine Last darauf; will sie es mit Gewalt thun, so spannt und drückt es drinn und sie kann sie dann nach vielen Versuchen, durch Reiben und Drücken, nur unvollkommen öffnen.

(Am untern Augenliede, ganz nahe am innern Augenwinkel, ein kleines Blüthchen, wie ein Wasserbläßchen, welches fast 8 Tage stehen bleibt, dann aufgeht und eine Stelle hinterläßt, in deren Mitte eine sehr merkliche Vertiefung sich befindet.)

Früh nach dem Erwachen Glühen im Gesicht.

Hitze im Gesicht; es ist ihr so heiß im Gesichte und vor dem Kopfe.

70. Umschriebene rothe Flecke im Gesichte, welche brennen.

Klammartiges Ziehen in der Ohrmuschel und den Ohrengängen, wie Ohrenzwang. (n. 10 St.)

Schmerz im rechten Ohre und hinter demselben, wie Krampf; sogleich.

Nachdem er sich Abends ins Bett gelegt hat, vernimmt er mit dem linken Ohre ein Getön, wie ein aus weitester Ferne ganz leis herschallendes Geklingel, so ähnlich einem solchen Geräusche, daß er nur, als er

dasselbe bei völlig verstopften Ohren in gleicher Stärke noch fast vernimmt, sich überzeugt, es sey eine bloße Sinnentäuschung; es hält an, bis er einschläft und verschwindet nur dann, wenn er seine Gedanken mit Gewalt davon abzieht. (mehrere Abende.)

Trockne, zum Aufspringen geneigte Lippen.

75. Schrunden der Lippen.

Aeußere Halsgeschwulst. (inflatio colli) [Casp. Pezold, Obs. 55. Vratislav. 1715.] *)

Schmerzliches Steifheitsgefühl im Halse, bei Bewegung.

Kratzig; scharrig im Halse.

Kratzig im Halse, wie nach dem Genusse sehr fetter Speisen.

80. Kratzig im Halse; vor und nach dem Husten.

Hinten am Gaumen eine scharfkratzige Empfindung, die von Zeit zu Zeit beim Ausathmen kitzelnd wird und Kratzen erregt; vor und nach dem (Abend) Essen; nicht während demselben.

Es ist ihr so scharrig im Halse, wodurch sie sich oft zu räuspern genöthiget wird, wonach ein wenig Schleim losgeht und sich bald wieder erzeugt.

Oefteres einmaliges Kotzen, erregt von einem, beim Ausathmen entstehenden Kitzeln, oben am Anfange der Luftröhre.

Soodbrennenähnliche Empfindung den Schlund herauf, besonders nach der mit Wohlgeschmack genossenen Mahlzeit. (n. 9 St.)

---

*) Anm. 76. Die von Pezold beobachteten Safranwirkungen, erschienen bei einem 18jährigen Mädchen nach dem Genusse einer Drachme Safran.

Schründender Schmerz in der Herzgrube.

Kollern und Gähren in der Herzgrubengegend. (n. ½ St.)

115. In der Herzgrube ein Ziehen, wie herüber und hinüber, auf und ab. (n. ½ St.)

In der Herzgrube einzelne heftige Stiche. (n. 1 St.)

Magenbrennen. [Misc. N. Curios. Dec. II. ann. 4. obs. 67.]

Auftreibung des Magens und Unterleibes. [Pezold a. a. O.]

Voller aufgetriebener spannender Unterleib, Nachmittags. (n. 9 St.)

120. Vollheit und Drücken im Bauche und zugleich in der Brust, als hätte sie zu geschwind und zu viel gegessen; doch nicht nach dem Essen.

Vormittags bei nüchternem Magen, Gefühl von Anspannung des Unterleibes. (n. ½ St.)

Nach sehr wenigem Speisegenuß ist ihr sehr voll, als hätte sie zu viel gegessen, mit Appetitlosigkeit.

Leises Knurren im Oberbauche, mit Unbehaglichkeit.

Im Unterbauche wiederholtes Bluwwern. (n. 2 St.)

125. Früh beim Liegen im Bette wiederholtes Knurren im Leibe.

Kneipen auf einer kleinen Stelle in der linken Bauchseite, wagerecht mit dem Nabel. (n. 1 St.)

Nach einem gewohnten Trunke frischen Wassers, kneipende Rucke im Leibe.

In der rechten Oberbauchhöhle bei jedem Einathmen ein unschmerzhaft klemmender Druck, wie von einem breiten, harten Körper.

Bald in der linken, bald in der rechten Bauchseite, ein

flüchtiger Schmerz, wie Drücken auf eine wunde Stelle.

130. (Abends) immer Durst und nach dem Trinken ist ihr so weichlich im Unterleibe, wo es zugleich dehnt und drückt.

Leibschneiden wie von Verkältung.

Flüchtiges, kitzelndes Gefühl fährt durch den Leib herauf.

In einer Bauchseite bisweilen Stiche, die ihr die Luft versetzen.

Ein unschmerzhafter Schlag im Oberbauche, wie von etwas Lebendigen, das in die Höhe hüpfte.*)

135. Gefühl, als hüpfte in beiden Seiten seines Unterleibes innerlich etwas Lebendiges herum, mit Ueblichkeit und Frostschauder. (n. 9 St.)

In der Herzgrubengegend, dem Bauche, an den Armen, und an andern Stellen des Körpers bisweilen Gefühl, als sey etwas Lebendiges, Hüpfendes drinn.

In der Nacht, beim vollen Wachen, empfindet sie in der linken Bauchseite wiederholte Schläge, wie sie sie in der vor mehreren Monaten beendigten Schwangerschaft von der Bewegung des Kindes erhalten hat. (n. mehreren Tagen.)

Gegen Abend Gefühl, als wenn sich etwas Lebendiges tief unten im Unterbauche bewegte.

Einige dumpfe Stöße unter den kurzen Ribben der rechten Seite, neben der Herzgrube, und dann gleich beim Einathmen ein Wehthun daselbst, als zöge sich durchs Athmen ein Schmerz dahin. (n. 2 St.)

---

*) Anm. 134 vergleiche mit 135—138 und 176.

140. Es geht ihr im ganzen Leibe herum mit kneiperlicher Empfindung und von Zeit zu Zeit entstehender leiser Stuhlanregung. (n. ½ St.)

Von Zeit zu Zeit links neben dem After ein empfindlicher stumpfer, langer Stich; anhaltend.

Kriebeln im Affter, wie von Madenwürmern.

Nachmittags 2 Uhr, Kriebeln im After

145. Unausstehliches Krimmen im After.

Rechts über dem After empfindliche, dumpfe Stiche.

Vom After von Zeit zu Zeit ein langsamer stumpfer Stich durch die Kreuzgegend bis in die linke Schooßgegend hinauf, wo dann ein einfaches Wehthun bleibt, welches sich beim Einathmen verschlimmert und dann allmählig vergeht.

Der gewohnte Abendstuhlgang erschien schon 3 Uhr Nachmittags.

Heftiges Kriebeln an der Vorhaut, daß er reiben muß.

150. Aufregung des Geschlechtstriebes. *)

Drücken im Schooße, wie zum Monatlichen.

Gefühl von Schwere in der Schooßgegend.

---

*) Anm. 150—157. Wenn der Safran bisher größtentheils zur Beförderung stockender Blutflüsse der Gebärmutter, sowohl der monatlichen Reinigung als auch sogar der Lochien (s. Thomas Willis tract. de febribus 285), zur Austreibung der Nachgeburt (s. N. Tulpii observ. med. L. 4. c. 41. sq.), und gegen Unfruchtbarkeit angewendet wurde (s. Philipp Gryling. Prax. med. l. 4. part. 4. fl. 437.), und im gemeinen

Ein absetzendes, scharfes Stechen von den Geschlechtstheilen an bis hinauf in die rechte Oberbauchhälfte, wie wenn ein Messer mit schnellen, allmälig weiter dringenden und immer schärfer werdenden Stößen in dieser Richtung hinaufgeführt würde; absatzweise. (n. 6 St.)

Wehthun im Schooße, es zieht von beiden Seiten nach dem Kreuz hin, wo es dann drückt; mit Uebligkeit.

155. Gefühl als sollte das Monatliche erscheinen, mit Leibweh und Zwängen nach den Geschlechtstheilen. (nach etlichen Stunden.)

Bärmutterblutfluß von safrangelber Farbe. [Pezold a. a. O.]

Tödtlicher Bärmutterblutfluß. [Riverius Opp. pag. 136.

Leben häufig, hier und da selbst von Aerzten, theils für sich allein, theils in mehrern Zusammensetzungen, welche ihn reichlich enthalten, noch bis diesen Tag angewendet wird; so liegt am Tage, wie wenig heilsam, wie einseitig und palliativ dies Verfahren ist. Nie wird Safran eine wirkliche Menostasie, sey sie nun mehr oder weniger mit andern Störungen des Organismus, wie z. B. in mehreren Arten Bleichsucht, verbunden, gründlich und dauerhaft heilen, nie wird seine Anwendung in diesen Fällen ohne bedeutenden Nachtheil bleiben, da ja seine bluttreibende Wirkung Erstwirkung und daher vorübergehend, ja dem Gegentheil in der Folge Platz machend ist. So wird, wo ja durch ihn stockendes Monatliches zum Vorschein gebracht wurde, der normale Blutfluß das nächstemal um desto länger, und mit desto größeren Beschwerden ausbleiben, je größer die Gabe des palliativen Mittels gewesen; es werden sich zu der nicht geheilten ursprünglichen Krankheit die pathogenetischen Wirkungen des Safrans hinzugesellen, es wird die Natur doppelt beein-

Heftiges Riesen. (bald nach dem Einnehmen.)

Nasenbluten ganz zähen, dicken, dunkelschwarzen Blutes, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, in großen Tropfen.

160. Ihr sonst sehr reiner Athem hat jetzt einen widerlich kranken Geruch.

Muß sich oft räuspern, wegen stets in Menge von neuem zufließenden Schleims, welcher die Stimme unrein und scharrig macht.

Heftiger Husten. *)

Ein sehr heftiger Anfall angreifenden trocknen Hustens;

---

trächtiget und so das Uebel, statt beseitiget zu werden, ohnfehlbar bedeutend vermehrt. Auch zeigt die tägliche Erfahrung die Wahrheit dieser Behauptung in nicht seltenen traurigen Beispielen. Wie seegensreich ist jedoch die Anwendung des Safrans, in der geeigneten Gabe, in einigen der schlimmsten Blutflüsse der Gebärmutter (und vielleicht auch einiger anderer Organe)! Weit entfernt hier palliativ zu wirken, heilt er, in den seiner Eigenthümlichkeit genau entsprechenden, spezifischen Fällen, die Totalität der Krankheit schnell, dauerhaft, ohne Nachwehen. Mehrfachen Erfahrungen zu Folge charakterisiren sich die für Safran geeigneten Blutflüsse durch eine besonders schwarze, dunkle Farbe und zähe Konsistenz des abgesonderten Blutes, wie er denn auch für sich bei Gesunden Blutausleerungen dieser Art (s. 159) zu erregen geeignet ist. Die Schädlichkeit und Gefährlichkeit der (palliativen) Anwendung dieses gewaltigen Mittels zur Beförderung der Lochien und Austreibung der Nachgeburt, liegt zu sehr am Tage, als daß hierüber weitere Erörterungen nöthig seyn dürften.

*) Anm. 162 — 164. Der trockne, angreifende Husten scheint Erstwirkung; der späterhin erfolgende, mit leichtem Auswurf

sie mußte lange husten, ehe Auswurf erschien; durch Auflegung der Hand auf die Herzgrube wurde der Husten sehr erleichtert.

Trockner Husten in Absätzen; er mußte oft hintereinander husten, wie von einem beständigen und heftigen Reiz in der Luftröhre.

165. Von einem leichten Hüstenanstoße wirft er einen großen Klumpen leicht löslichen Luftröhrenschleims aus. (späterhin.)

Eine Art von Beklemmung, daß sie bei aller Neigung dazu doch nicht ausgähnen kann, was erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt. (n. 10 Minut.)

Es kommt ihr warm herauf an's Herz, mit Aengstlichkeit und einiger Odenbeklemmung, daß sie nicht tief athmen kann, bei Neigung zum Tiefathmen; auch wird's ihr jedesmal nach dem häufig erfolgenden Gähnen wohler.

Beengung der Brust. (n. 8 St.)

Schwerathmigkeit. [Pezold, a. a. O.]

170. Muß oft tief athmen, es liegt ihr so schwer auf dem Herzen.

Beim Einathmen im Halse ein Gefühl wie von Schwefeldampfe.

---

begleitete (s. 165. so wie vielleicht 91.) Husten hingegen, Nachwirkung, also zum homöopathischen Heilgebrauche nicht anwendbar zu seyn.

Unter dem Herzen ein Stechen, beim Athemholen schlimmer. (n. 2½ St.)

Auf beiden Seiten der Brust, mehr äußerlich, ein Stechen, was, sich späterhin weiter bis vor verbreitend, zu Brennen wurde, ohne Bezug auf Athmen oder Bewegen. (n. 1 St.)

Im untern Theile der Brust und der Herzgrube, plötzlich ein drückendes Wehthun mit leiser Uebelkeit daselbst. (n. ¾ St.)

175. In der linken Brust innerlich, ein eigner zuckender Schmerz, als würde dieselbe mittelst eines Fadens nach dem Rücken zu in Absätzen gezogen.

Unten in der rechten Brusthälfte, wie unter den Ribben, eine Art Hüpfen, wie von etwas Lebendigen.

Wehthun in der ganzen Brust.

In der rechten Brustseite ein kurzes Stechen.

In der linken Brustseite ruckweise Stöße, als wollte es ihr den Athem versetzen.

180. Stumpfes Stechen in der linken Brust.

Hinten auf der Schulter auf einer kleinen Stelle, einige empfindliche Schläge.

Bei einer schnellen Bewegung, Knacken in dem Achselgelenke, mit empfindlichem Schmerz daselbst, als würde der Arm ausgerenkt.

Früh beim Liegen im Bette, ein Muskelzucken auf der Schulterhöhe, sichtbar und fühlbar.

Im linken Schultergelenke Empfindung, als würde sich der Arm leicht ausrenken, als wäre er zu locker drinn. (nach einigen Tagen.)

185. **Bisweilen bei Bewegung des Oberarms ein innerer Schmerz im Schultergelenke, als wäre der Kopf des Oberarmknochens nur locker in der Gelenkkapsel und wollte sich ausrenken.** *)

Im ganzen linken Arme ein dumpfer Schmerz, mit Lähmigkeitsgefühle.

Beim Auswärtsbewegen der Oberarme spannendes Wehthun am Schultergelenk und Knacken daselbst.

Im rechten Unterarme, in schräger Richtung nach dem Daumen zu gehender Schmerz, eine Art absetzenden Ziehens, so daß jeder Absatz ein flüchtiges Herumwühlen auf einer kleinen Stelle macht; schlimmer, wenn sie den Vorderarm auflegt, wobei sich eine betäubende Wärme über die Hand verbreitet.

Auf dem linken Vorderarme, nicht weit vom Ellenbogen, auf einer kleinen Stelle, ein leiser Schmerz, und dabei wirft es den Ellenbogen krampfhaft und unwillkührlich in die Höhe, daß er erschrickt. (n. 9 Min.)

190. Die Arme, besonders die Vorderarme, sind sehr schwer und wie zerschlagen.

Nach einigen leichten Bewegungen der Arme sogleich Zerschlagenheitsschmerz derselben. **)

---

*) Anm. 184. 185. scheinen charakteristisch für den Safran zu seyn.

**) Anm. 191—197. charakteristisch.

In der rechten Hand ein dumpfer Schmerz.

Einschlafen einer Hand, eines Armes und eines Fußes.

Eingeschlafenheit beider Arme.

195. Eingeschlafenheit beider Arme und Hände, mit einer Art Unbeweglichkeit, (n. ½ St.) mehrmals den Tag über wiederkehrend und ½ St. dauernd.

Eingeschlafenheit der Arme und Hände, Nachts im Schlafe, von deren kriebelndem Schmerze sie erwacht. (n. 8 St.)

Nachdem er in etwas rauher Luft gegangen und nun in die mäßig warme Stube getreten ist; plötzlich in den Fingerspitzen eine unruhige brennend-kriebelnde Bewegung, wie eingeschlafen, mit einem strammenden Gefühle, als wären sie ganz fest eingewickelt und das Blut könnte nicht gehörig umlaufen; krümmt er den Finger zur Faust, so bleibt nur noch ein brennend-kriebelndes Gefühl, das bald vergeht. (n. 23 St.)

Am linken Zeigefinger ein heftiges Stechen. (sogleich)

Ameisenkriebeln im rechten Zeigefinger.

200. Plötzlich in der linken Rückenhälfte ein bedeutendes Kältegefühl, als würde er da mit kaltem Wasser begossen; längere Zeit anhaltend.

Reißende Schmerzen im Kreuze, schlimmer beim Athmen. (n. 1 St.)

Beim Sitzen plötzlich erschütternde Empfindung im Gesäße, wie von einem heftigen Falle darauf.

Heftiges Knacken, wie ein Knallen, im rechten Hüftge-

lenke, als er den Oberschenkel ausstreckte und auswärts bewegte.

Bis an die Knie herabziehendes Schwächegefühl der Oberschenkel; besonders beim Sitzen. (n. ½ St.)

205. Wehthun der untern Fläche der Oberschenkel beim längeren Sitzen.

Große Müdigkeit der Unterschenkel, in deren Röhren sie ein schmerzliches, von oben nach unten gehendes Sumsen empfindet, Abends; bei Bewegung fühlt sie es weniger, desto mehr gleich nach der Bewegung, wird jedoch durch einige Ruhe gemindert.

Nachts reißt es an den Knieen herab bis in die Knöchel, wo es dann fortgesetzt wehthut und hin und herzieht, daß sie die Lage der Füße oft ändern muß.

Beim Niedersetzen schmerzliches Spannen in den Knieen; beim Wiederaufstehen schmerzliches Gefühl, als wären diese Gelenke trocken vom Mangel an Gelenkfeuchtigkeit und wollten beim Bewegen knacken und knarren.

Im gebogenen linken Knie ein absetzendes, recht schmerzhaftes Ziehen.

210. Beim Niederbücken, im Kniegelenke, sogleich ein hörbares Geräusch, mit einer nicht ganz schmerzlosen Empfindung.

Müdigkeit in den Knieen zum Zusammensinken.

Die Beine wie zerschlagen, Stehen und Gehen wird ihm sauer und auch beim Sitzen Schwächegefühl in den Füßen.

Schmerzliche Müdigkeit in den Unterfüßen, auch beim

Sitzen, mit Schwerheitsgefühl, wie nach großen Strapazen.

Die Unterfüße, besonders die Fußsohlen, brennen und kriebeln, wie nach einer Fußreise in engen Schuhen.

215. Schründen in der Wade und bald darauf Reißen drinn.

In den Füßen, den Waden, so matt, als wäre sie zu weit gegangen. (b. Gehen schlimmer als b. Sitzen) (n. ½ St.)

In den Waden Zerschlagenheitsgefühl, als sollte er über die eignen Beine fallen; unendlich matt und müde in den Füßen.

Nach einigem Gehen Lähmigkeitsgefühl in den Beinen, besonders den Knieen und Unterfußgelenken, so daß ihm ferneres Gehen sehr schwer wird und selbst Stehen angreift.

In den Waden Zerschlagenheitsschmerz, als solle er über die eignen Beine fallen; unendlich matt und müde.

220. Bald schneller, bald langsamer, aber flüchtiger, absetzender, stumpfer, doch sehr empfindlicher Schmerz auf einer kleinen Stelle über dem äußern Fußknöchel, wie auf dem Knochenhäutchen. (n. 8 St.)

Wehthun der Fußsohlen, als wäre er meilenweit gegangen, muß sie bald da, bald dorthin setzen.

Vom Stehen thun ihr die Fußsohlen sehr weh.

An der linken Fußsohle Schründen. (beim Sitzen.)

Im linken Unterfußgelenke spannendes Ziehen.

225. In der Nacht erwacht er über Harndrange und ei-

nem Zerschlagenheitsschmerze und Taubheitsgefühle in der linken Oberarmröhre, auf der er gelegen, und findet nur den Untertheil des Körpers von seiner Mitte an mit Schweiß überzogen; — so wie er aufsteht, ist er schwindlich und torkelich und es weht die schweißigen Theile eine kühle Luft an, mit dem Gefühle in den Füßen, als rieselte kühler Schweiß herab.

Aeußerste Ermattung, mit dem Gefühle, als sollte allgemeiner Schweiß ausbrechen; er kann kaum stehen, möchte immer sitzen und liegen, wiewohl er auch da die Abgespanntheit noch fühlt. (n. 4 St.)

Mattigkeit zum Umsinken, mit dem Gefühle, als sollte über ihren ganzen Körper Schweiß ausbrechen, und schnellerem Pulse.

Laß, träge, schläfrig.

Früh ungeheure Mattigkeit, Gähnen, Müdigkeit; als sie in die freie Luft kam, wurde es ihr besser, in der Stube jedoch schlimmer.

230. Fühlt sich matt am ganzen Körper, an Händen und Füßen.

Mattigkeitsgefühl durch den ganzen Körper.

(Beim Sitzen) ein allgemeines Schwächegefühl mit periodisch dazutretender innerer Unbehaglichkeit, als stände ihm eine Ohnmacht bevor.

Kraftlosigkeit in einzelnen Gliedern.

Nachdem er etwas in dem Zimmer herumgegangen, kann er die Füße kaum mehr fortbringen vor Zerschlagenheitsgefühl, besonders im Hüftgelenke.

235. Schläfrigkeit. (sogleich.) *)

Schläfrigkeit; nach dem Mittagsessen sogleich große Neigung zum Schlaf.

Abends nach dem sehr einfachen und mäßigen Essen, ungemein hinfällig, müde und matt, als hätte er die schwersten körperlichen Anstrengungen gehabt, mit großer Schläfrigkeit und schläfrigem Drücken in den Augenliedern und dem Gefühl, als wären sie geschwollen; literarische Beschäftigung vertreibt diese Müdigkeit.

Nach Tische ist er sehr hinfällig und schläfrig. (n. 3 St.)

Nach dem Abendessen fühlt er sich, gegen seine Gewohnheit, überaus schläfrig; beginnt er aber irgend ein geisterregendes Geschäft — Lesen oder Schreiben — so wird er bald ganz munter.

240. Neigung zum Schlafe. [Pezold a. a. O.]

Bei großer Schläfrigkeit, matte gläserne Augen.

Er singt im Schlafe.

Ungemein schläfrig mit Gähnen, sie möchte stets schlafen.

(Nachdem sie bis Mitternacht fest und gut geschlafen, erwachte sie um 1 Uhr früh, mußte sich wegen großer

---

*) Anm. 235. u. folg. Auf die große Neigung des Safrans, Schläfrigkeit in erster Wirkung bei Gesunden hervorzubringen, gründete sich die sehr vernünftige und heilsame (homöopathische) Anwendung dieses Arzneistoffes gegen Schlafsucht, derer Isaacus Judaeus, (de diaeta 481) und Freitag (Auror. medic. 502. sq.) rühmlich gedenken. Auch Mathiolus (in Herbar. f. m. 18.) erwähnt der schlafmachenden Kraft des Safrans.

Unruhe umherwerfen, mit drückendem Kopfweh in der Stirn, blos beim Liegen; nach dem Aufstehen und Herumgehen verschwindets.)

245. Unruhiger Schlaf, öfteres Erwachen, er wirft sich herum, schläft jedoch gleich wieder ein, bei lebhaften Träumen.

Sie erwacht ungemein früh und glaubt, es sey schon spät am Tage.

Er erwacht des Morgens eher als sonst und bleibt dann munterer als gewöhnlich.

Sie schreit im traumvollen Schlafe auf, ruft und fährt in die Höhe.

Lebhafte Träume; er war wechselnd bald an diesem, bald an jenem Orte.

250. Furchtbare Träume; die geringste Kleinigkeit, welche sie den Tag über denkt und behandelt, erscheint ihr im Traume, dessen sie sich wachend erinnert.

Er träumt, was er den Tag über besprochen und gethan.

Träumt die Nacht sehr viel und verworrenes untereinander, dessen sie sich nachher nur bruchstückweise erinnert.

(Träumt von dem Tode eines nahen Verwandten, weint im Schlafe bitterlich, beruhiget sich jedoch bald und hat dann weiterhin heitre Träume.)

Träumt von Feuersbrunst.

Im Traume will sie zu einem fernen Ziele eilen, kann

jedoch, wie sehr sie sich auch bemüht, nicht dazu gelangen.

Im Traume ist er sehr heitrer, lachender Laune.

Aeußerst lebhafte Träume, wie eine wachend erlebte Geschichte, deren Stoff aus Reminiszenzen der nächst vorhergegangenen Tagsbegebenheiten besteht.

Gähnen. (n. ¼ St.)

Starkes Gähnen, schnell hintereinander. (n. 10 Min.)

260. Zittern der Glieder, daß sie nicht stehen konnte. [Pezold a. a. O.]

Durch den ganzen Körper ängstliches Zittern.

Mißbehagen zu aller Arbeit.

Sie lag, als hätte sie der Schlag gerührt. (vom Geruch) [Tralles de Opio. Sect. 1. p. 114.]

Früh ist ihr am unwohlsten.

265. In freier Luft befindet sie sich viel wohler, als in dem Zimmer.

In der freien Luft empfindet er fast keine Beschwerden. *)

Kriebeln, bald hie, bald da am ganzen Körper, oft schnell hintereinander, vergeht durch Kratzen.

Knacken der Gelenke bei Bewegung, nicht ohne schmerzliche Empfindung derselben.

---

*) Anm. 265. 266. vergl. mit 4. 49. 111.

Eine längst verharrschte Quetschung am Finger, fängt sogleich Eiter, wird schmerzhaft und bös. (n. 1 St.)

270. Es rieselt ihr frostig den Rücken heran, über die Schultern weg und dann die Arme entlang, mit Gänsehaut und öfterem Gähnen. (n. 5 Min.) *)

Es ist ihm so frostig. (n. ½ St.)

Kältegefühl im Rücken. (n. 2½ St.)

Abends 9 Uhr, (4 St. n. d. Einnehmen) Frost, (Kältegefühl) er glaubt, wiewohl es in dem Zimmer warm ist, im ungeheizten Raume zu seyn, welches Gefühl sich nach und nach bis zum Zitterfroste erhöhet; am ganzen Körper, mit Gesichtsblässe und eiskalten Händen.

Einmaliges Niesen: gleich darauf, (8 St. n. d. Einn.) (Abends 7 Uhr.) Frostschauder von dem Nacken bis in die Füße. Das Gesicht war warm, der Frostschauder berührte nur die hintere Hälfte des Körpers, doch von der Brust an auch einigermaaßen die vordere; ohne nachfolgende Hitze.

275. Den ganzen Nachmittag Frieren mit einigem Durste.

Nach dem Abendessen, Gähnen und Frieren, bei Brennen der Augenlieder und Durst nach kalten Getränken, wovon sie jedoch nur wenig zu sich nahm.

Es überfällt sie große Hitze, daß sie ordentlich in der Haut kriebelt.

---

*) Anm. 270—276. Der Frost erscheint bei der Safranwirkung meistentheils vor der, erst später erfolgenden Hitze und beide sind als primäre Wechselwirkungen anzusehen.

Bei Hitzgefühl und nicht zu sehr erhöheter äußerer Wärme, aufgelaufene Adern.

Scharlachröthe des ganzen Körpers.

280. Wallung im Blute, als wär alles im Körper in Bewegung; ohne merkliche Hitze.

Sie bekam sehr heftige Hitze am ganzen Körper, hauptsächlich aber am Kopfe, mit Gesichtsröthe und heftigem Durste, ohne große Trockenheit im Munde; es dauerte etliche Stunden; gegen Abend. (n. 2 Tagen.)

Ein schnell überlaufendes Wärmegefühl. (n. ¼ St.)

Hitze im Gesicht, ohne beträchtliche Röthe.

Ungemeine Hitzempfindung mit Prickeln in der Haut, als bräche Schweiß aus, bei nur gewöhnlicher, fast kühlerer Hauttemperatur.

285. Nachmittags ungeheurer Durst auf kaltes Getränk. Herzklopfen.

So starke Aengstlichkeit, von Zeit zu Zeit, daß sie nicht liegen konnte, sondern Tag und Nacht zu sitzen genöthiget war. [Pezold, a. a. O.]

Erst kommt ihr eine Aengstlichkeit ans Herz; dann geht von da ein Mattigkeitsgefühl durch den Leib herab, als fiele dieser nieder, und setzt sich bis zu den Unterfüßen fort. (d. 2. Tag.)

Große, über ihr Temperament gehende Heiterkeit und Lustigkeit. *)

---

*) Anm. 289—305. Wie sich in der Wirkung des Safrans fast

290. Große Fröhlichkeit; selbst bei Melancholischen und Hypochondrischen [Herrmann. Boerhave in Chemia ex Mspto Collegii, Lugd. Batav. Process. 59.]

Bei Zeichen übertriebener, an Wahnsinn grenzender Freude, Blässe, Kopfweh, Gesichtsverdunkelung. [Zacut. Lusitan. ap. Fricc. de Venen. p. 394.]

Lieblicher Wahnsinn, Kinderpossen. [Boerhave, a. a. O.]

Bei großer Hinfälligkeit und sehr erweiterten Pupillen, gewaltige Neigung zum Scherzen und Lachen. (n. $4\frac{1}{2}$ St.)

Sehr heitre Laune, zu scherzen aufgelegt.

295. Er ist überaus gut gelaunt, und redet immer scher-

---

durchgehends ein merkwürdiger Wechsel der Erscheinungen offenbart; so zeigt sich diese Neigung auch in den ihm eigenthümlichen Gemüthsverstimmungen im hohen Grade. Wir sehen neben den Erscheinungen exzentrischer Lustigkeit, unmässigen und unwillkührlichen Lachens, Singens, die tiefste Traurigkeit und Bänglichkeit (s. 315—317.) und an einem andern Orte (s. 306. 307.) finden wir diesen schnellen Wechsel besonders ausgesprochen. Wie es nun zwar allerdings wahrscheinlich ist, daß keins von diesen beiden Extremen als Nachwirkung gelten kann, sondern beide als primäre Wechselwirkungen anzusehen sind: so spricht doch mehreres dafür, daß die Traurigkeit, als seltenere und weniger heftige Wechselwirkung, bei der Anwendung des Mittels zu Heilzwecken, von mehr untergeordnetem Range seyn dürfte. Am angemessensten möchten freilich diesem Arzneistoffe, Krankheitszustände seyn, welche, bei übrigens genauer Uebereinstimmung ihrer anderweitigen Erscheinungen mit seinen positiven Wirkungen, sich durch eben jenen Wechsel der Symptome, wie er hier unverkennbar ist, signalisiren.

zend vor sich hin, ohne daß es ihm eher auffällt, als bis ihn andere darauf aufmerksam machen.

Witzig, spaßhaft, launig.

Uebermäßig gesprächig.

Neigung zum Singen. (n. ½ St.)

Singen im Schlafe.

300. Wie wohl sie, auf Veranlassung, eben sehr ärgerlich ist, so wiederholt sie doch in Gedanken eine lustige Melodie fortwährend.

Wenn jemand von ohngefähr einen einzigen musikalischen Ton angiebt, so fängt sie an unwillkührlich zu singen, und muß dann selbst über sich lachen; doch bald singt sie wieder, ohngeachtet aller Vorsätze, es zu unterlassen. *)

Plötzlich steht vor ihrer Phantasie ein Konzert, dem sie vor langer Zeit beigewohnt, so lebhaft, als würde es vor ihren Ohren aufgeführt, so daß sie die einzelnen Instrumente zu hören wähnt. **) Nach einiger Zeit verschwindet diese lebhafte Erinnerung des Vergangenen

---

*) Anm. 300, 301. Beschränkung des freien Willens ist eine nicht selten beobachtete Eigenthümlichkeit des Safrans.

**) Anm. 302. Die hier ausgesprochene Erhöhung des Gedächtnisses scheint mit der anderweit beobachteten Verminderung desselben (s. 320, 321, 322, 324) in Wechselverhältniß zu stehen, so daß jedoch beide Erscheinungen Primärwirkungen seyn dürften.

und sie ist nicht mehr im Stande, sich die Töne zurückzurufen.

Fast stetes, unanständiges Lachen. [Boerhave in Chemia p. 245.]

Kinder lachen sogleich, wenn sie in eine Flasche riechen, in welcher Safran gewesen. [Schulze Praelection in Dispens. Brandenburgic. 236.]

305. Unbändiges Lachen bis zum Tode. [I. Schenk a Graefenberg Observat. L. VII. p. 879.]

Widerwärtige Stimmung; auffahrend, ärgerlich, zänkisch; 1 St. später gesprächig, lustig, lachend, singend.

Heitre Stimmung wechselt mit trauriger öfters ab.

Unangenehmes Gefühl, als sehnte er sich nach etwas ohne zu wissen wonach, mit einer Art Bänglichkeit, wobei er jedoch sehr heiter gestimmt ist.

Ist bisweilen auf Personen sehr ärgerlich und ergrimmt und im nächsten Augenblicke möchte sie sie umarmen.*)

310. Bei einer geringfügigen Veranlassung, die sie ein andermal zum Lachen gereizt haben würde, geräth sie

---

*) Anm. 309 — 313. Der dem Safran höchst eigenthümliche und merkwürdige Wechsel vieler durch ihn im Befinden Gesunder hervorgebrachten, sich scharf entgegengesetzten pathologischen Erscheinungen, offenbart sich in den verschiedensten Richtungen; so auch hier, in den angedeuteten Symptomen, in denen ein schnell wechselnder Kampf zwischen Härte und Milde des Gemüths unverkennbar ist, in welchem jedoch die letztern zuletzt die Oberhand zu behalten scheint.

zu den heftigsten Unwillen, fast in Wuth, daß ihr alles Bewußtseyn zu schwinden droht; späterhin wundert sie sich selbst über diesen Ausbruch. (den 4ten Tag.)

Erhaltene Vorwürfe machen sie sehr ärgerlich: sie will sich rechtfertigen, aber das Wort stirbt ihr gleich auf den Lippen; sie ärgert sich nun ihres Stillschweigens, versucht wieder zu reden und die Sprache versagt ihr abermals den Dienst; so schwankt sie fortwährend und bringt zu ernster Vertheidigung, bei allen Versuchen dazu, kein Wort hervor.

Aengstlich, unruhig.

Große Aergerlichkeit; das Benehmen einer ihr nahen und werthen Person reizt sie zum Zorne und sie steht im Begriffe, denselben gegen sie ausbrechen zu lassen, fühlt sich aber in diesem Augenblicke zum Nachgeben gestimmt; — im nächsten Moment erscheint ihr diese Nachsicht als Schwäche, sie ärgert sich über sich selbst und ihr Zorn steigt noch höher. Dieses ihr sonst ganz ungewöhnliche Schwanken der Stimmung dauert mehrere Stunden lang. (d. 2. Tag gegen Abend.)

Schwankend ärgerliche Gemüthsstimmung; eine geringe Veranlassung treibt ihn zum Zorne, dessen Ausbruch ihn in der nächsten Minute reuet, aber auch bald wiederkehrt, weil die Anwandlung von Sanftmuth ihn verdrießt, indem sie ihn hindert, seinem Herzen Luft zu machen. Gewöhnlich vertauschte er ein hartes Wort, das er schon auf der Zunge hatte, mit

einem sanfteren; letzteres deuchtet ihm dann allzu-sanft, und er wählt wieder ein härteres, das aber, im Augenblicke, wo es ausgesprochen werden soll, wieder in ein milderes verwandelt wird: und so fort, im Sprechen, Denken, Handeln. (n. mehreren Tagen, Abends.)

315. Traurige Gemüthsstimmung. *)

Eine Frau verfiel jedesmal in große Traurigkeit, wenn sie Safran einnahm. [Bergius, Mat. Medic. S. 38.]

Melancholische Traurigkeit; sie stellt sich alles schlimmer vor und hat weder Muth noch Leben.

Sehr unruhig im Gemüth; äußerst empfindliche, hypochondrische Stimmung.

Er nimmt alles zu hoch auf und schnell reuet es ihn, andern weh gethan zu haben.

320. Wenn er etwas niederschreiben wollte, konnte er nicht, wegen Besinnungslosigkeit.

Es ist ihr plötzlich auf Augenblicke, als sollten ihr die Gedanken vergehen.

Große Vergeßlichkeit; sie fragt nach etwas und weiß es durchaus im nächsten Augenblicke nicht mehr, daß und was sie gefragt hat. **)

Während einer interessanten Lektüre nimmt sein eigner Ideengang plötzlich eine eigne wehmüthige Richtung,

---

*) Anm. 315—318. s. Anmerkung zu 289.

**) Anm. 322. 224. s. Anmerkung zu 302.

die er, wie sehr er sich auch bemüht, nicht nach seinem Willen und im Geiste der Lektüre, bestimmen kann. (n. 10 St.)

Zerstreutheit und Vergeßlichkeit; eine ihm bekannte Person, die er sehr oft sieht, wird, als sie in seine Nähe tritt, von ihm gänzlich verkannt. Er sieht sie verwundert an, erinnert sich wohl, sie gesehen zu haben, kann sie aber nicht nennen und hält sie für eine andere. Erst nach langer Zeit erkennt er sie. (n. mehreren Tagen.)

325. Verirrung der Gedanken; er irrte sich in der Zeit und den Gegenständen, obgleich beide ganz nahe und deutlich vor ihm lagen. (n. 8 St.)

Druckfehler.

Seite 4	Zeile 12	lies		er sucht in diesem Falle die einwirkende Schädlichkeit
— 13	—	1	statt	adorata l. odorata.
— 29	—	15	—	Paroxismus l. Paroxysmus.
— 83	—	19	—	richtigere l. richtigern.
— 88	—	19	—	pratisch l. praktisch.
— 132	—	7	—	in l. an.
— —	—	29	—	Quintillionte l. Quintilliontel.
— 154	—	14	—	häpfen l. Hüpfen.

Archiv
für
die homöopathische Heilkunst.

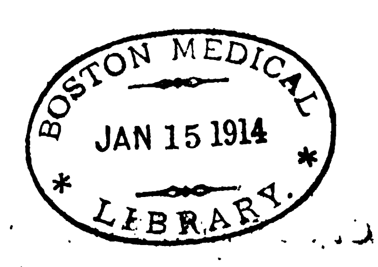
Herausgegeben
von
einem Vereine deutscher Aerzte.

Erster Band. Drittes Heft.

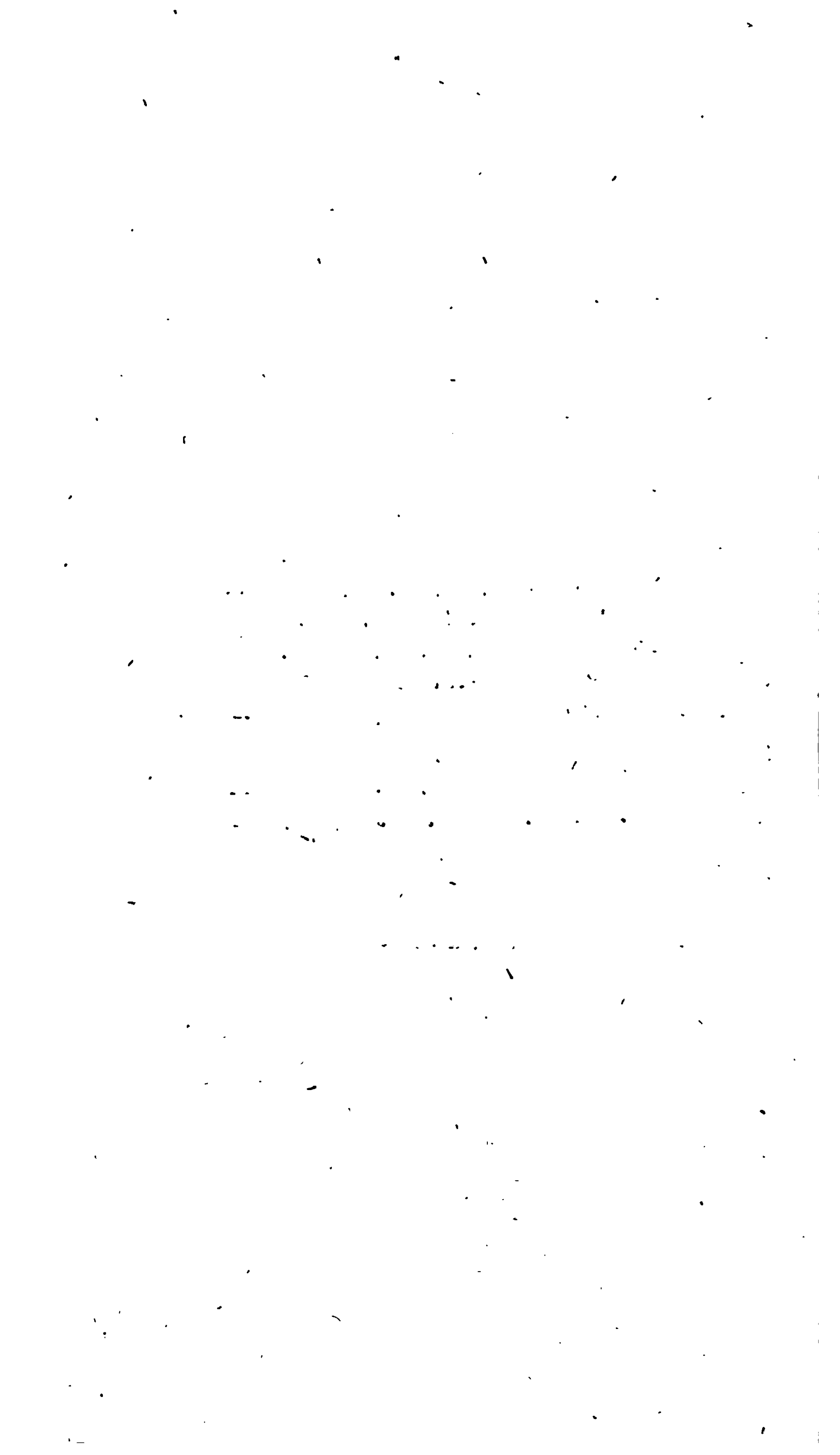
Leipzig, 1822.
Bei Carl Heinrich Reclam.

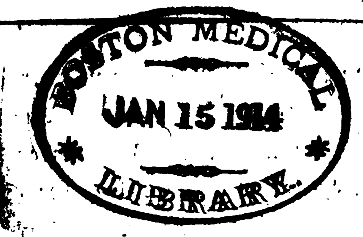
Tut, man! — one fire burns out another's burning,
One pain is lessen'd by another's anguish;
Turn giddy, and be holp by backward turning;
One desperate grief cures with another's languish;
Take thou some new infection to the eye,
And the rank poison of the old will die.

Shakespeare, Romeo and Julia I, 2.



Inhalt.




BOSTON MEDICAL
JAN 15 1914
LIBRARY

Etwas zur Beurtheilung der critischen Hefte des Hrn. Dr. und Prof. Jörg, von Dr. Moritz Müller.

(Fortsetzung.)

IV.

Den vierten angeblich aus dem §. 16. des Organons ausgezogenen Satz drückt der Verfasser der critischen Hefte in folgenden Worten aus:

Die Arzneien heilen Krankheiten nur durch die ihnen innewohnende Kraft, im gesunden Menschen gewisse Befindensveränderungen und krankhafte Zufälle und Symptome, d. i. eine künstliche Krankheit zu erzeugen. Aber auch den Kranken gereicht, müssen sie dieselben Symptome hervorrufen, welche sie an Gesunden verursachen, wenn sie die zu beseitigende Krankheit bekämpfen sollen. (Dieser zweite Theil des Satzes ist an der zitirten Stelle des Organons und an keiner Stelle desselben zu lesen, wo, wie dort, noch im Allgemeinen von der Wirkungsart der Arzneien die Rede ist, als welche, wie Hahnemann eben in Folge dieser Stelle auseinandersetzt, entweder antipathisch — durch Erregung entgegengesetzter Befindensveränderungen — oder homöopathisch — durch

Erregung sehr ähnlicher Befindensveränderungen — Heilung bewirken; auch ist dieser — eigentlich homöopathische — Satz erst der Vorwurf des folgenden, 5ten Satzes der critischen Hefte, während dieser, der vierte, im Allgemeinen die pathische Wirkungsart der Arzneien zum Gegenstande hat. Der Verfasser der critischen Hefte wollte wohl eigentlich statt der zu lesenden Worte sagen: Aber auch den Kranken gereicht, müssen sie gewisse Befindensveränderungen hervorrufen, wenn sie die zu beseitigende Krankheit bekämpfen sollen.) Das Heilen einer Krankheit wird daher nur dadurch möglich, daß wir im Körper des Patienten eine andere, eine Kunst- oder Arzneikrankheit erregen.

Der Verfasser der critischen Hefte schickt hier erstlich die überflüssige „Erinnerung voraus, daß eine Arznei keine Krankheit heilen könne, sondern daß dieses der Organismus selbst thun müsse;" (wenn er damit sagen will, daß die Arznei keine Wunder thue, nicht auf eine übernatürliche Weise, sondern gemäß den allgemeinen Naturgesetzen wirke, so wird ihm gewiß weder ein Arzt, noch ein verständiger Nichtarzt, und am wenigsten ein Homöopath widersprechen) „wobei allerdings die Heilsubstanzen in so fern wirksam seyn können," (warum nicht: sind? seinen Worten nach scheint die ganze Möglichkeit der Heilsubstanzen in Zweifel gezogen zu werden) „daß sie die Lebenskräfte in die Bedingungen versetzen, das Heilgeschäft zu übernehmen." Also, sie können doch die „Lebenskräfte in die Bedingungen zum Heilgeschäft versetzen?" Das kann aber wohl nicht anders geschehen,

als dadurch, daß sie eine Einwirkung auf die unbekannte Kraft, Lebenskraft genannt, haben, durch welche eine oder mehrere gewisse Veränderungen in ihnen hervorgebracht werden, welche eben a posteriori angesehen, Befindensveränderungen genannt werden müssen? Also, „die Arzneien heilen die Krankheiten nicht, sie verändern nur in dem Organismus die Lebenskräfte so weit, daß diese selbst heilen." Mehr verlangt ja auch der homöopathische Arzt nicht.

Es ist dem Verfasser „neu, daß die Arzneien nur dadurch die Heilung bewerkstelligen, daß sie eine neue Krankheit" (oder, was hier durchaus dasselbe ist, eine bestimmte Befindensveränderung, die, im höhern Grade erregt, das darstellen würde, was wir im engern Sinne Krankheit zu nennen pflegen) „hervorbringen." — Sein Tadel fällt hier auf das Nur, das Ausschließliche; denn daß es pathische Heilungen gebe, giebt er als längst bekannt zu; er sucht aber aus der Erfahrung zu beweisen, daß es Heilungen gebe, die nicht pathisch vollbracht werden. „In vielen Fällen gingen wir dem Leiden mildernd, mäßigend, vermindernd entgegen." Bringen denn die mildernden Mittel keine Befindensveränderung im Kranken und Gesunden hervor? Werden sie nicht in größern und wiederholten Gaben gefühlabstumpfend, betäubend wirken? Hiermit scheinen die aus der Erfahrung genommenen Beispiele als Beweise nicht pathischer Heilungen erschöpft; denn er giebt nun zu, daß „allen Arzneien eine gewisse Kraft innewohne, wodurch sie nachtheilig auf den Körper wirken und ihn krank machen" — somit giebt er also die Richtigkeit des 4ten Satzes zu, der ihm doch so

eben „neu" und bestreitenswerth schien — „aber," fährt er fort, „nehmen wir denn immer diese" — die krankmachende — „Kraft in Anspruch, wenn wir sie gegen Krankheiten verordnen?" Die Arzneien üben nicht nur die Kräfte aus, die wir in Anspruch nehmen, sondern alle diejenigen, die sie ihrer Natur nach ausüben müssen; wir können ihnen nicht vorschreiben, daß sie die krankmachende Kraft zu Hause lassen und nur eine gesundmachende Kraft mit in den lebenden Organismus nehmen sollen. „Wünschen wir nicht weit öfterer" (soll heißen: immer) „von ihnen jene wohlthätige Umstimmung, die sich von ihren Wirkungen im gesunden und kranken Menschen ausspricht?" Das Wünschen thut wenig zum Erfolg; die sich aussprechende Umstimmung beweiset ohnfehlbar, daß die Arzneien Befindensveränderungen wirken; wohlthätig sind sie nur in teleologischer Hinsicht, in Beziehung auf den Organismus; waren sie unpassend gegeben, so sind sie, alles Wünschens ungeachtet, höchst unwohlthätig, schädlich und beweisen die absolut befindensverändernden Kräfte derselben.

Der Verfasser fängt nun an zu fühlen, daß er sich selbst in die Enge getrieben hat und daß es für ihn vortheilhaft seyn wird, wenn er einen Unterschied zwischen Krankheit und zwischen Befindensveränderung darzuthun sucht, wobei er aber einige Zerstreutheit zeigt. So schnell als unmerklich macht er den Uebergang mit Anführung von unarzneilichen Einwirkungen, welche zwar Befindensveränderungen, aber für sich keine Krankheiten machen, als: Wasser, Fleisch. Das sind aber eben keine Arz-

neien, sondern materielle Ersatzmittel für den lebenden Organismus, reinnährende und anfeuchtende Substanzen. Er erzählt, wie es scheint, ganz gegen seinen Zweck, daß diese Stoffe in zu großer Quantität genommen, krank machten; ich muß hier bemerken, daß diese Stoffe dann nicht durch ihre innewohnende Kraft, durch ihre Qualität, sondern als Massen, mechanisch, Krankheitszustände veranlassen. Ganz im Irrthum ist der Verfasser, wenn er behauptet, „daß es mit geistigen Getränken dieselbe Bewandniß habe." Diese sind arzneilich, dynamisch, durch ihre Qualität wirkend; und daß sie sowohl gesund als krank machen können, kann einem Arzte nicht unbekannt seyn. „Das rechte Licht ertragen wir ohne unangenehme Empfindungen, zu grelles Licht verursacht Augenschmerz und Kopfweh." Das sind doch keine „physiologischen Regungen" mehr, wie uns der Verfasser dabei glauben machen will? „Ein Tropfen Mohnsafttinktur wirkt etwas im gesunden und kranken Menschen, macht aber noch nicht krank; 10 Tropfen derselben können ihn schon sehr krankhaft verstimmen." Wenn wir nun wissen, daß Mohnsaft auch eine heilsame Arznei seyn kann, so hätte Niemand die Richtigkeit des hier bestrittenen Hahnemannschen Satzes bündiger beweisen können, als der Gegner desselben mit diesem Beispiele gethan hat. Er ist auch noch so gefällig zu beweisen, daß Ipekakuanha, Senna, Rhabarber und andere Arzneien krank machen können. Da er nun fühlt, daß er abermals gegen sich selbst die Waffen führt, so springt er zu de Haen's Satz über, daß kleine Gaben ganz andere, fast entgegengesetzte Wirkungen äußern als große, und verlangt von Hahnemann eine Erklärung

beide schon, daß die Arzneiwirkung, hier Arzneikrankheit genannt, im erforderlichen Grade eingetreten ist.

Wir wissen zwar, weil wir die Arzneimittel eher in Gebrauch gezogen, als ihre reinen Wirkungen erforscht haben, noch nicht genau, was „Mohnsaamen und Kirschwasser," was „Leinsaamenthee" durchaus und spezifisch wirkt; doch sind wir nach einer allgemeinen Uebersicht ihrer Wirkungen überzeugt, daß jene beide schmerzstillend und das normale Gefühl vermindernd wirken, daß Leinsaamenthee auch bei Gesunden häufige linde milde Schleimabsonderung in den Luftwegen zu Stande bringt; wir wissen, daß „Mohnsaft" den Leib verstopft, das Gefühl abstumpft und die Muskeln erschlafft. Wir können also in den hier von ihm gegen unsern Satz angeführten Fällen annehmen, daß diese dabei von ihm genannten Arzneimittel, antipathisch wirkend, eine der vorhandenen Krankheit entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen angefangen haben; Erklärungen, mit denen der Verfasser um so lieber zufrieden seyn wird, als sie ihm noch gar nicht zumuthen, an eine homöopathische, sondern nur erst an eine pathische, gesund- und krankmachende Kraft der Arzneien zu glauben. Ich bin durchaus nicht so ungerecht, ihm die angeführten Fakta abzuläugnen, die nur keine Beweise gegen die pathische Wirkung dieser Arzneien abgeben; und ich fühle kein Bedürfniß, seine Fakta homöopathisch zu erklären. Möchte er auch so gerecht seyn gegen die Vertheidiger der neuen Lehre, denen er bei jedem Abschnitte alles mögliche Böse zutraut und nachredet.

Der Verfasser behauptet nun, daß Hahnemann

zu wenig Gewicht auf den menschlichen Körper, und zu viel auf die Arzneien lege. Suum cuique! Seine Beschuldigung ist ungegründet; das Gegentheil, das Halten der rechten Linie, ist durch viele Sätze der neuen Lehre, durch den ganzen Sinn derselben beurkundet; z. B. durch die in derselben gebotene Verschiedenheit der Größe der Gaben, bei gesunden, reizbaren, kranken und sehr kranken Subjekten, wo eben durch die unendlich verschiedenen Grade der Erregbarkeit die kleinen und höchst kleinen Gaben nöthig werden; ferner durch den Satz, daß die Arzneien, wenn sie nicht homöopathisch passen, in Krankheiten nie dieselben, und oft ihnen eigenthümlich gar nicht zukommende Wirkungen hervorbringen, was nicht erklärt werden könnte, wenn nicht der Grund davon in dem Organismus selbst gesucht würde. Die Homöopathie läugnet nirgends die individuellen, vom idealen Normale abweichenden Verschiedenheiten gesunder Personen, wodurch in verschiedenen Subjekten auch verschiedene Reakzionen auf die Einwirkung von Arzneistoffen erfolgen, Affekzionen verschiedener Systeme, Durcheinanderlaufen primärer und sekundärer Wirkungen derselben entstehen und wodurch es geschieht, daß nie alle Arzneisymptome in einem Subjekte, daß nie dieselbe Arzneisymptomengruppe in zwei verschiedenen Subjekten zum Vorschein kommt.

Leicht aber könnte man den Vorwurf, den der Verfasser hier der Homöopathie macht, umkehren und die alte Schule (ich will mich der Kürze wegen dieses vom Verfasser selbst zuerst in Gebrauch gezogenen Ausdrucks bedienen) beschuldigen, daß sie zu wenig Gewicht auf die

Arzneien, auf ihr eigenthümliches Leben, auf ihre Kraft den Organismus umzustimmen, zu legen gewohnt ist. Von den vielen in kranken Individuen nach dem Gebrauch einer Arznei hervortretenden neuen Krankheitserscheinungen und Veränderungen der Symptome wird selten eines der Einwirkung des Arzneimittels zugeschrieben, ja sie werden oft als unwesentliche Symptome nicht berücksichtigt oder die bedeutenderen werden so angesehen, als wenn sie in der Natur der Krankheit begründet wären. So mußte die Nosographie mit Irrthümern bereichert, mußte die Diagnose erschwert werden, während die Pharmakologie vernachläßigt wurde *). Möge man auf beiden Seiten zu fehlen, endlich aufhören!

---

*) Ein Beleg hierzu sind die Worte des scharfsinnigen vielerfahrnen Formey im ersten Bande seiner vermischten medizinischen Schriften, S. 37. „Welcher praktische Arzt kann es leugnen, daß er oft in den Fall kommt, ohne erschöpfende Einsicht in den Krankheitszustand und seine Eigenthümlichkeit, den Kranken mit einem Rezept zu versehen und, sich selbst und den Leidenden täuschend, dadurch das Fieber zu beruhigen, die Hitze zu mindern, die Nerven zu stärken u. s. w. wähnt und vorgiebt. Wollte Gott, daß diese verheißene Hülfe in unserer Macht stände! Göttlich wäre unsere Kunst, könnten wir so nach Willkühr dem Fieber Grenzen setzen, die Lebensprozesse auf eine nützliche Weise beherrschen, das Spiel der Nerven reguliren; — aber in Wahrheit, wir täuschen uns. Nichts als Nachtheil für den Kranken und den Arzt stiftet man durch diese zu frühzeitige, nicht motivirte Anwendung der medikamentösen Substanzen. Ich frage jeden unpartheiischen Arzt, ob er glaubt, daß man im ganz gesunden Zustande alle Stunden oder etwas seltener eine Saturazion, die beliebten Brausepulver, eine Infusion, ein sogenanntes niederschlagendes Pulver und ähnliche Mittel, in den Magen bringen könne, ohne die Verdauung zu stören,

Der Verfasser bleibt endlich dabei, daß kein erfahrner Arzt an die so allgemein krankmachende Eigenschaft der meisten Medikamente glaube. Er meint hier gewiß sich allein; und ich bescheide mich! Glaubensartikel, so denke ich, muß man Niemanden aufdringen; man muß auch in Dingen, die durch Erfahrung konstatirt werden können, sich nicht bei dem Glauben oder Unglauben beruhigen. So viel ist aber begreiflich, daß, wer, wie der Verfasser, nicht an die befindensverändernde und resp. krankmachende Eigenschaft der Arzneien glauben kann, auch nicht glauben darf, daß sie zur Herstellung der Gesundheit beitragen können, er müßte denn eine reine Wunderkraft in ihnen annehmen.

Er will nicht begreifen können, daß, wenn größere Gaben nicht immer Krankheitssymptome hervorbringen, es möglich sei, daß kleinere, Zehntausendtheilchen, noch Befindensveränderung, künstliche Krankheiten erzeugen könnten. Er scheint hier schon wieder ganz vergessen zu

---

ohne daß die Zunge sich belege, der Appetit, der Schlaf, die Hauttemperatur, die natürlichen Absonderungen mehr oder weniger davon leiden sollten? Wie müssen aber einem bereits von Krankheit ergriffenen Menschen, dessen Reizfähigkeit schon verändert ist, diese oder ähnliche Mittel bekommen? Welche von seinem primären Uebel ganz unabhängige und nur durch jene Mittel erregte abnorme Erscheinungen müssen sich nicht einstellen? Hierdurch gewinnt aber der ganze Krankheitszustand ein anderes Ansehen; es verlöschen und verwirren sich die diagnostischen Zeichen, es entstehet eine Komplikazion, wodurch uns die eigentliche Erkenntniß des leidenden Systems oder Organs unendlich erschwert wird und so hat der Arzt durch seine vermeintliche Hülfe den Kranken oft leidender gemacht und sich selbst die Diagnose der Krankheit erschwert."

haben; daß die Stimmungen des lebenden Organismus, den er doch mehr zu berücksichtigen so eben vorgab, dessen Affizirbarkeit in Krankheiten unendlich verändern und erhöhen. Er führt an, daß, wenn Hahnemanns Satz richtig wäre, es Krankheiten vom arzneilichen Duft der Blüthen und Blätter der Pflanzen geben müsse, daß unsere gewöhnlichen Küchenkräuter Krankheiten verursachen müßten. Aber wenn wir denn diese Dinge nicht für krankmachend halten wollen, warum entfernen wir sorgfältig alle Blumen und Pflanzen aus den Krankenzimmern? Warum untersagen wir unsern Fieberkranken den Genuß der Küchenkräuter und treffen bei chronischen Krankheiten eine Auswahl unter denselben? Der Verfasser wird seine Kranken nicht diesen Düften und Genüssen aussetzen wollen; es wird ihm wohl bekannt seyn, daß, wo und wenn es geschehen ist, der kranke Organismus nicht so leicht die Nachtheile dieser Einflüsse abwenden konnte, als der gesunde vermag, in welchem dergleichen befindensverändernde Einflüsse durch die Reakzion desselben leicht überwunden werden können. Und dennoch werden ihm auch noch Fälle vorgekommen seyn, wo gesunde Personen von den Düften der Blumen den heftigsten Kopfschmerz, und andere vom Genusse der genannten Küchenkräuter mancherlei Unterleibsbeschwerden bekommen haben und regelmäßig von dergleichen Einflüssen bekommen. Wenn dem nicht so wäre, wozu würde er auch sonst überhaupt nöthig haben, in Krankheitsfällen diätetische Vorschriften zu machen?

Wenn er sich jetzt durch die Menge der in der reinen Arzneimittellehre verzeichneten Chamillensymptome

in Erstaunen versetzt stellt, so sollte man fast glauben, er halte dafür, daß diese, welche die Chamillenkrankheit ausmachen, alle auf einmal, in einem und demselben Subjekte hervortreten könnten und müßten. Aber darf man einen solchen Irrthum dem Kritiker des Organons, das er doch wenigstens durchgelesen und verstanden haben müßte, zutrauen?

Triumphirend fragt er „den geneigten Leser, ob er ihm einen Fall angeben könne, wo die Feldchamille einen Menschen krank gemacht habe?" Der geneigte Leser braucht, um die Antwort zu finden, nicht weit zu suchen; er braucht nur noch die Note zu lesen, in welcher sie der Verfasser selbst, für mich genügend, mit folgenden Worten giebt: „Ich will nicht behaupten, daß die Chamillen nicht schädlich werden könnten; im Gegentheil glaube ich, daß sie vermöge ihrer reizenden Eigenschaft" (das klingt sehr hypothetisch, fast Brownianisch) „öfters schon mehr Schaden angerichtet, als Nutzen gestiftet haben. In entzündlichen Krankheiten haben sie innerlich und äußerlich angewendet, sicherlich weit mehr verdorben als gut gemacht." Der geneigte Leser richte denn selbst, ob die Antwort auf die Spottfrage gegeben ist. Wundern müßte man sich allerdings, wenn ein in Entbindungskrankheiten so erfahrner Arzt, wie der Verfasser ist, niemals die vom Misbrauch der Chamille entstandenen pathologischen Verschlimmerungen beobachtet oder sie für in der Natur des Individuums oder seiner Krankheit gegründete Krankheitszufälle angesehen und gehalten hätte.

So vorgearbeitet hat mir der Verfasser freilich nicht, wo er an der Möglichkeit der eigenthümlichen Krankheits-

symptomen des Flieders und der Königskerze zweifelt. Da ich aber nicht zweifeln darf, daß er beide in gewissen Fällen für heilsam, für gesundmachend hält, — weil es ja sonst ein gewissenloses Gaukelspiel wäre, wenn er Substanzen, die er für unwirksam hält, den Kranken als Arzneien verordnete oder zuließe — so wird er sich gewiß auch noch auf Fälle besinnen, wo er sie in Krankheiten als schädlich wirkend nicht zuläßt, und wird ihnen damit ihre befindensverändernden und nach Umständen krankmachenden Eigenschaften zugestehen.

Wenn der Verfasser in diesem Abschnitte bis hierher augenscheinlich nur auf nichtärztliche Leser gerechnet hat — weil er bei ruhigem Blute Aerzten, selbst Anfängern unmöglich zumuthen wird, seine Gegenreden für beweisend zu halten — so hat er dabei einen großen, für Laien und ihre Hausmittelpraxis höchst nachtheilig werden könnenden Fehler begangen, indem er, seines einseitigen Zwecks wegen, mit Fleiß darauf ausgeht, die Arzneistoffe als möglichst unwirksam darzustellen und ihre Kraft, das Befinden des gesunden und kranken Organismus spezifisch und pathogenetisch umzuändern, zu beschränken. Aber wir sehen oft schon auf den ersten Anblick bedeutende, unläugbare Wirkungen von ihnen; soll denn hiermit ihr Wirkungskreis geschlossen, soll mit dem unvollständig, zufällig Beobachteten ihre Kraft erschöpft seyn? Ist denn nicht vielmehr zu erwarten, daß reine, mit der größesten Sorgfalt und Genauigkeit unternommene und fortgesetzte Versuche die Wahrheit auf eine weit lebendigere Weise zu Tage fördern, ihre Wirkungen um vieles vergrößert und erweitert zeigen müssen? Hat er das nicht selbst lebhaft gefühlt, als er sich

entschloß, (s. S. 175 des 2ten critischen Hefts) zur nöthigen und nützlichen Prüfung der Arzneisubstanzen eine Gesellschaft zu stiften? Wie sehr vor der Zeit hat er über diese, ihm jetzt, vor dieser Prüfung, noch unbedeutend scheinenden Arzneimittel geurtheilt und gespöttelt!

Ich rede nicht, ihm entgegnend, vom Chinasiechthum, von dem er hierauf, es leugnend, spricht, und welches gleichwohl homöopathische Aerzte oft gesehen zu haben versichern. Ich erlaube mir nicht, mehr zu vertheidigen, als ich nach eigner Einsicht und Erfahrung vertheidigen kann, erinnere aber hierbei an die zahlreichen Beobachtungen vieler anderer nicht zu verachtenden Aerzte, eines Carthäuser, Morton, Sydenham, Cleghorn, Quarin, Ettmüller, Crieger, Percival, Formey, Thomson u. v. a. welche die bedeutendsten Befindensveränderungen, welche lebensgefährliche Krankheiten von dem ungemessenen Gebrauch der China beobachtet und aufgezeichnet haben.

Was die von ihm endlich angeführten eisenhaltigen Mineralwässer anbetrifft, so enthalten sie das Eisen nie allein, und nie in so überwiegender Menge, daß dessen Wirkungen allein und ungetrübt vorherrschen und den Erfolg der gebrauchten Brunnen- und Badekur allein bestimmen könnten. Ich enthalte mich, gegen den Verfasser weitläufiger anzuführen, daß nicht alle Schwache in Pyrmont gestärkt werden, daß vielen dahin Reisenden das Eisen auch homöopathisch indizirt ist, daß die Bewohner eisenhaltiger Brunnenorte trotz ihrem für absolut stärkend gehaltenem Eisenwasser nicht gesünder, meist schwächlicher, als die Bewohner von Orten sind, wo man

reines Wasser trinkt, und daß endlich, nach der Versicherung homöopathischer Aerzte, mancher Kranke, für den Eisen nicht das angemessene Heilmittel war, mit dem künstlichen Eisensiechthum, also kränker, aus dergleichen Bädern in seine Heimath zurückkehrt. Ich berufe mich nur auf das Zeugniß Hufelands und aller erfahrnen Brunnenärzte, daß es unzweifelhaft sei, daß alle und jede Brunnenkuren eigenthümliche Symptome hervorrufen, daß sie nach länger fortgesetztem Gebrauche einen allgemeinen Krankheitszustand, eine spezifische Brunnenkrankheit hervorbringen, nach deren Verlaufe erst das frühere Leiden, wenn es durch die neu erregte Krankheit gehoben werden konnte, als gründlich beseitigt zu betrachten ist. Die Gesundbrunnen wirken also gleichfalls pathisch, durch eine andere von ihnen erregte, durch eine Nachkrankheit. Ich habe mich schon im ersten Hefte des homöopathischen Archivs dahin erklärt, daß ich nicht glaube, daß alle Krankheitsheilungen, daß nicht alle Genesungen von Krankheiten nur homöopathisch erfolgen; ich habe dort meine Ueberzeugung, daß es auch allopathische Heilungen gebe, niedergelegt und ich füge erläuternd hinzu, daß die meisten der auf allopathischem, nicht homöopathischem Wege erfolgenden Heilungen keineswegs der Erstwirkung, sondern der Nachwirkung der, nach einem bestimmten Plane längere Zeit fortgesetzten Arzneimittel, Brunnenkuren und anderer Kurarten — also doch gleichfalls einer pathischen Heilweise — zugeschrieben werden müssen. Weit entfernt also, mir aus Partheilichkeit für irgend ein medizinisches System oder aus Unkunde zu erlauben, alle Erscheinungen in der medizinischen Welt unter einen einzigen Gesichts-

punkt zu stellen oder dem homöopathischen Lehrgebäude anpassen zu wollen, will ich nur der Verwerfung desselben aus einseitigen sogenannten allgemeinen Prinzipien und aus falsch dargestellten Einzelnheiten widerstreben.

Jeder vorurtheilsfreie Arzt wird, wenn er diesen ganzen Abschnitt des Verfassers gelesen hat, überzeugt seyn, daß er mehr die Allgemeinheit der pathischen, folglich, wie er selbst S. 46. sagt, die Möglichkeit der homöopathischen Heilart bewiesen hat, als, wie er wollte, das Gegentheil davon. Unbegreiflich, wie er nicht selbst während der Ausarbeitung desselben vom Gegentheil dessen, was er beweisen wollte, überzeugt worden ist und wie er immer noch über „den Spaß, den sich die Homöopathie mit der Leichtgläubigkeit Anderer gemacht haben soll, lachen" kann!

Der Verfasser kommt nun zum Hauptsatz der homöopathischen Lehre, der nach seiner Anordnung der 5te ist.

V.

Es kann nur drei Arten geben, wie der Arzt die befindensverändernden, krankmachenden Eigenschaften der Arzneimittel zur Heilung benutzen kann. Die allopathische Methode, wo er Mittel wählt welche ein der vorhandenen Krankheit unähnliches Leiden verursachen, die antipathische oder palliative, wo die verordnete Arznei einen, der Krankheit entgegengesetzten Zustand hervorrufen muß und die homöopathische, wo das Heilmittel der zu hebenden Krankheit möglichst ähnliche Symp-

tome erzeugt. Blos die letztere bietet den einzig wahren Weg zur Heilung dar u. s. w.

Indem meinen Ansichten nach der letzte Satz (daß die homöopathische Methode der einzig wahre Weg zur Heilung sey, oder daß alle Krankheiten nur homöopathisch geheilt werden könnten) unerwiesen und streitig ist; indem ich annehme, daß die antipathische Methode, was auch Hahnemann zugiebt, in manchen dringenden Fällen nothwendig und in andern leichtern zuläßig sei, die allopathische aber, (welche Hahnemann zwar ganz verwirft) welche mit der homöopathischen unter dem genus der antagonistischen Methode zusammenfällt, nicht nur Heilungen zulasse, sondern auch von den Aerzten aller Zeiten fast ausschließlich zu Heilungen benutzt worden sei und noch benutzt werde (über diese Gegenstände habe ich schon im ersten Heft des homöopathischen Archivs dieselbe Meinung niedergelegt), was in den meisten vorkommenden Fällen zwar durch Nachwirkung und also auf eine komplizirtere Weise, aber doch pathisch bewirkt wird: so kann ich auch diesen Satz nur aus meinem Gesichtspunkte vertheidigen, nach welchem die homöopathische Methode zwar nicht die einzige ist, ihr aber wenigstens das Prädikat einer sehr vorzüglichen oder relativ der vorzüglichsten zugestanden werden muß.

Ich hatte erwartet, daß der Verfasser sich hier über die Möglichkeit und über die Wirklichkeit einer homöopathischen Heilmethode erklären würde. Er hat das aber nicht gethan, er hat überhaupt von dem ganzen Satze nichts weiter gesagt, als daß er weder neu noch wahr

(S. 47.) und daß er einem Praktiker auffallend (S. 48.) sei. Aus einer spätern Stelle dürfte man schließen, daß er eine homöopathische Heilung weder existiren lasse, noch ihre Möglichkeit zugebe, indem er (S. 184) annimmt, daß die homöopathischen Mittel vielleicht als alterantia gewirkt haben möchten, mit welchem Ausdruck er diese Methode der allopathischen beizugesellen scheint. Auch könnte man (aus S. 123 — 124) schließen, daß er die antipathische, die er lieber mit dem Ausdrucke: contraria contrariis bezeichnet, für die einzige oder vorzüglichste halte, die er überhaupt von jetzt an allein vertheidigend erwähnt. Soviel ist gewiß, daß er weder durch Beweise, noch durch einen bestimmten Ausspruch sich darüber erklärt, ob es seines Dafürhaltens eine homöopathische Methode geben könne, oder nicht. Das aber wäre für diesen Satz und für die ganze Homöopathie, insofern er sie bestreitet, die Hauptsache gewesen.

Anstatt sich hierauf einzulassen, zieht der Verfasser hierher, 1) was Hahnemann in der Einleitung des Organons als Andeutungen früherer homöopathischer Heilungen aus andern Schriftstellern und aus der Hausmittelpraxis entlehnt; 2) die Beispiele, die er im Organon selbst als Beweis für den Satz, daß Selbstheilungen der Krankheiten nur homöopathisch bewürkt würden, aufstellt und 3) die, wieder in der Einleitung des Organons, nur historisch erwähnten, Ahnungen der homöopathischen Heilart durch frühere Aerzte. Dieses zusammen nennt der Verfasser die Belege des homöopathischen Satzes, die Beweise desselben; und gegen diese sogenannten Belege spricht er auf 77 Seiten.

tome erzeugt. Blos die letztere bietet den einzig wahren Weg zur Heilung dar u. s. w.

Indem meinen Ansichten nach der letzte Satz (daß die homöopathische Methode der einzig wahre Weg zur Heilung sey, oder daß alle Krankheiten nur homöopathisch geheilt werden könnten) unerwiesen und streitig ist; indem ich annehme, daß die antipathische Methode, was auch Hahnemann zugiebt, in manchen dringenden Fällen nothwendig und in andern leichtern zuläßig sei, die allopathische aber, (welche Hahnemann zwar ganz verwirft) welche mit der homöopathischen unter dem genus der antagonistischen Methode zusammenfällt, nicht nur Heilungen zulasse, sondern auch von den Aerzten aller Zeiten fast ausschließlich zu Heilungen benutzt worden sei und noch benutzt werde (über diese Gegenstände habe ich schon im ersten Heft des homöopathischen Archivs dieselbe Meinung niedergelegt), was in den meisten vorkommenden Fällen zwar durch Nachwirkung und also auf eine komplizirtere Weise, aber doch pathisch bewirkt wird: so kann ich auch diesen Satz nur aus meinem Gesichtspunkte vertheidigen, nach welchem die homöopathische Methode zwar nicht die einzige ist, ihr aber wenigstens das Prädikat einer sehr vorzüglichen oder relativ der vorzüglichsten zugestanden werden muß.

Ich hatte erwartet, daß der Verfasser sich hier über die Möglichkeit und über die Wirklichkeit einer homöopathischen Heilmethode erklären würde. Er hat das aber nicht gethan, er hat überhaupt von dem ganzen Satze nichts weiter gesagt, als daß er weder neu noch wahr

(S. 47.) und daß er einem Praktiker auffallend (S. 48.) sei. Aus einer spätern Stelle dürfte man schließen, daß er eine homöopathische Heilung weder existiren lasse, noch ihre Möglichkeit zugebe, indem er (S. 184) annimmt, daß die homöopathischen Mittel vielleicht als alterantia gewirkt haben möchten, mit welchem Ausdruck er diese Methode der allopathischen beizugesellen scheint. Auch könnte man (aus S. 123 — 124) schließen, daß er die antipathische, die er lieber mit dem Ausdrucke: contraria contrariis bezeichnet, für die einzige oder vorzüglichste halte, die er überhaupt von jetzt an allein vertheidigend erwähnt. So viel ist gewiß, daß er weder durch Beweise, noch durch einen bestimmten Ausspruch sich darüber erklärt, ob es seines Dafürhaltens eine homöopathische Methode geben könne, oder nicht. Das aber wäre für diesen Satz und für die ganze Homöopathie, insofern er sie bestreitet, die Hauptsache gewesen.

Anstatt sich hierauf einzulassen, zieht der Verfasser hierher, 1) was Hahnemann in der Einleitung des Organons als Andeutungen früherer homöopathischer Heilungen aus andern Schriftstellern und aus der Hausmittelpraxis entlehnt; 2) die Beispiele, die er im Organon selbst als Beweis für den Satz, daß Selbstheilungen der Krankheiten nur homöopathisch bewürkt würden, aufstellt und 3) die, wieder in der Einleitung des Organons, nur historisch erwähnten, Ahnungen der homöopathischen Heilart durch frühere Aerzte. Dieses zusammen nennt der Verfasser die Belege des homöopathischen Satzes, die Beweise desselben; und gegen diese sogenannten Belege spricht er auf 77 Seiten.

Die Belege der Homöopathie sind aber lediglich aus reinen Erfahrungen an Kranken zu nehmen, aus Erfahrungen, wie sie Hahnemann zuerst und nach ihm andere Aerzte gemacht haben. Die ganze Lehre Hahnemanns ist ursprünglich erst aus diesen seinen Erfahrungen und Beobachtungen hervorgegangen. Sie kann von andern Aerzten nur durch reine Erfahrungen am Krankenbette geprüft werden, nur da können Belege für oder wider die Existenz einer homöopathischen Heilart gefunden werden. Es würde den höchsten Leichtsinn verrathen, wenn die homöopathischen Aerzte keine andern Belege für die homöopathische Heilart hätten, als die, welche der Verfasser der critischen Hefte ihnen hier unterschiebt und welche von keinem dieser Aerzte für die Belege der neuen Heilart gehalten werden, auch von Hahnemann nirgends dafür ausgegeben worden sind.

Hahnemann hat, nachdem er reine Erfahrungen gemacht hatte, die ihn dazu führten, dieses Lehrgebäude aufzustellen, nach der Konstrukzion desselben, auch gesucht, außerhalb seines eignen Erfahrungskreises, aus Schriften anderer Aerzte, aus Vergleichungen u. s. w. einige Sätze zu sammeln, welche die Wahrheit seiner Theorie andeuten, für sie zeugen, ihre Probabilität verstärken könnten; und es mag wohl seyn, daß er, um die äußere Wahrscheinlichkeit eines unwahrscheinlichen Lehrgebäudes zu verstärken und so letzteres um so früher der wirklichen Prüfung anderer Aerzte zuzuführen, bisweilen mehr nach historischen Bestätigungen gehascht, als sie gefunden hat; es mag seyn, daß er die in Schriftstellern aufgefundenen Thatsachen mit-

unter mehr zu Gunsten seiner Theorie gedeutet hat, als er bei voller Unbefangenheit durfte.

Wenn nun diese Sammlung, schon der Natur der Sache nach, unvollkommen, unzureichend und selbst theilweise als nicht auf das homöopathische Lehrgebäude anwendbar erscheinen sollte, so folgt daraus noch nicht, daß die von Hahnemann und andern Aerzten nach ihm gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, als auf welche allein das Lehrgebäude gegründet ist, ihren Werth nicht behielten; und wenn der Verfasser der critischen Hefte am Ende der Musterung dieser von ihm so genannten Belege erklärt, daß, wenn die Belege unzureichend wären, auch das ganze Lehrgebäude zusammenfallen müsse, so muß ich sowohl läugnen, daß dieses die Belege sind, als daß das Lehrgebäude mit diesen zusammenstürze.

Ich folge indessen dem Verfasser auf dem von ihm gewählten Wege. Seine angeblichen Belege der Homöopathie zerfallen in 4 Rubriken.

A.

Krankheitsheilungen, welche Hahnemann bei andern Schriftstellern gefunden und als homöopathische, obgleich zufällig vollbrachte Heilungen angeführt hat.

Der Verfasser geht von diesen die erste, kleinere Hälfte durch. Es findet sich hier, daß Hahnemann in der Angabe seiner Zitate einigemale flüchtig gewesen ist, was der Verfasser mit Recht tadelt. Bisweilen hat jener auch Stellen zitirt, die das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. Die meisten Stellen aber haben einige Beweiskraft,

den Zufälle bei Gesunden hervorbringen kann, und er ist jedesmal darauf schnell von diesen Uebeln befreiet worden. Nur einmal, wo er sich länger der Pestansteckung ausgesetzt hat und wo er nicht sobald ans Tabakrauchen gekommen ist, hat es ihn „nicht so schnell" befreiet, so, daß er „ein Gegenmittel" genommen hat; weil es ihm aber darauf doch auch nicht besser geworden ist, so hat er vertrauensvoll das Tabakrauchen wiederholt und nun sind die Zufälle verschwunden, bis auf „einige Aengstlichkeit." Dagegen wendet er noch ein Pestmittel an, und als spät Abends jede Beschwerde beseitigt ist, glaubt er doch durch nochmaliges Tabakrauchen seine Gesundheit noch mehr befestigen zu müssen. Man sieht aus dieser Erzählung doch deutlich, daß auch in diesem Falle, auf den sich der Gegner stützt, sein Vertrauen auf das oft mit Erfolg gebrauchte Mittel nicht geschwächt worden ist und daß es in demselben bei der wiederholten Anwendung seinen Wünschen fast ganz entsprochen hat.

In dem von Grant angeführten Falle wird es dem Verfasser der critischen Hefte kein Arzt glauben, daß der von dem krätzigen Bauer äußerlich gebrauchte schwarze Tabak, wie er sagt, „künstlich so sehr verändert sei," um nicht mehr die eigenthümlichen Tabakssymptome hervorbringen zu können, daß die Anwesenheit der Krätze (einer chronischen, bei weitem nicht alle Systeme und Organe des Körpers ergreifenden Krankheit) es unsicher mache, ob die nervösen Symptome vom Tabak hergerührt haben, und daß die „starken spasmodischen Zusammenziehungen der Hände und Arme" (welche mit dem Namen der Konvulsionen belegt zu haben dem D. Hahne-

mann als eine Verfälschung vorgeworfen wird) mehr eine Folge „des Angriffs auf die Krätze oder des durch das Erbrechen bewirkten Andrangs zum Kopfe gewesen wären. Das die gesunde (mit der Krätze nicht behaftete) Frau keine Muskelkrämpfe bekam, kömmt dem Verfasser auch nicht zu Gute; nicht alle Arzneisymptome erscheinen in allen Individuen; eines ist, nach der Stimmung seines Organismus, immer geneigter, andere Symptome hervorzubringen, als das zweite Subjekt.

Da auch die Beobachtung der Konvulsionen nach Tabak, die Marrigue gemacht hat, „an einem Krätzigen gemacht worden und daher unlauter ist," so läßt der Verfasser die Konvulsionen erregende Kraft des Tabaks nicht gelten. Sonach schließt er, daß Hahnemanns Folgerung, daß Zacutus die Epilepsie mit Tabak homöopathisch geheilt habe, unrichtig sei. Es ist nur ungewiß, ob Hahnemanns Folgerung richtig oder unrichtig ist; wenigstens aber war gewiß die Heilung des Zacutus eine pathische.

Hierbei läßt der Verfasser nicht unbemerkt, daß die Größe und Wiederholung der Gabe der strengen Homöopathie widerspreche. Dieses gilt überhaupt von allen älteren Heilungen, die homöopathisch sind oder als solche gedeutet werden können; denn so kleine Gaben, als Hahnemann vorschreibt, sind nie von einem Arzte vor ihm angewendet worden und sehr selten ist ein Mittel nicht mehrmals wiederholt worden. Ich glaube indessen, daß die Lehre von der homöopathischen Heilung als einer spezifischen, und die von der möglichsten Gabenkleinheit allerdings von einander getrennt werden müssen. Es ist noch nicht erwiesen, daß in allen Fällen zur ho-

möopathischen Heilung nur die kleinsten Arzneigaben erlaubt sind. Man kennt hierin die Natur aller Krankheiten, aller Arzneimittel und die möglichen Verhältnisse beider gegen einander in einzelnen Fällen noch nicht genug und die Ausübung der homöopathischen Heilkunst ist noch zu neu, noch zu beschränkt, noch zu wenig allgemein, als daß man schon im Stande wäre, ein durchaus und allgemein gültiges Gesetz hierüber auszusprechen. Es giebt ganz gewiß homöopathische Heilungsfälle, in denen man gar nicht nöthig hat, so ungewöhnlich kleine Gaben zu geben; noch mehrere Fälle aber scheinen die kleinsten Gaben zu erfordern und im Gebrauchsfalle größerer Gaben verschlimmert zu werden. Hahnemann scheint von der Mehrheit der Fälle und von der größeren Sicherheit und Unschädlichkeit, welche bei der Anwendung der kleinsten Gaben erzielt wird, die Regel hergenommen zu haben; hat er das Gesetz ohne Ausnahme festgesetzt, so hat er geirrt, so muß es beschränkt werden. Dasselbe fast, was ich hier gesagt habe, wird von der lange Zeit fortgesetzten Wiederholung der Arzneigaben gelten. Es würde eine sehr gewagte, meiner Handlungsweise nicht zusagende Erklärung seyn, wenn man hier annehmen wollte, daß zufällige Umstände, die zwar möglich aber doch nirgends angegeben und erwiesen sind, mitgewürkt hätten, die Wirkungen der überschüssigen Gaben aufzuheben und zu vernichten. Es ist auch zwar denkbar und wahrscheinlich, aber doch noch lange nicht gewiß, daß in vielen Fällen nach dem bekannten Gesetze der Gewöhnung, dem der lebende Organismus unterworfen ist, die spätern zur Heilung überflüssigen Arzneigaben unwirksam und dadurch unschädlich ge-

worden wären. Ich bin auch in Ansehung der wiederholten Gaben überzeugt, daß der Satz, nach welchem nur eine einzige Gabe desselben Mittels zur Heilung eines Uebels anzuwenden sei, und nach welchem die 2te Gabe die Heilwirkung der ersten vernichtet, noch weitern Modifikazionen nach der, bis jetzt noch nicht ausgemittelten Natur der Krankheit, des Arzneimittels und des Verhältnisses beider gegeneinander, unterliegen müsse. Man findet auch diese Modifikazionen schon insofern in den Grundzügen der homöopathischen Lehre ausgedrückt, als nur nach jeder einzelnen Gabe von Neuem ärztlich bestimmt werden müße, ob dasselbe Mittel zu wiederholen oder ein anderes zu wählen sei; und Beispiele von Wiederholungen desselben Mittels lesen wir schon unter den wenigen im homöopathischen Archiv angeführten homöopathischen Heilungsgeschichten. Weitere Untersuchungen und Erfahrungen werden auch für diesen Punkt zur Entdeckung umfassenderer Gesetze und Regeln für einzelne Arzneimittel oder Krankheitsarten führen.

5) Der Verfasser leugnet nicht die Erfahrungen, daß Fliegenschwamm Zittern, Konvulsionen und Fallsucht gemacht habe. Er kann daher gegen Whistlings Versuch, mit dieser Substanz Konvulsionen mit Zittern zu heilen (ein Versuch der, obgleich es der Verfasser nicht ganz zugeben will, nicht ohne allen wohlthätigen Erfolg war) nur die Größe und Häufigkeit der Gaben einwenden. Gegen die Erfahrung J. C. Bernhards, der denselben mit Nutzen gegen Epilepsie gebraucht hat, wird gar keine Einwendung gemacht. Solche und ähnliche Fälle sind homöopa-

thisch erklärbar — wie will man sie aber nach der Heilart contraria contrariis erklären?

6) Insofern Hahnemann annimmt, daß alle blos durch sogenannte Idiosynkrasien hervortretende Arzneiwirkungen eigenthümlich den Arzneien, nicht dem lebenden Organismus angehören, handelt er konsequent, die durch Idiosynkrasie vom Anis erregten Zufälle, wie sie Albrecht anführt, unter die Anissymptome zu stellen. So lange aber der Vordersatz noch von den Aerzten bezweifelt wird, so darf er allerdings nicht erwarten, daß die unter dieser Nummer angeführten Beispiele von Heilungen mit dem Anis von diesen Aerzten für homöopathische Heilungen anerkannt werden.

7) Die Eigenschaft der Schaafgarbe, Blutungen zu erregen, läßt der Verfasser nicht gelten, weil die von Hahnemann zitirten Schriftsteller es nicht selbst gesehen haben, sondern sich auf einen dritten berufen, der es gesehen und gesagt, aber nicht aufgeschrieben hat. Tragus mag es gesehen haben, oder nicht, so werden doch gewiß viele Aerzte leben, die dasselbe gesehen, wenn auch nicht geschrieben haben. Die Schaafgarbe gehört zu denen Mitteln die das Blutgefäßsystem sehr stark affiziren und sie kann daher Blutungen sowohl heilen als erregen. Der Verfasser kann sich davon bei der Prüfung der Arzneikörper, die er anzustellen sich vorgenommen hat, überzeugen. Ich habe von kleinen, täglich nur einmal innerlich angewendeten Gaben von 5 und 10 Tropfen des frisch ausgepreßten und in Weingeist aufbewahrten Safts bei kränkelnden Personen nach 3, bei gesunden nach 6 Tagen heftige Kongestionen zu Brust und Kopf, gesteigert bis zu Nasenbluten

und Auswurf blutigen Schleims aus der, schmerzhaft katarrhalisch affizirt werdenden Luftröhre entstehen gesehen.

Wenn übrigens Schaafgarbe, nach Boeckler, als Schnupfmittel gebraucht, Nasenbluten erregen soll, so hätte der Verfasser, der darin nichts Eigenthümliches erkennen will, doch bedenken sollen, daß nicht jedes, so wenig scharfe Bestandtheile enthaltende Schnupfmittel diese Eigenschaft besitzt.

8) Das Hahnemannsche Zitat für die Kraft der Bärentraube, Harnbrennen mit Abgang schleimigen Urins zu machen, soll nicht richtig seyn; der Fall von Heilung schmerzhaften Abgangs von eitrigen und schleimigen Urin mit derselben wird nicht geleugnet. Ich kann denn nicht darüber urtheilen, ob die Wirkungen derselben auf Gesunde und Kranke sich einander gegenüber stehen.

9) Unsichere Beweiskraft für Homöopathie, irrige oder nicht gefundene Zitate, oder Unmöglichkeit, sie nachzulesen, zweifelhafte, sich widersprechende Erfolge der Experimente Störcks an sich selbst mit Herbstzeitlose! Nur soviel ist gewiß, daß erstens Störck nicht, wie der Verfasser behauptet, im 4ten Versuche zuviel genommen und dadurch nach der Erklärung des Freundes des „Constatirten in der Medizin," einen entzündlichen Zustand herbeigeführt hat, denn er nahm, wie man im critischen Hefte selbst nachlesen kann, bei diesem Versuche noch nicht ganz einen Gran, bei allen übrigen Versuchen aber mehr (Siehe S. 63. des critischen Hefts, wo aus Störcks Schrift die eignen Worte angeführt sind: „Fünfter Versuch" also der auf den vorhin berührten, vierten Versuch folgende. „Nun vergrößerte ich die Gabe

und nahm einen Kaffeelöffel voll vom Sauerhonig der Herbstzeitlose" — ein solcher Löffel voll mag bis 10 Gran Herbstzeitlose enthalten haben — „früh nüchtern" — bei dem vierten Versuch erst gegen Mittag.—) Zweitens sieht man auch deutlich, daß Hahnemann eben nur den vierten Versuch für rein gehalten hat und recht daran that, weil hier nur die Herbstzeitlose allein gebraucht wurde. Bei allen übrigen Versuchen aber war sie mit Wein oder Oxymel vermischt, welche Vehikel allerdings die eigenthümlichen Wirkungen des Arzneimittels modifiziren konnten und mußten und daher die damit gemachten Beobachtungen unrein und unsicher machten.

10) Jalappe, welche bekanntlich bei Unruhe, Schreien und muthmaslichem Leibweh kleiner Kinder so hilfreich ist, ehe oder ohne daß Ausleerungen darauf erfolgen, soll dieses nach Hahnemann homöopathisch thun, weil Muralto in 2 Fällen Bauchweh, Unruhe und Umherwerfen davon sahe, und es paßt jene Erscheinung im Gegensatz mit den gewöhnlichen Wirkungen der Jalappe, vortrefflich in die Homöopathie, ohne jedoch schon hinreichend bestätigt zu seyn, während sie nach antipathischen Heilansichten ganz unerklärbar bleibt. Der Verfasser aber läßt jene Zufälle bei Muralto nur von der zu stark abführenden Wirkung des in zu großer Dosis gegebenen Mittels entstanden seyn und man muß gestehen, daß, indem seine Erklärung noch hypothetischer und willkührlicher ist, er der „Hahnemannschen Logik" hier nichts vorzuwerfen hat.

11) Daß Senna Leibschmerzen und Flatulenz mache, kann der Verfasser nicht leugnen; daß Detharding mit ihr Leibschmerzen und unruhige Nächte geheilt habe,

würde er auch nicht läugnen, wenn es ihm um Wahrheit zu thun wäre. Daß er hier Täuschung beabsichtigt, sieht man klar aus S. 68. seines Hefts. Er sagt nämlich, er sähe aus der zitirten Stelle Dethardings, daß die Senna nur durch ihre eröffnende Kraft die gerühmte Beruhigung habe verschaffen können und nun führt er die Stelle desselben wörtlich, aber in der Ursprache, lateinisch, an. Der Laie, der nur deutsch versteht, wird freilich wohl glauben, daß das darin stehe, was der Verfasser behauptet und mit dieser Stelle belegen will; er wird nicht denken, daß der wahrheitsliebende Kritiker ihm Sand in die Augen streue und daß die lateinischen Worte Dethardings das Gegentheil dessen besagen, was der Verfasser der critischen Hefte behauptet, daß sie besagen. Detharding sagt aber in der angezogenen Stelle: „Ich kann versichern, daß die Senna nicht nur die Leibschmerzen nach einer oder der andern Gabe stillt, sondern daß auch die Kranken nach den ersten Gaben in den sanftesten Schlaf verfallen. Nach dem Erwachen erfolgt erleichternde Leibesöffnung und gänzliches Verschwinden der Schmerzen.“ Wie kann denn hier der spätere Stuhlgang Ursache seyn, daß die Kranken vorher Linderung und Schlaf hatten? Dieser Beleg für homöopathische Heilungen bleibt beweisend, der Verfasser mag ihn drehen, wie er will. Mit dieser Stelle bezüchtige ich ihn der Unwahrheit, wenn er S. 91. sagt, daß von allen, von Hahnemann zitirten Stellen nicht eine das finden lasse, was dieser ihr untergelegt habe; und ich wende die S. 92. vom Verfasser gemachten Konsequenzen gegen ihn selbst als den Kritiker einer „neuen Lehre.“

12) Störck hat mit Diptamwurzel eine lang-

wierige Leukorrhöe geheilt; in einem andern Falle hat eine amenorrhoische Frau nach dem Gebrauch derselben die Leukorrhöe bekommen. Hahnemann schließt hier auf homöopathische Wirkung, der Verfasser bezweifelt sie; ein sicherer Schluß für oder wider ist hier nicht zu machen. Daß aber in 2 andern Fällen auf den Gebrauch des Diptams keine Leukorrhöe erfolgte, beweiset gar nichts gegen den Hahnemannschen Schluß, da nicht alle Wirkungen einer Arznei bei einer jeden Person erfolgen.

13) Dieselbe Bewandniß würde es mit Hahnemanns Behauptung haben, daß Brennwaldrebe eine feuchte fressende Krätze dadurch geheilt habe, daß sie, wie Störck sahe, einen krätzartigen Ausschlag hervorbringen könne; hier kommt aber dem Hahnemannschen Schlusse noch zu Gute, daß er selbst und mehrere homöopathische Aerzte durch Versuche an Gesunden und durch Heilungen an Kranken (beide noch ungedruckt) dieselben Resultate erhalten haben.

Ein Ausschlag, eine Arzneikrankheit, kann allerdings bei dem Fortgebrauche desselben Mittels, wodurch jener, wodurch jene hervorgebracht wurde, wieder verschwinden. Die meisten Ausschlags- und die meisten Arzneikrankheiten bei sonst gesunden Personen haben einen bestimmten Verlauf, eine bestimmte Dauer; der Verlauf kann durch die Fortdauer seiner Ursache nicht verlängert, die Dauer der Krankheit auf dieselbe Weise nicht für immer unterhalten werden. Dieser Einwurf gegen die Richtigkeit des von Hahnemann aus der Störckschen Beobachtung gezogenen Schlusses ist also nicht haltbar.

14) Der Verfasser hat zwar darin recht, daß es nicht

drei Beobachtungen sind, sondern daß es nur eine von drei Schriftstellern wiedererzählte Beobachtung ist, welche Hahnemann als Beweis für die Eigenschaft der Euphrasia, die Augen krank zu machen, anführt; übrigens ist aber sowohl die krankmachende als die heilende Einwirkung derselben auf die Augen, erstere durch Hahnemanns und mehrerer jungen Aerzte, (im 5ten Bd. der reinen Arzneimittellehre) Versuche, letztere durch Murray und wieder durch Hahnemann wiederholt bezeugt worden.

15) Da mehrere Beobachtungen (auch die mit Unrecht vom Verfasser angefochtene des Schmidt, wo ein übrigens gesunder Mann, wegen Leibschmerzen nicht weniger als 2 Unzen Muskatnuß eingenommen hatte) bezeugen, daß Muskatnuß unter andern ein Verschwinden der Sinne und eine allgemeine Unempfindlichkeit hervorbringe, so nimmt Hahnemann an, daß sie bei Lange, dem sie in hysterischen Ohnmachten geholfen hat, auf homöopathische Weise geholfen habe. Es gilt hier, was ich bei Nummer 12 gesagt habe.

Der Verfasser begeht hier ein Unrecht, wenn er in hysterischen Zufällen nur „hohe vorwaltende Sensibilität" sehen will. Die Vertheilung der Sensibilität ist bei der Hysterie so ungleich, so wechselhaft, die Sensibilität steht dabei in vielen Organen oft so tief, die Sensazionen sind dabei so anomal, mehr qualitativ als quantitativ abweichend, daß jene Bezeichnung, so wie sie der Verfasser giebt, durchaus nicht charakterisirend, so wie nicht zureichend zur Umstoßung der Hahnemannschen (freilich noch nicht erwiesenen) Erklärungsart ist.

16) Auf die Wassersucht machende, und heilende

mara ausgebrochene Flechte auch bei dem Fortgebrauche derselben wieder abheilte, deutet nur darauf hin, daß die Dulcamaraflechte eine solche Ausschlagskrankheit seyn möge, wie viele, besonders akute, Exantheme, welche, nachdem sie ihre Akme erreicht haben, wieder abheilen und verschwinden müssen, und wenn sie einmal hervorgebracht sind, durch ihre fortwirkende äußere Ursache (hier Dulcamara) weder sogleich noch einmal hervorgebracht, noch für längere Zeit unterhalten werden können; so wenig wie die Menschenpocken in einem Subjekte perennirend werden können, wenn man es auch während dem Verlaufe seiner Pocken einer neuen und wiederholten Pockenansteckung aussetzt.

Für die Anführung aber der Worte des erfahrnen de Haen kann sich eigentlich die Homöopathie bei dem Verfasser bedanken. Die Worte desselben: Dulcamara macht in großen Gaben Konvulsionen und Raserei, in kleinen heilt sie Krämpfe und Konvulsionen — welche der Verfasser (mit der lateinischen Sprache des Texts) aus de Haens ratio medendi anführt, sind kein gering zu schätzender Beweis für die Homöopathie, der Verfasser mag sie noch so künstlich anders zu deuten versuchen; und wenn in diesen Worten nicht enthalten ist, daß er, de Haen, diese Beobachtungen und Erfahrungen selbst gemacht habe (womit sich der Verfasser zu trösten sucht), so sieht man doch aus denselben, daß dieser denkende Arzt, dieser Meister seiner Kunst, überzeugt war, daß solche Beobachtungen und Erfahrungen von andern glaubwürdigen Aerzten gemacht worden seyen.

20) „Die Beobachtung Ruckers über Entstehung

einer hitzigen Geschwulstkrankheit vom Gebrauch des Schwarznachtschatten ist sehr merkwürdig und konnte bei Hahnemann allerdings die Vermuthung rege machen, daß Gatackers und Cirillo's Heilungen der Wassersucht mit diesem Kraute auf homöopathische Weise vollbracht worden wären.

Ich wünsche, daß der Verfasser sich noch entschließen möge, auch die übrigen 26 Heilmittel, welche Hahnemann in der Einleitung seines Organons als Beispiele zufälliger homöopathischer Heilungen genannt hat, genau, nur mit etwas mehr Mäßigung in seinen Ausdrücken, durchzugehen. Der Leser wird immer, wenn man auch von dem Referenten Unpartheilichkeit nicht erwarten kann, die Wahrheit herauszufinden wissen, sobald die Thatsachen klar vor Augen liegen. Durch strenge Kritik kann die Wahrheit, kann die Wissenschaft nur gewinnen. Was eine so strenge Kritik ausgehalten hat, steht dann um so fester und beglaubigter da.

Ich habe schon erwähnt, daß Hahnemann erst nach der Erfindung seiner homöopathischen Heilart auf dem Wege eigner Erfahrungen und nach der Aufstellung des ihr angepaßten Lehrgebäudes, nach Beispielen in ältern und neuern Schriftstellern gesucht hat, um zu finden und darzuthun, daß von jeher, auch ohne Wissen und Willen der Aerzte, homöopathische Heilungen vorgekommen sind. Wenn es, schon abgesehen von aller Erfahrung, wahrscheinlich ist, daß dergleichen Heilungen bisweilen vorkommen mußten, so hätte doch Hahnemann aus der

Seltenheit dieser Fälle schließen sollen, daß seine Voraussetzung, als ob alle Heilungen ausschließlich nur auf homöopathischem Wege erfolgen könnten, irrig oder unerwiesen sey. Sie läßt sich aus den Schriften der Aerzte nicht erweisen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß viele von ihnen aufgezeichnete Beobachtungen darauf hindeuten, daß viele Heilungen auf homöopathischem Wege statt gehabt haben mögen. Daß es aber gewiß so gewesen sei, läßt sich stringent nicht beweisen. Es ist bei dem gegenwärtig noch unvollkommenen Stande unseres Wissens über das Wie des Heilprozesses noch unmöglich, in allen, zumal nicht einfachen Fällen von Heilung bestimmt anzugeben, wie gewirkt worden ist und was gewirkt hat. Hierzu kommt noch die Seltenheit mancher Fälle, in denen diese oder jene Beobachtung an Gesunden gemacht und die ihr entsprechende Krankheitsheilung gesehen worden ist; ungerechnet die in allen diesen Heilungsfällen durchgängig vorkommende Größe und Häufigkeit der Gaben, welche beide Gegenstände ich bereits oben bei Nummer 4. einigermaßen erläutert habe. Ich für meine Person lebe der Hoffnung, daß zukünftige Untersuchungen, Erfahrungen und Entdeckungen uns dereinst noch in Stand setzen werden, von solchen zweifelhaften Heilungsfällen mit größerer Wahrscheinlichkeit oder mit Sicherheit auszumitteln, ob sie zu den homöopathischen oder zu den nicht homöopathischen gehören; und da ich nie gezweifelt habe, daß es auch Heilungen auf nicht homöopathischem Wege geben, daß die Natur vielmehr eine Mannichfaltigkeit der Heilwege zulasse, so scheint es mir ein fruchtloses, zeitraubendes Bemühen zu seyn, wenn man über die Art,

wie bei längst vorübergegangenen und nicht einfach genug angestellten, nicht sorgfältig genug aufgezeichneten, daher mangelhaften Heilungsgeschichten dieses oder jenes Mittel gewirkt haben möge, in Grübeleyen verfällt — während die uns, der gegenwärtigen ärztlichen Generazion vorkommenden Heilungsfälle, welche mit möglichster Vollständigkeit beobachtet, aufgezeichnet und durch höchste Einfachheit der Beurtheilung zugänglicher gemacht werden können, reicheren Stoff zu entscheidenden Untersuchungen darüber darbieten und unsere pflichtmäßige, gewissenhafteste Aufmerksamkeit erfordern. Und klärere, hinreichendere Beweise für die Wirklichkeit homöopathischer Heilungen kann es nicht geben, als die in der neuesten Zeit absichtlich vorgenommenen, zugleich durch höchste Einfachheit des Verfahrens gar keiner zweifelhaften Deutung mehr unterworfenen Heilungen auf homöopathischem Wege. Wenn auch, seit Kranke geheilt und behandelt worden sind, nicht ein einziger Fall vorgekommen oder aufbewahrt worden wäre, der eine wirkliche homöopathische Heilung war, so ist es darum doch noch nicht erwiesen, daß diese Heilart — so wenig als Amerika vor seiner Entdeckung durch Columbus — ein Unding sei. Sie hat dann früher noch nicht vorkommen können, weil die Aerzte ihre Kranken nicht in die zur Heilung auf homöopathischem Wege nothwendigen Bedingungen versetzten, sie aus Unkunde dieses damals noch unbekannten Naturgesetzes nicht in diese Bedingungen versetzen konnten. Seit aber das Heilgesetz durch Homöopathie gefunden worden ist, kann jeder Arzt, der sich darüber hinreichend unterrichtet hat, auch Heilungen auf homöopathischem Wege bewirken und sich damit über die Existenz einer solchen Heilmetho-

he vergewissern. So können wir die uralten Naturkräfte, die sich durch die galvanischen, elektrischen, minero- und zoo-magnetischen Erscheinungen aussprechen, und die uns Jahrtausende lang unbekannt blieben oder nur verworren und unbestimmt ansprachen, jetzt, nach weiter gediehener Erkenntniß ihrer Erscheinungen, Bedingungen und Gesetze, benutzen, prüfen und wissenschaftlich bearbeiten!

B.

Krankheitsheilungen, welche Hahnemann aus der Hausmittelpraxis zu den homöopathischen Heilungen rechnet.

Es sind nur wenige; sie sind nur in der Einleitung des Organons aufgeführt; der Verfasser der critischen Hefte bestreitet, daß die 4 angeführten Beispiele auf homöopathische Weise wirken. Ich erlaube mir einige Bemerkungen über seine Einwürfe zu machen.

α) Auf frisch erfrorne Glieder legt man gefrornes Sauerkraut oder Schnee. (S. Organon S. 82.)

Zuvörderst wird der Verfasser zugeben, daß diese allgemein gebräuchliche Heilart wenigstens nicht nach dem von ihm vertheidigten antipathischen Satze — contrarium contrario — vorgeht.

Wenn ich auch zugeben wollte, daß hier nicht das Aehnliche, sondern das Gleiche angewendet werde (ob es gleich gar nicht unnatürlich ist, sich die Kälte zweier verschiedener Gegenstände nicht blos als quantitativ, sondern auch als qualitativ verschieden zu denken), so ist doch hier eine unverkennbare Analogie mit der ho-

möopathischen Heilart. Wenn wir aus Erfahrung wissen, daß ein kalter Körper einen andern erkalteten Körper entkälten, und so in integrum restituiren kann, so ist es auch nicht mehr absurd, zu denken, daß eine der Krankheitsursache sehr ähnlich wirkende Kraft eine Krankheit heben kann.

Ich kann dem Verfasser nicht zugeben, daß man bei dieser Behandlung die Kälte, welche heilen soll, schwächer einwirken lasse, als die Kälte eingewirkt hat, welche Erfrierung gemacht hat, oder als die Kälte des erfrornen Organs ist. Der Schnee, das Eis und dergl. das man anwendet, ist und muß allemal kälter seyn, als der erfrorne Theil; also ist die von ihm vermißte „homöopathische Bedingung, daß das Heilmittel stärker seyn solle, als die krankmachende Potenz," vorhanden. Daß man aber den Kältegrad des Heilmittels allmählig vermindert, um stufenweise von der Kälte zur Wärme herabzusteigen, ist der indessen gleichfalls allmählig und stufenweise erfolgten Erwärmung des erfroren gewesenen Körpers angemessen.

β) Eine mit kochender Brühe begossene Hand hält der Koch dem Feuer in einiger Entfernung nahe. (S. Organon, ebendaselbst).

Auch diese Heilart ist nicht nach dem von dem Verfasser allein vertheidigten Satze — contrarium contrario —; er muß zugeben, daß eine andere, der seinigen entgegengesetzte Heilart ihren Werth habe. Ueberhaupt beweiset nichts auffallender die Mannichfaltigkeit der in der Natur wirklich statt findenden Heilarten, als die sich schnurstraks entgegengesetzten Verfahrungsarten bei frischen Verbrennungen, welche dennoch endlich zu demselben Ziele füh-

ren, wobei jedoch die homöopathische schneller, schmerzloser und sicherer zu wirken scheint.

Kochende Brühe auf der Haut und sehr erwärmte Luft in der Nähe eines Feuers sind wieder zwei sehr verschiedene Arten von Wärme, sind nicht blos gradweise verschieden. Warum soll siedendheiße Brühe und durch nahes Feuer verdünnte erhitzte Luft das Gleiche seyn, ganz gleiche Einwirkung auf den menschlichen Organismus haben? Gilt denn das Vehikel, der Träger der Wärme für gar nichts? Strychnin ist in der Brechnuß und in der Ignazbohne enthalten, und doch wirken beide verschiedenartig auf den Organismus ein, ja eins hebt die Wirkungen des andern im Organismus wieder auf. (So wird es mir auch aus einigen Beobachtungen wahrscheinlich, daß die verschiedenen Mittel, welche den Stoff und das Oel des Kirschlorbeers enthalten, im lebenden Organismus die Wirkung des zuerst angewendeten Präparats, statt sie zu verstärken, wieder aufheben.) Wenigstens gilt auch hier wieder, was vorhin bei Heilungen erfrorner Glieder; das Heilverfahren hat Analogie mit dem homöopathischen.

Auch hier nennt der Verfasser das übliche von Hahnemann zitirte Verfahren darum unhomöopathisch, weil man das heilende Feuer nicht stärker auf die verbrannte Stelle einwirken lasse, als das krankmachende eingewirkt habe; aber mit Unrecht. Nach einem allgemeinen Naturgesetze organischer Körper wird das verbrannte Organ durch den ersten Brandschaden in eine so erhöhete Reizempfänglichkeit versetzt, daß nun die darauf folgende (obgleich eigentlich absolut oder physisch schwächere) Hitzein-

wirkung einen relativ grössern Eindruck auf die hohe Reizbarkeit des leidenden Organs machen muß.

γ) Lackirer legen auf die verbrannte Stelle ein ähnlich wirkendes, Brennen erregendes Mittel, starken wohlerwärmten Weingeist oder Terpentinöl, und stellen sich damit in wenig Stunden wieder her. (S. Organon S. 83.)

Auch von diesen Mitteln bezweifelt der Verfasser, daß sie homöopathisch wirken.

Soviel ist gewiß, daß sie, innerlich genommen, große Hitze, und daß sie ein Brennen auf der zartern Haut der von ihnen berührten Theile machen, daß sie letzteres auch auf den allgemeinen Hautbedeckungen reizbarer Personen thun und daß das Terpentinöl sogar bisweilen auf derselben rosenartige Anschwellungen und frieselartig juckende Ausschläge veranlaßt. Mögen sie nun also homöopathisch wirken oder nicht, so vermag der Verfasser doch wieder auf keinen Fall, diese Wirkung antipathisch — contrarium contrario — zu erklären.

Er hat hier auch aus der Acht gelassen, daß Hahnemann sich nicht blos auf das Zeugniß der Lackirer, sondern auf das von 8 sehr verständigen Aerzten (Fernelius, J. Hunter, Sydenham, Kentish, Heister, Benji und John Bell und Anderson) beruft, welche diese Mittel, sie allen andern vorziehend, empfehlen, und von denen einige den augenscheinlichen Vorzug, den sie vor der Behandlung contrario verdienen, beobachtet haben. Dagegen hat der Verfasser hier manches unnütze Wort verloren; „Salzwasser," wie er spöttisch empfiehlt, wird kein Arzt den genannten Mitteln zur Seite stellen,

weil es, innerlich genommen, Gefühl von Kälte, Kühlung, also das Gegentheil von dem, was Weingeist und Terpentinöl machen, verursacht; er spottet sonach über sich selbst, da dieses Mittel, wenn es angewendet würde, antipathisch einwirken müßte.

„) Der Schnitter, der sich in der Sommerglut bis zum hitzigen Fieber angestrengt hat, wird nie kaltes Wasser trinken, sondern er nimmt etwas weniges einer, Hitze hervorbringenden Flüssigkeit, einen Schluck Branntwein zu sich; seine Hitze wird schnell hinweggenommen, wie seine Ermüdung. (S. Organon S. 87.)

“ Ich setze hinzu, der Ostindier erquickt sich unter der glühenden Hitze seines brennenden Himmelsstrichs nicht etwan mit kühlenden, fruchtsäuerlichen Getränken, sondern mit dem Kauen des aus den schärfsten, pfefferartigen Aromen und Kalk bereiteten Betels.

Hier giebt allerdings der Verfasser zu, daß man in solchen Fällen der Erhitzung das contrarium contrario zu vermeiden habe, aber er sucht, daß der Branntwein hier nicht homöopathisch, daß er gleichwohl antipathisch wirke, auf eine so sonderbar gewundene Weise darzuthun, daß ich ihn, um dem Urtheile des Lesers nicht vorzugreifen, lieber selbst sprechen lassen will.

„Es sei,“ versichert er S. 98, „hier mit dem Branntweintrinken nicht auf die Hitze, wie Hahnemann fälschlich unterlege, sondern auf die Stillung des Durstes abgesehen. Der Schnitter trinke nur dann Branntwein, wenn er keinen Kaffee, Thee u. dergl. was ihm lieber seyn würde, haben könne; das alles wirke primär als

contrarium contrario, weil es den Durst mildere," (wodurch? durch eine besondere durststillende Eigenschaft, oder dadurch, daß es die Ursache des Durstes, die Erhitzung verdrängt?) „es solle die Hitze gar nicht dämpfen; bald nachher" (ohnfehlbar wenn die Erhitzung vergangen ist) „trinke der Schnitter Bier oder Wasser. Branntwein sei ein gutes Mittel, besonders bei heftiger Strapatze und großer Hitze, Durst auf einige Zeit zu beschwichtigen, weil er reizend mitwirke und die Kräfte einigermaßen aufrege." (Die Kräfte sind durch angestrengte Arbeit und große Hitze schon sehr aufgeregt, es wirkt also dieser Reiz nicht antipathisch, sondern eher homöopathisch.) „Wenn man bei großer Arbeit und Sommerhitze Branntwein trinke, so vermehre sich der Schweiß auf kürzere Zeit" (homöopathische Verschlimmerung) „aber der Trinker fühle sich einigermaßen erquickt; wenn Arbeit und Hitze fortdauere, so werde er dadurch keineswegs abgekühlt." (Das ist zu glauben!) „Wenn er aber nach dem Trinken des Branntweins aufhöre zu arbeiten, so kühle man dadurch langsamer und behaglicher ab, besonders wenn man sich etwan an einem schattigen Orte aufhalte oder die Sonne von selbst verschwinde; er hemme also durch Erwärmung die schnelle Abkühlung."

Ich überlasse Aerzten, selbst über diese Deutungen zu urtheilen.

In einer Note setzt der Verfasser noch hinzu: „gehen denn Erhitzte, wenn sie sich abkühlen wollen, in eine noch heißere Temperatur? Wahrlich das wird der Vorsichtigste dem Homöopathen nicht nachthun!" Es wird Niemand sagen können, daß die Homöopathie so etwas anrathe, wenn

Analogie mit der streng homöopathischen Heilung, welche durch ähnlichen Affekt im leidenden Organe selbst vollbracht wird! (Vergleiche S. 15—18 des ersten Hefts des homöopathischen Archivs.) Augenscheinlich gehören die Heilungen durch Gegenreiz, Ableitung und durch alles, was allopathisch genannt werden kann, nicht zu den Heilungen per contraria.

Die vom Verfasser S. 107. seines Hefts, als Beweis gegen die Homöopathie gebrauchte Unvermögendheit der Menschenpocken, die eigentlich schwächere Kuhpockenkrankheit zu suspendiren, wenn die letztere einmal bis zu ihrem Fieberzeitraum gediehen ist, hat Hahnemann im Organon S. 133 also an der Stelle, die der Verfasser vor Augen gehabt hat, sehr richtig durch das Stärkergewordenseyn der soweit ausgebildeten Kuhpockenkrankheit erklärt. Allerdings wird eine ganz ausgebildete, allgemein gewordene Krankheit eine größere Intensität haben, als eine noch unausgebildete, im Organismus noch nicht festgewurzelte, und wird somit in diesem Moment stärker seyn können, als die eigentlich und bei gleichen Umständen absolut stärkere.

Homöopathische und nicht homöopathische Aerzte geben wirklich „gegen innere Folgen der äußerlich vertriebenen Krätze den Schwefel fort;" sie haben es wenigstens wirklich „immer noch mit derselben Krankheit zu thun." — Wenn dem Verfasser der gefundene Ausdruck: stille Symptome — so sehr gefällt, so kann er außer der Krätze auch noch alle diejenigen Symptome der Lustseuche so nennen, welche erst nach der Unterdrückung der ursprünglichen Chankers zum Vorschein kommen.

D.

Ahnungen einer homöopathischen Heilart durch frühere Aerzte, welche Hahnemann historisch und anhangsweise in der Einleitung des Organons anführt.

Diese Stellen, welche Hahnemann nirgends als Belege für die Homöopathie aufgeführt hat, welche er in der Einleitung nur historisch erwähnt hat, müssen allerdings dem ärztlichen Forscher historisch merkwürdig seyn, und es ist mir erfreulich, daß der Verfasser die von Hahnemann angegebenen, indem er sie zu bestreiten sucht, noch vermehrt hat.

Der Verfasser des dem Hippokrates zugeschriebenen Buchs περὶ τόπων τῶν κατ' ἄνθρωπον ist wirklich ein verständiger Arzt gewesen, da er schon vor Jahrtausenden, nach der Versicherung des Verfassers der critischen Hefte, mit Gewißheit sowohl die homöopathische als die Heilart contraria contrariis angegeben hat.

Wenn Hahnemann irriger Weise den Erastus mit dem in der Geschichte der Heilkunde Epoche machenden, selbst nach der Meinung des Verfassers der critischen Hefte, nicht verdienstlosen Paracelsus, der wirklich der Vertheidiger des Satzes: similia similibus — war, verwechselt hat, so ist jeder Kenner der Homöopathie dem Verfasser für diese Berichtigung als eine Bereicherung der Ahnungen der homöopathischen Heilart um so mehr Dank schuldig, als Paracelsus auch anerkannt ein größerer und glücklicherer Praktiker war, als Erastus.

Ob Oetharding errathen hat, daß Senna vermöge seiner Kolik erregenden Wirkung bei Gesunden die

Kolik heile, ist zwar aus seinen angeführten Worten (s. oben A. 11.) nicht abzunehmen; da ihm indessen als erfahrnem Arzte jene Wirkung derselben auf Gesunde bekannt gewesen seyn wird und er, den angeführten Worten nach, bestimmt die Heilwirkung derselben in der Kolik beobachtet hat, so hätte er wenigstens Gelegenheit gehabt, auf jenen Gedanken zu kommen.

Zu wünschen ist, daß in den Memoires de l'Acad. royale von 1710 nachgesucht werde, ob Bouldac wirklich ausdrücklich sagt, daß die purgirende Eigenschaft der Rhabarber die Ursache ihrer durchfallstillenden Kraft sey, oder ob er, wie Detharding u. a. viele, die Fakta zwar erzählt, aber keinen Erklärungsversuch hinzugefügt habe.

Bertholon's St[illegible]ichtssagend," wie der Verfasser annim[illegible] sie [illegible]. Der Verfasser will zwar [illegible] Wort darin finden [illegible] Erregung ähnlicher Schmerze[illegible] durch die Elektrizität, [illegible]n Zahn- und andere Schmerzen angewendet [illegible] aber die Stelle hat abdrucken lassen; [illegible]nehmen, daß er sie zu flüchtig gelesen hat, weil es doch in der Stelle zu lesen ist; ich setze sie hierher: „die Funken verursachten in dem Augenblicke, wo man sie herauslockte, einen Schmerz, der dem zuvor ausgestandenen ähnlich war, wovon aber im nächsten Augenblicke nicht die geringste Spur zurückblieb." (Hier erklärt der Verfasser etwas leichtfertig, daß „bei Zahnschmerzen alles, was man an die schmerzende Stelle bringt, hier denselben Schmerz, nämlich den Zahnschmerz, verursache." Es gäbe denn also für ihn nur einen Zahnschmerz, und so müßte freilich Bertholon

BOSTON MEDICAL LIBRARY JAN 15 19..

Unrecht haben, der einen ähnlichen nennt; es kann dann keinen ähnlichen geben, und die vielen Modifikazionen desselben, die unsere Pazienten empfinden und beschreiben, sind Phantasien oder Erdichtungen.) Die andere Stelle Bertholons heißt: „die elektrische Erschütterung hat sehr lebhafte Schmerzen verschiedener Art gehoben, wenn ich sie auf den leidenden Theil richtete; sie stumpft den Schmerz ab und vernichtet ihn gänzlich, indem sie einen neuen und weit stärkern hervorbringt, welcher jedoch nur vorübergehend ist und gleich wieder verschwindet" (homöopathische Verschlimmerung). Diese Stelle gehört zu den schönsten historischen Beweismitteln für die Homöopathie, indem sie zur Bestätigung des Hahnemannschen Satzes, daß das Heilmittel durch eine neue, ähnliche Krankheit von sehr kurzer Dauer die ältere aufhebe, bestätigt.

Warum sollte es „kein Verständiger dem Thoury glauben, daß die positive Elektrizität, welche an und für sich den Puls beschleunigt, denselben langsamer macht, wenn er schon vorher krankhaft zu schnell lief?" Glauben ja doch Verständige, daß Baldrian, Schlangenwurzel, Moschus, warme Bäder und andere flüchtige Reizmittel, die an und für sich den Puls beschleunigen, denselben in Nervenfiebern und höchst akuten Krankheiten, wo im asthenischen Stadium derselben der Puls fast um das doppelte beschleunigt ist, langsamer machen; sind sie doch wirklich Augenzeugen, daß er bei dem Gebrauche der genannten Mittel in den passenden Fällen langsamer wird. Oder wäre es nach der Meinung des Verfassers Unrecht von den besten praktischen Aerzten, flüchtige Reizmittel bei beschleu-

nigtem Pulse zu geben? sollen sie diese Mittel etwan nur anwenden, wenn der Puls unter der Normalfrequenz ist? Oberflächlicher kann man die Elektrizität nicht abthun, als mit der Erklärung, daß sie „immer ein flüchtiges Reizmittel" (und weiter nichts?) „bleibe und deswegen nie das Blut beruhigen könne." Vielmehr dürfte überhaupt in dem Verhalten entgegengesetzter Elektrizitäten gegen einander, in dem schnellen Wechsel der elektrischen Pole, in allen elektrischen Erscheinungen, so wie auch in der magnetischen Polarität ein stärkerer Beweis für die Wirklichkeit der homöopathischen Lehre liegen, als bis jetzt beachtet worden ist.

Die von Hahnemann S. 89 des Organons angeführten Worte des Dänischen Arztes Stahl setzen es außer Zweifel, daß dieser Mann mit sich über die Richtigkeit des Satzes similia similibus im Reinen war. Weniger gewiß darüber war allerdings der hochverdiente Störck, als er sich vorzugsweise, auf eine Idee hin, erlaubte (oder, um sich der absprechenden Worte des Verfassers zu bedienen „erdreistete"), mit dem „hevischen" giftigen Stechapfel „an solchen Kranken zu experimentiren, welche an ähnlichen Leiden litten, wie diese Pflanze selbst in Gesunden zu erzeugen im Stande ist." Immerhin ist es doch historisches Faktum, daß er es gethan hat, und es könnte dem Verfasser, wenn er nicht kritteln wollte, ganz gleichgültig seyn, ob Störck „von selbst auf diesen Gedanken gekommen ist," was gewiß noch ehrenvoller für ihn gewesen wäre, oder ob er „erst durch andere darauf geleitet worden ist," was dem Verfasser hier durchaus lieber zu seyn scheint; obgleich Niemand wird begreifen können, wozu ihm das im Streite gegen die Homöopathie

helfen kann, wenn damals nicht nur einer, sondern sogar zwei Aerzte eine Ahnung von der Homöopathie gehabt haben, da die Thatsache doch gewiß bleibt.

Der Verfasser ergänzt das kurze Verzeichniß der wenigen Aerzte, welche das homöopathische Naturgesetz ahneten oder ihren gemachten Beobachtungen zufolge ahnen konnten, durch Hinzufügung des würdigen de Haen, der auch nahe daran war, dasselbe zu finden. Ich kann noch hinzufügen, daß früher schon Hieronymus Cardanus (in contradicent. medicor. libr. 2. tractat. 5. contradict. 8.) durch mehrere Beobachtungen des Hippokrates und späterer Schriftsteller auf die Idee gebracht wurde, die Frage aufzuwerfen, ob alle Heilungen durch entgegengesetzte Mittel, ob nicht mehrere durch ähnliche Mittel bewerkstelligt würden; aber er beantwortet sie sich selbst noch so, daß Galenus Theorie in Ehren bleibt. Die Idee so vieler noch lebender Aerzte, von selbst entstandene somnambule Zustände durch zoo-magnetische Behandlung, welche bei reizbaren gesunden Personen ähnliche Zustände hervorbringt, zu heilen, beweiset endlich auch, daß der Gedanke, homöopathisch zu heilen, nicht so selten bei Aerzten gewesen ist, als selten er in Schriften vorgetragen und diskutirt worden ist; und es ist zu vermuthen, daß mehrere Meister unserer Kunst nur aus staatsärztlichen Rücksichten die sich so häufig aufdringende Mahnung an homöopathische Heilungen nicht laut aussprechen wollen.

Soweit mustert der Verfasser das, was er „Belege" des eigentlich homöopathischen Satzes — Krankheiten können mit Mitteln geheilt werden, welche für sich in Gesun-

den ähnliche Leiden hervorrufen können — nennt, was aber nie hat Beleg desselben seyn sollen und was wirklich nur für die Wahrscheinlichkeit desselben zeugen kann und soll, da er mit Sicherheit nur durch homöopathisch ange- stellte Heilversuche erwiesen werden kann und erwiesen wird. Mit Unrecht erklärt daher der Verfasser S. 123. daß diese sogenannten Belege den fraglichen Satz nicht bekräftigen und daß, wenn die Belege — diese Belege — unzureichend wären, das ganze Lehrgebäude über den Haufen falle. Das Uebereilte seines hier gemachten Schlus- ses einsehend, setzt er jedoch hinzu, daß sich Hahnemann vielleicht nur als einen schlechten Vertheidiger seiner Sa- che, keineswegs als einen Unwahren in seinem Haupt- satze gezeigt habe; denn es könne eine Sache doch wahr seyn, wenn sie auch falsch gedeutet, unrecht dargestellt und mit unhaltbaren Gründen gestützt worden sei. Nach die- ser gerechteren Ansicht durfte der Leser erwarten, daß der Verfasser sich nun anschicken werde, die Wahrheit, Mög- lichkeit, Zulässigkeit des Satzes, der eben die Hauptsache ist — similia similibus — theoretisch oder praktisch zu be- leuchten; aber statt dessen geht er unerwartet und mit einer Wendung, aus welcher flüchtige Leser und Nichtärzte leicht vermuthen dürften, daß der fragliche Satz schon sattsam besprochen worden sei, zu dem — folgenden, 6ten Satz über; und so besteht seine ganze Kritik des Hauptsatzes, des 5ten, in den simpeln, S. 47. eingeschaltet zu lesenden Worten, „daß er weder neu, noch wahr sei.“

VI.

Unter dieser Nummer steht folgender Satz des Or- ganons:

Dieses Heilgesetz — similia similibus — beruhet auf dem Naturgesetze: eine schwächere dynamische Affekzion wird im lebenden Organismus von einer stärkern dauerhaft ausgelöscht, wenn diese, dem Wesen nach von ihr abweichend, ihr sehr ähnlich in ihrer Aeußerung ist. (S. Org. §. 20.)

Auch über oder gegen diesen Satz sagt der Verfasser kein Wort. Er nimmt nur unter dieser Rubrik Gelegenheit, die Vergleichungen zu tadeln, durch welche, aus der physischen und moralischen Welt hergenommen, Hahnemann in einer Note, S. 110. des Organons, die Möglichkeit dieses Naturgesetzes anschaulich und begreiflich machen will. Man kann allerdings von den aus der physischen Welt hergenommenen Beispielen sagen, was von allen Gleichnissen gesagt werden kann: omne simile claudicat. Treffend sind jedoch die zwei Beispiele, welche auf homöopathische Auslöschung unmäßiger psychischer Affekzionen hinweisen. Trauer und Gram wird gewiß, nach dem Urtheile der Psychologen, durch einen neuen, stärkern, wenn auch erdichteten Trauerfall im Gemüthe schneller und dauerhafter ausgelöscht werden, als durch Zerstreuungen und Vergnügungen, die, wenn ihr momentaner Rausch vorüber ist, nur ein tieferes Gefühl des Seelenschmerzes zurücklassen müssen. Es giebt hier freilich Gradazionen, die zu berücksichtigen sind; ein zu starker zweiter bekümmernder Affekt kann, statt den ersteren zu vertilgen, das Gefühl desselben vergrößern, so wie eine zu starke Gabe einer eigentlich homöopathisch hilfreichen Arznei dem Kranken eine Vergrößerung seines

Uebels zuziehen kann. Die von dem Verfasser als Beweis gegen dieses Beispiel, angeführte „Höhe der Traurigkeit, in welcher der Kranke ganz apathisch und von keinem folgenden neuen Unglück mehr affizirt wird," bietet auch allerdings wieder ganz andere Symptome dieses Gemüthsleidens dar, ist ein anderes Leiden, als die erste Traurigkeit, von der hier die Rede ist, als in welcher noch die höchste Empfindlichkeit für Trauer erregende Gemüthsaffekte statt findet; erfordert sonach auch die Wahl eines andern Heilmittels.

„Der Nachtheil, der von einer allzulebhaften Freude für die physische Gesundheit entstehen kann, wird durch den, Ueberfreudigkeit erregenden, Kaffee aufgehoben." Dieses aus dem Vorrathe homöopathischer Erfahrungen selbst gewählte Beispiel ist eben so faktisch richtig, als treffend, und „steht daher hier" gar nicht „am unrechten Orte." Zu erstaunen aber ist es, wie der Verfasser sich wundern kann, daß Hahnemann hier den Kaffee als Genesungsmittel anführe, „dem er doch, als der Gesundheit so außerordentlich schädlich, anderswo eine Grabrede zu halten suchte." Kann denn ein so gelehrter Gegner nicht einsehen, daß der Kaffee, eben weil er eine so höchst wirksame Arznei ist — und er wird als eine der wohlthätigsten von homöopathischen Aerzten gar nicht selten gebraucht — eben weil er so bedeutende Befindensveränderungen hervorbringen kann, nicht zum täglichen Getränk für Gesunde, so wie für Kranke und Kränkelnde ohne Ausnahme taugen kann und daß man daher billig gegen den diätetischen Misbrauch desselben eifere? Würde er denn, wenn man gegen das tägliche Opiumschlucken der Türken spräche, be-

haupten, man wolle dieser herrlichen Arznei eine „Stand-rede" halten? Würde er denn es lobenswerth finden, wenn für ihre Gesundheit zu ängstlich besorgte Menschen den Baldrian, der an seinem Orte auch eine recht gute Arznei ist, zu ihrem täglichen Getränke machen wollten? Ist es erlaubt, hier zu sagen, Hahnemann habe den Kaffee unter die „moralischen Gegenstände" versetzen wollen, und sich anzustellen, als habe diese Stelle des Organons etwas Unbegreifliches, Räthselhaftes? Unmöglich kann er die Wirkungen übermäßiger Freude auf den belebten Organismus läugnen wollen, jenes krankhafte Erbeben der Nerven, jenes unruhige, fast unwillkührliche Umhertreiben, jene Ueberbeweglichkeit der Muskeln, jene oft lange dauernde pathologische Ueberreiztheit der somatischen und psychischen Thätigkeit. Er muß einsehen, daß hier das Psychische mit dem Somatischen verschmilzt, daß die Wirkungen der geistigen Freude sich von dem Organe des Geistes aus dem mit demselben so innig verbundenen Körper mittheilen und in seinem Befinden pathologische Verstimmungen erregen.

„Völker, Jahrhunderte hindurch allmählig mehr und mehr in willenlose Apathie und unterwürfigen Sklavensinn herabgesunken, mußten erst durch einen Tyrannen noch tiefer in den Staub getreten werden, um ihr Haupt wieder als Männer, als Freye zu erheben." Dieses Gleichniß Hahnemanns gilt. Druck erzeugt Gegendruck im Physischen und Moralischen. Die Erfolge solcher Volkserhebungen, an denen der Verfasser, um doch auch etwas dagegen zu sagen, krittelt, gehören gar nicht weiter zur Sache; sie sind von zu vielen Nebenumständen abhängig,

was ich ihm gerne zugebe und aus der Geschichte vieler älterer und neuerer Völker sattsam bekannt ist.

VII.

Da jeder Krankheitsfall in der Welt nur ein einziges Mal erscheint, indem kein Gebrechen dem andern ganz analog verläuft, so kann keine Heilung statt finden ohne strenge Individualisirung eines jeden Krankheitsfalls. Diese wird daher nur durch eine genaue und strenge ärztliche Untersuchung möglich. (Organon §. 38 u. folg.).

Der Verfasser hat keine Einwürfe gegen diesen Satz und indem er die (meines Erachtens wirklich unvermeidlichen) Gebrechen unserer pathologischen Handbücher entschuldigt, stimmt er mit Hahnemann in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Individualisirens des Arztes bei Ausübung seines Berufs, im Wesentlichen überein.

Er tadelt nur das von Hahnemann geforderte Aufschreiben der Krankheitssymptome, als vom Wesentlichen des Krankheitserforschens ableitend und als den Arzt zerstreuend; er scheint das Auffassen aller an dem Kranken zu bemerkenden Umstände und Veränderungen nicht zum Wesentlichen zu rechnen, sondern dabei mehr an das Generalisiren, an das Zusammenschmelzen mehrerer Symptome zu einem willkührlichen pathologischen Begriff, zu einem nosologischen Namen zu denken, wo dann freilich der Geist bei diesem Geschäfte durch jenes sorgfältige Erforschen des Einzelnen zerstreuet und zu sehr aus der Welt der Systeme in die Wirklichkeit zurückgezogen wird. Er

besorgt, daß ein jeder Arzt in Zukunft eines Protokollanten bedürfen würde — ein Hieb für unsere Rechtspflege; — er will nicht begreifen können, wie die Protokolle bei Kranken, die nicht selbst antworten können, ausfallen würden, er, der doch gewiß den Krankheitszustand vieler Personen, die nicht selbst antworten können, untersucht und zu untersuchen gewußt hat, und der doch nicht bezweifeln wird, daß ein protokollirtes Krankheitsbild nicht undeutlicher seyn wird, als ein im Gedächtniß des Arztes allein aufgefaßtes. Er stellt sich endlich, als könne er die Sprachbezeichnungen für einzelne Symptome nicht unterscheiden von den Kunstbenennungen für ganze, im speziellen Fall mehreren Modifikazionen unterworfene Symptomengruppen — Krankheitsnamen, — indem er S. 134 sagt, daß ja „die Homöopathie für die meisten Gebrechen der Menschen keine Namen und kein besonderes Wesen, sondern nur allein die Symptome zulässig finde." Ungerechnet, daß diese Misdeutung bei seinem Satze III. von mir ist beleuchtet worden, hat der Verfasser selbst nur erst wenige Seiten zuvor, S. 125. Hahnemannische Textworte (als Gegenstand seines VI. Satzes S. Organon S. 110.) abdrucken lassen, in welchen zu lesen ist, daß auf das besondere Wesen jeder Affekzion Rücksicht zu nehmen sey. Solche Fragen und Bemerkungen sind als Würze dieses „critischen" Hefts schon bekannt, sie sind das Wesen dieser Critik.

VIII.

Ein wichtiges Geschäft sei die Erforschung der zur Heilung erforderlichen Arzneien. Da

diese nur durch ihre Befindensverändernde Kraft Krankheiten heilten, so komme alles darauf an, die Symptome in Erfahrung zu bringen, die jeder Arzneikörper für sich zu erregen vermöge. An Kranken lerne man aber die reinen Wirkungen der Arzneien nicht kennen, weil sich die Symptome der Arzneien mit denen der Krankheit vermischen. Nur Gesunde seyen tauglich, um an ihnen die Veränderungen im Befinden zu erproben, die ein Arzneimittel hervorbringen könne. Diesen Weg habe er (Hahnemann) zuerst eingeschlagen und zu den ersten Anfangsgründen der wahren reinen Arzneimittellehre benutzt u. s. w. (S. S. 134 des 2ten critischen Hefts nach §. 110 u. folg. des Organons.)

Zur Beleuchtung dieses Hahnemannschen Satzes wendet sich der Verfasser zu der Hahnemannschen Arzneimittellehre, um, sehr zweckmäßig, dessen Experimente mit Arzneimitteln an Gesunden zu prüfen.

Er schickt aber einige, zusammen 5, Vorerinnerungen voraus.

1) Er nennt es einen „groben Fehler" Hahnemanns, daß er im Organon gesagt hat, der einzige Albert von Haller sei auf den Gedanken der so nothwendigen Prüfung der Arzneien an Gesunden gekommen, da es doch Störck auch gethan habe, dessen Bücher ja doch Hahnemann auch benutzt und zitirt habe, also auch gelesen haben müsse.

Ich will dem Verfasser gern zugeben, daß außer je-

nem und außer diesem noch viele Aerzte einen Gedanken gehabt haben, der ihnen Ehre macht, den nicht gehabt zu haben, der Arztwelt zur Schande gereichen würde. Die Zahl derselben ist auch wirklich noch viel größer; es ist vielleicht kein Arzt davon ausgenommen; aber durchgeführt hat den Gedanken keiner, wie Hahnemann. Wir wollen ihm daher immer diese Vergeßlichkeit verzeihen, statt sie „einen groben Fehler" zu nennen; noch weniger werden wir um eine solche Kleinigkeit über die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen den Staab brechen.

2) Der Verfasser nennt es allemal eine „offen gelassene Hinterthür," wenn Hahnemann irgendwo eine Kautel, eine Einschränkung der Regel angiebt. Wenn aber ein anderer, für ihn rechtgläubiger Schriftsteller, Kompendienschreiber oder Monographist, Kautelen und Einschränkungen bemerklich macht, wie denn deren bei jedem Satze in der Medizin, bei jedem Arzneimittel, bei jeder speziellen Behandlungsanweisung einer Krankheit u. s. w. vorkommen, so ist es keine „offen gelassene Hinterthür," sondern etwas Besseres, Wahrheit. So sieht er nach seiner Partheilichkeit immer durch zweierlei Gläser!

Zu diesen vielen Hahnemannschen Hinterthüren muß es auch, nach dem Verfasser gehören, daß er im Organon §. 140. sagt: „Nicht alle einer Arznei eignen Symptome kommen bei einer Person, auch nicht alle sogleich oder in demselben Versuche zum Vorschein, sondern bei der einen Person kommen diesmal diese, bei einem zweiten und dritten Versuche wieder andere, bei einer andern Person diese oder jene Symptome vorzugsweise hervor, doch so, daß vielleicht bei der 4ten, 8ten, 10ten u. s. w. Person wieder

einige oder mehrere von den Zufällen sich zeigen, die schon bei der 2ten, 6ten, 9ten u. s. w. Person sich ereigneten; auch erscheinen sie nicht zu derselben Stunde wieder." Ich setze diesen, im Texte des critischen Hefts, angeführten Worten Hahnemanns noch hinzu, was im Organon gleich auf diese Worte folgt: „Der Inbegriff aller Krankheitselemente, die eine Arznei zu erzeugen vermag, wird erst in vielfachen, an vielen, dazu tauglichen, verschiedenartigen Körpern beiderlei Geschlechts angestellten Beobachtungen der Vollständigkeit nahe gebracht."

Diese sehr verständigen und leicht als naturgemäß begreiflichen Bemerkungen Hahnemanns sind freilich dem Verfasser ein Dorn im Auge, den er gern weggeschafft hätte, um die Unvollständigkeit seiner, bald durchzugehenden Experimente, mit denen er die Homöopathie über den Haufen geworfen zu haben sich und andere gern überreden möchte, zu verstecken.

Auch die Idiosynkrasien sind ihm eine Hahnemannsche Hinterthüre; denn dieser rechnet sie zu den, nur seltener und schwerer zu Tage tretenden eigenthümlichen Wirkungen der Arzneisubstanzen. Diese, allerdings noch sehr bestreitbare Annahme desselben enthält wenigstens, theoretisch betrachtet, nichts Ungereimtes, da es sehr philosophisch ist, bei einem aus dem Konflikte zweier Kräfte entstandenen Produkt anzunehmen, daß nicht die eine Kraft allein (hier der lebende Organismus) sondern beide gemeinsam thätig (also hier auch der Arzneikörper) das Produkt, die Wirkung (hier das Symptom) hervorbringen. Ich erlaube mir natürlich nicht, über diese, erst durch weitere anzustellende Versuche, auszumittelnde Sache abzu-

sprechen; Hahnemann aber hat Erfahrungen gemacht, welche ihn zu dieser Annahme veranlaßt haben (ich finde auch dergleichen in dem Aufsatze des D. Groß im 2ten Hefte des homöopathischen Archivs); da er aber im Organon immer nur historische Beispiele angiebt, fast nie eigne von ihm selbst gemachte, anderen noch unbekannte Erfahrungen speziell als Beispiele erzählt, so erscheinen auch die hier von ihm namhaft gemachten Beispiele ungenügend und wenig beweisend, ja für den, der weiter keinen Beweis für die angegebene Erklärung der Idiosynkrasien hat, frappant, während sie wohl dem schon durch weitere eigene Erfahrung von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugten Urheber des Organons genügend erschienen seyn mögen.

3) Mit einigem Recht vielleicht tadelt der Verfasser den D. Hahnemann, daß er die Arzneiwirkungen symptomenweise, einzeln angeordnet hat, daß er sie nicht nach den Symptomengruppen, wie sie bei den Versuchspersonen erschienen sind, angegeben hat, wo man allerdings den Zusammenhang, in welchem mehrere einzelne Symptome zu andern Symptomen stehen, richtiger überschauen und ihre Anwendbarkeit auf einzelne Krankheitsfälle schneller und klarer einsehen würde. Man muß aber wohl auch bedenken, daß in dem letzteren Falle die Uebersicht aller Symptome eines Arzneimittels unendlich schwieriger, daß ein unübersehbares Chaos von Symptomen entstanden und der Wiederholungen unzählige geworden seyn würden. Es war also gewiß zweckmäßiger, die Symptomengruppirungen einer noch speziellern Bearbeitung der einzelnen Arzneimittel zu überlassen.

Ganz mit Unrecht dagegen wird der Verfasser der

... von ihm getadelt, daß er nicht die ... zu Versuchen an Gesunden nöthig sind, ... denn er hat sich darüber §. 132—140. ... deutlich ausgedrückt, daß Aerzte, die täg... nach dem herrschenden Systeme die ver... Arzneigaben für jeden ihrer Kranken an... darüber ohnmöglich — in Ungewißheit und ... seyn können. Diese Hinterthüre Hahnemanns ... dem Verfasser auch zuschließen. Was ich hier ... Gaben bei Versuchen an Gesunden sagte, ... von den Gaben bei Krankheitsheilungen, ... Verfasser S. 142 seines Hefts genauer angegeben ...gt; wer als Arzt am Krankenbette unterscheiden ge... hat, wird auch, wenn er sich mit der Homöopathie genau ...nnt gemacht hat, hier nicht so sehr in Verlegenheit seyn.

Es ist ferner keine bloße „Ausrede des Homöopathen," daß die zu großen Gaben der Arzneien kürzere Zeit und anders wirken, als kleinere Gaben, indem jene kritische Ausleerungen erregen und dadurch die Wirksamkeit des Mittels auf den Organismus zu zeitig entladen; sondern es ist dieses ein durch alle Arzneiversuche an Gesunden und Kranken bestätigtes Naturgesetz, ohne dessen Beachtung wir in dem schwierigen Geschäft, die Wirksamkeit der Arzneipotenzen zu erforschen, nie zu Ende kommen werden. Der Verfasser glaubt ja übrigens selbst die erste Hälfte jenes Satzes; er hat es S. 37 seines Hefts mit dem Beispiele von Mohnsaft, Ipekakuanha und mehrern andern Arzneien bewiesen, er hat es S. 123 seines Hefts mit de Haens Worten belegt. Man kann sein eignes Buch als Widerlegung dieser seiner Einrede nachlesen.

4) Der Verfasser will einen Widerspruch darin finden, daß der Verfasser des Organons ohnerachtet seines Grundsatzes, daß nur an gesunden Personen die krankmachenden Eigenschaften der Arzneien erkannt werden, dennoch §. 149 erklärt, es bleibe ein Gegenstand höherer Beurtheilungskunst und sei Meistern in der Beobachtung zu überlassen, auch in Krankheiten, besonders chronischen, sich meist gleichbleibenden, einige Symptome einer einfachen Arznei auszufinden. Der Verfasser sollte sich über diesen Satz weder wundern, noch ihn jenem widersprechend finden. Einmal wird er zugeben, daß die Menschen, also auch die Aerzte als Individuen mit sehr verschiedenen Fähigkeiten hinsichtlich der Kunst, die Gegenstände zu beobachten und richtig zu beurtheilen, ausgerüstet sind, und daß es auch bei Ausübung der Arzneikunst nach den bisher allein herrschenden Grundsätzen eminente Köpfe giebt, welche in Auffindung der Heilmomente gewisser sehr verwickelter, ungewöhnlicher, dem gewöhnlichen Sinne räthselhafter und zweideutiger Krankheitszustände glücklicher sind als andere, als die Mehrheit der Aerzte, was auch bei einer nicht blos mechanischen, nicht blos Kunstfertigkeit erfordernden Kunst, wie die Medizin ist, sehr natürlich ist; und hier beweiset also dieser Hahnemannsche Satz gerade die Unrichtigkeit des bisher so allgemein verbreiteten Glaubens, als wenn die Homöopathie aller höhern Beurtheilung, aller Wissenschaftlichkeit entbehren könne und wolle. Sodann giebt es, das wird er auch einräumen, chronische Krankheiten, welche nicht alle Organe des Körpers, nicht alle Systeme desselben ergriffen haben, während welcher also in den nicht ergriffenen Organen und Systemen, die demnach ganz

gesund sind und als gesund reagiren, die reinen Arznei-symptome, wie im gesundesten, wie im allgemein gesunden Körper hervortreten können. Es ist also allerdings möglich, daß in solchen Fällen reine Arzneisymptome zum Vorschein kommen können und es ist nichts weniger als rathsam, die Entscheidung über die Natur solcher Symptome den Anfängern zu überlassen. Bekannt sollte es aber dem Kritiker der Hahnemannschen Arzneimittellehre seyn, daß dieser kein noch verdächtiges Symptom anders als mit den Zeichen der Verdächtigkeit, eingehäkelt, hat abdrucken lassen.

5) Er macht sich über eine Divinazionsgabe Hahnemanns lustig, nach welcher er außer den schon gefundenen Symptomen mancher Arzneien noch mehrere unentdeckte Symptome in denselben geahnet habe. Er fragt, woher denn Hahnemann wisse, daß z. B. noch die Mehrheit der Belladonnasymptomen unentdeckt sey? Die geahnete Divinazionsgabe wird zur gewöhnlichen Berechnung des gesunden Menschenverstandes, wenn man beherzigt, was im Organon §. 141. zu lesen ist: „Nur erst dann kann man versichert seyn, eine Arznei auf die Krankheitszustände, die sie erregen kann, das ist, auf ihre reinen Kräfte in Veränderung des Menschenbefindens ausgeprüft zu haben, wenn die folgenden Versuchspersonen wenig Neues mehr von ihr bemerken können und fast immer nur dieselben schon von andern beobachteten Symptomen an sich wahrnehmen.“ Also, wenn die letzten Versuchspersonen von der Belladonna immer noch neue, vorher nicht erschienene Symptome erhielten, kann Hahnemann mit Grund, ohne Divinazionsvermögen, den Schluß

machen, daß die Belladonnasymptome noch nicht alle zu Tage gefördert sind *). Dagegen ist es Thorheit, zu glauben, daß, wenn man zufällig von einer Arzneisubstanz 10 Symptome gesehen hat, wenn man bei absichtlich angestellten Versuchen an Gesunden noch 20 bis 30 in dem Zeitraum von ein Paar Wochen dazu gewonnen hat, man nun die Wirkungsfähigkeit der Arznei ausgeprüft habe, man nun nicht bei monate- und jahrelang fortgesetzter Prüfung noch mehrere erhalten könne; es ist eine wahre Sünde, die Natur in ihrem unendlichen Reichthum beschränken und auf die eigene kurzsichtige Armuth zurückführen zu wollen. Ist denn das, was Jemand nicht versteht und nicht zu benutzen weiß, darum nicht vorhanden?

Nach diesen Vorerinnerungen geht der Verfasser in Beziehung auf obigen Satz VIII. und auf die Hahnemannsche Arzneimittellehre zu denen Prüfungen einiger Hahnemannschen Arzneimittel über, die er von den Eleven des Entbindungsinstituts in dem Zeitraum vom 21. Nov. v. Jahrs bis zum 15. Febr. d. J. hat anstellen lassen.

Er glaubt, daß es bei diesen Versuchen besonders darauf angekommen sei, solche Mittel zu wählen, welche nach Hahnemanns Versicherung in die Augen springende Wirkungen hervorbringen müßten. Das ist wohl nicht ganz richtig; es kann zu dem Irrthum führen, ein Mittel nicht in Beziehung auf seine gemeinsamen Symptome, sondern

---

*) Die Belladonnasymtome sind wirklich seit dem Erscheinen des 1. Bands der reinen Arzneimittellehre vor 11 Jahren, um ein Bedeutendes vermehrt worden, wie man nächstens aus der, bald erscheinenden 2ten Ausgabe dieses Bandes, der die Belladonna enthält, ersehen wird.

auf ein einzelnes hervorstechendes Symptom probiren und ausprobiren zu wollen, welches mehr Versuchspersonen, öfter wiederholte Versuche und mehr darauf zu verwendende Zeit erfordern würde, als bei diesen Versuchen der Fall war, weil nach der vom Verfasser Seite 138 seines Hefts angeführten Kautel des Organons §. 140. nicht alle einer Arznei eignen Symptomen bei einer Person, nicht alle bei demselben Versuche zum Vorschein kommen (S. Seite 61 unseres Hefts.). Auch beweiset ein einzelnes hervorstechendes Symptom für oder wider die Richtigkeit der Hahnemannschen Arzneimittellehre weniger, als eine größere Reihe von ihr entsprechend oder ihr widersprechend gefundenen Symptomen, wobei zugleich, da hier kein Haschen nach einem speziellen Symptom statt findet, der zu frühzeitige Abschluß des Resultats der angestellten Versuche leichter vermieden wird.

Aus jenem Grunde aber wählte er hauptsächlich die China und den Schwefel zu Hauptmitteln der Versuche. Nicht ganz vorsichtig war die Wahl der China zu Versuchen, deren Resultat so entscheidend ausfallen sollte — der China, von der Peschier in Genf (in Tromsdorfs Journal für Pharmazie, 5. Bds. 2tem Stück Seite 427) versichert: „die Chinarinden, mit deren Untersuchung ich mich diesen Winter sehr viel beschäftigte, haben mir so viele Anomalien gezeigt, daß ich sehr befürchte, daß die Schlüsse, die man über die medizinische Qualität dieser Rinden, nach den Mehr oder Weniger der darin befindlichen alkalischen Stoffe gemacht hat, sehr zweifelhaft sind.“ Wenn nun die China der Apotheke, aus der sie der Verfasser bezog, in Hinsicht ihrer konstitutiven Bestandtheile

so verschieden von der gewesen wäre, mit welcher Hahnemann experimentirte (wie sie es zum Glück, fast zufällig, nicht gewesen ist), wenn nun der Verfasser dadurch Symptome erhalten hätte, die den Hahnemannschen widersprechen (wie es zum Glück für die Homöopathie nicht der Fall ist), würde der Verfasser, würden unpartheiische Aerzte nicht dadurch irriger Weise zu der, dann richtig scheinenden, Annahme veranlaßt worden seyn, die reine Arzneimittellehre für wahrheitswidrig zu halten? würde dann nicht einer guten Sache gerade durch die Wahl eines solchen Mittels geschadet worden seyn?

Er wählte aber darum die China, weil Hahnemann im Organon S. 105 versichert hat: die Tinktur von einer Unze guter Chinarinde mit ein Paar Pfunden Wasser gemischt und binnen einem Tage ausgetrunken bringt eben so gewiß ein mehrtägiges Chinafieber hervor, als der Aufenthalt in herbstlicher Sumpfluft ein Wechselfieber verursacht. Der Vordersatz scheint durch seine Details allerdings anzudeuten, daß Hahnemann an sich und andern mehrmals dieses Experiment gemacht habe; der Nachsatz aber setzt wieder eine Bedingung, die, da nicht jede Person in der herbstlichen Sumpfluft Wechselfieber bekommt, auch bei dem Chinafieber reichliche Ausnahmen zuzulassen scheint, und die es mir wahrscheinlicher macht, daß er sich hier nur für eine subjektive Ueberzeugung mit einer kräftigen Versicherung verbürgen will. Ich kann nicht wissen, welche von diesen beiden Ansichten der Wahrheit gemäß ist — in jenem Falle stehen, sich einander widersprechende Beobachtungen sich gegenüber, in diesem Falle enthält der Hahnemannsche Satz nichts, woraus durch Versuche ein

entscheidendes Urtheil über die reine Arzneimittellehre herzunehmen wäre; — soviel aber weiß ich, daß die, nach Seite 147 des 2ten crit. Hefts, von irgend Jemanden geäußerte Befürchtung: „daß, wer eine Unze China in der Form der Tinktur nehme, des Todes seyn könne" weder aus der reinen Arzneimittellehre entlehnt sey, noch Glaubwürdigkeit habe für Aerzte, die das Nehmen von einer Unze und mehr der besten China in Substanz bei Quotidianfiebern in weniger als 24 Stunden gesehen oder nur die Zeugnisse anderer Schriftsteller darüber gelesen haben. Ich bemerke auch, daß die fast apodiktische Gewißheit Hahnemanns in seiner Behauptung über eine dem Zweifel unterworfene Sache, der guten Sache seiner Homöopathie durchaus um so mehr schaden müsse, als sie mit den eigenen, naturgemäßen Prinzipien der Homöopathie in Widerspruch steht (s. S. 64 d. Hefts, S. 141 des 2ten crit. Hefts, S. 5 des 1. Bandes der reinen Arzneimittellehre — zu große Gaben wirken kürzer, anders, bewirken kritische Ausleerungen, wodurch der Körper ihre Wirksamkeit wieder austreibt —), nach welchen die Intensität der Arzneiwirkung nicht mit der Größe der Gabe in gleichem Verhältnisse steigt, nicht mit der Kleinheit der Gabe in gleichem Verhältniß abnimmt.

Der Verfasser zählt nun die in diesen Versuchen an 4 Arzneimitteln erhaltenen Symtomen auf, hält sodann „die übrigen angestellten Versuche zurück, um die Leser nicht zu ermüden, fügt aber die Versicherung hinzu, daß alle seine Experimente hinsichtlich der Resultate mit den Hahnemannschen Angaben nicht stimmen." Hätte er ge-

sagt, daß nicht alle seine Experimente mit Hahnemanns Angaben stimmen, so hätte ich wenigstens annehmen können, daß er nur die Experimente habe abdrucken lassen, welche mit Hahnemanns Angaben stimmen und großmüthig gerade alle die zurückgehalten habe, welche mit Hahnemanns Angabe in Widerspruch stehen. Denn die abgedruckten Resultate stimmen so sehr mit Hahnemanns Angaben überein, daß alle seine China- Kampfer- und Helleborussymptome in der reinen Arzneimittellehre wiederzufinden sind, oder mit ihnen in der augenscheinlichsten Aehnlichkeit stehen, während diejenigen Schwefelsymptome, welche Hahnemann nicht hat, den Hahnemannschen Angaben nicht widersprechen, sondern für neue Bereicherungen der Arzneimittellehre zu halten sind. Ich muß daher glauben, daß der Verfasser schon im voraus so fest davon überzeugt gewesen ist, daß seine Symptome mit den Hahnemannschen nicht stimmen, daß er es gar nicht für nothwendig gehalten hat, beide mit einander zu vergleichen, sondern im Vertrauen auf die Richtigkeit seines Glaubens kurzweg den Leser versichert, daß sie nicht, daß sie alle nicht stimmen.

Damit Niemand zum blinden Glauben aufs Wort verdammt werde, unterziehe ich mich der Mühe einer Nebeneinanderstellung der vom Verfasser und von Hahnemann aufgeführten Symptome, nach der von ersterem gewählten Reihenfolge. Es kann dann ein Jeder selbst urtheilen, auch zur Bekräftigung beide Werke nachschlagen.

Arzneisymptome.

Chinasymptome.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
(Von 18 Tropfen Chinatinktur — in dem Verhältniß von 1 Theil China zu 6 Theilen Spir. vin. rectificatiss. — früh um 9 Uhr in einer Unze Wasser eingenommen.)	
Enders:	
Angenehme Wärme von der Magengegend bis zum Nabel hin, mit einmaligem geschmacklosen Aufstoßen.	Sympt. [201.]. Eine erst brennende, dann angenehm wärmende Empfindung vom obern Theil der Brust an bis in den Magen.
Hacker:	
Neigung zum Erbrechen, Ekel.	— 118. [205.]. [208.]. und mehrere. Brecherlichkeit, Uebelkeit.
	— 116. Er will sich immer erbrechen und kann nicht.
Aufstoßen.	— 113. Leeres Aufstoßen.
Abgang von Blähungen.	— 157. Anhäufung und darauf starker Abgang von Blähungen.
	— [261.]. Blähungen und häufiger Abgang derselben.
Trautmann:	
Sanftes Ziehen im Schlunde, eine halbe Stunde lang, sogleich.	— [149.]. Zusammenziehende Empfindung im Halse.
	— [151] Spannen im Schlunde. (Aehnlich sind auch Sympt. 68—73.)
Bitteres Aufstoßen, anderthalb Stunden darnach.	— 111. Nach dem Essen bitteres Aufstoßen, nach 2 Stunden. (Vergleiche oben.)
Angenehme Wärme in der Magengegend.	

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
Häufiges Knurren und Poltern im Darmkanal, bis Abends.	Sympt. [269.] bis [272.]. Kollern im Unterleibe; im Oberbauche. Knarren wie im colon descendens. Knurren im Unterbauche. — [260.]. Blähungsauftreibung des Unterleibes.
Der Urin ging etwas dunkler ab.	— 166. Dunkler Urin. — [336.]. Dunkelfarbiger Urin mit ziegelrothem Satze.
Die Stuhlausleerungen setzten zwei Tage lang aus.	— 171. Hartleibigkeit. (Ist in einer Note als Nachwirkung angegeben.) — [325.]. [326.]. Leibverstopfung.
(Von 36 Tropfen der Tinktur in 2 Unzen Wasser.)	
Enders:	
Viermal Aufstoßen mit Chinageschmack, nach ¼ Stunde.	— 112. Es stößt ihm auf, nach dem Geschmack des Genossenen.
Zweimal Leibesöffnung gegen seine Gewohnheit.	(Seite 66. des 3ten Bands giebt Hahnemann die Neigung der China, Durchfall zu erregen, als Erstwirkung an.)
Hacker:	
Ekel, Aufstoßen, Blähungen rc.	(Vergleiche oben.)
Trautmann:	
Der Unterleib wurde ihm eine kurze Zeit aufgetrieben, bis sich das Aufstoßen einstellte.	— 123. Nach dem Essen wurde ihm der Unterleib aufgetrieben, wie Vollheit. — 144. Schmerzhafte Auftreibung des Unterleibes, besonders des Unterbauchs. — [263.] bis [266.]. Auftreibung des Unterleibs.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
(Von 70 Tropfen der Tinktur in 2 Unzen Wasser.) Enders: Sein Appetit ist sehr gut.	(Hahnemanns Sympt. geben meistens im Allgemeinen verminderten Appetit an; doch schmeckt das Essen (Sympt. 98.), während dem Essen entsteht einiger Appetit (Sympt. [197.]), Heißhunger (Sympt. 101.), lüsterner Appetit u. dgl. (Sympt. 102. 104. [198.]).)
Dreimal Stuhlausleerung an diesem Tage, das letztemal mehr mußig.	(Vergl. oben.)
Hacker: Weniger Appetit, als sonst.	Sympt. [191.] Wenig Appetit. (Vergleiche oben.)
Abgang von sehr übelriechenden Winden.	— 158. Abgang heftig stinkender Blähungen.
Er bemerkt mehr Turgeszenz in den Venen der Haut.	— 358. Hitzempfindung bei aufgetriebenen Venen. — 359. Etwas Wärme und aufgetriebene Adern. — [646.]. Hitze mit aufgeschwollenen Adern an den Armen und Füßen.
(Oefteres Aufstoßen, weniger Ekel und einige schon früher erschienene Symptome.)	(Vergleiche oben.)
Trautmann: (eine Stunde nach dem Einnehmen.) Ueblichkeit, stetes Aufstoßen.	(Vergleiche oben.)
Bitterer schleimiger Geschmack.	— 79. Schleimiger Geschmack im Munde.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
	Sympt. [170.] und folgende. Bitterer Geschmack.
Zusammenlaufen des Speichels im Munde.	— 82. Eine Speichelzusammenziehende Empfindung im Munde.
	— [183.]. Häufiger Speichel. (Vergleiche oben.)
(Poltern und Knurren im Unterleibe, Obstrukzion, dunkler Urin, s. oben.) (Von 120 Tropfen Tinktur in einem Bierglase voll Wasser.)	
Enders. Bald nach dem Mittagstische nicht geringes Herzklopfen, zunehmend bei Bewegung, sich mindernd bei Ruhe des Körpers; bis abends 7 Uhr.	— 237. Herzklopfen.
Er legt sich aus Aengstlichkeit um 8 Uhr abends ins Bette.	— 368. Unerträgliche Aengstlichkeit (um 8 Uhr abends und um 2 Uhr früh).
	— 301. Neigung sich niederzulegen.
	— 302. Schläfrigkeit mit Herzklopfen.
Er schlief bald ein, erwachte aber öfters wieder.	— [574.]. Nachts unruhiger Schlaf mit Träumen und Umherwerfen, wobei er jedesmal aufwacht.
Früh um 3 Uhr wurde er durch bedeutendes Herzklopfen geweckt, das sich durch mannichfaltige Veränderungen der Lage nicht minderte, und im Liegen auf der linken Seite heftiger wurde.	(Vergleiche oben Sympt. 237 und 368.)
Sein Puls schlug dabei klein und häufiger. Nach einer Stunde	— [397.]. Heftige Herzschläge mit niedrigem Pulse.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
verlor sich das Herzklopfen, gegen 5 Uhr schlief er wieder ein. Um 9 Uhr früh stellte es sich wieder ein, aber im geringeren Grade, und vermehrte sich, wenn er sich stärker bewegte. Er blieb den Tag über verstopft.	Sympt. [658]. Geschwinde Pulsschläge. (Vergleiche oben.)
Hacker:	
(Wenig Ekel, Aufstoßen und übelriechende Blähungen; Austreten der Hautvenen; mehr dünne Stuhlauslerungen, s. oben.	(Vergleiche oben.)
Schmerzhafte Empfindungen in den Hämorrhoidalknoten.	(Vergleiche damit d. Sympt. von Empfindlichkeit im Mastdarm, (Sympt 167 — 178.) und oben die Symptome von Venenauftreibung.)
Jede der vier folgenden Nächte eine nicht unbedeutende Pollution.	— 203. Nächtliche Saamenergießungen.
Trautmann: (von 140 Tropfen)	
Er war den ganzen Tag ohne Appetit und hatte die vorhergehenden Einwirkungen.	(Vergleiche oben.)
(Von 2 Drachmen ausgesuchter **Königsrinde**, mit 2 Unzen Wasser, früh 9 Uhr.)	
Meurer:	
Geschmackloses Aufstoßen, bis zum Abend.	— [203.]. Geschmackloses Aufstoßen nach dem Essen.
Heftige Schmerzen in der Magengegend, 5 Minuten lang, um 11 Uhr.	— 129. Magendrücken, Magenraffen.
	— [231.]. Ein Zusammenklemmen in der Herzgrube, nach ¼ Stunde.

Nach dem critischen Hefte.		Nach der reinen Arzneimittellehre.
		Sympt. [240.] Scharfe Stiche in der Herzgrube.
Häufige Blähungen, von 2 Uhr an.		(Vergleiche oben.)
Steinbach:		
Einigemal geschmack- und geruchloses Aufstoßen.		(Vergl. oben.)
Günz:		
Uebel und schwer im Magen, eine Stunde lang; mittags guter Appetit.	—	[225.] Gefühl von Schwere im Magen.
	—	[205.] Uebelkeit.
(Von derselben Gabe nach 8 Stunden.)		
Meurer:		
Aufstoßen, sogleich, bis zum Einschlafen.		(Vergleiche oben.)
Unruhiger Schlaf, durch 4 bis 5 Erekzionen unterbrochen.	—	[560.] Unruhiger Schlaf.
	—	202. 203. Oeftere Erekzionen, nächtliche Polluzionen.
Den folgenden Tag mehr Blähungen als gewöhnlich, folgende Nacht 2mal Erekzionen mit Erweckung aus dem Schlafe; Appetit ungestört, eher stärker.		(Vergleiche oben.)
Steinbach:		
Aufstoßen, sogleich.		(Vergleiche oben.)
Abends Leibesöffnung härter als gewöhnlich; die 2 folgenden Tage hartleibig.	—	[324.] Abends hartleibiger Stuhl.
(Von gleichen Gaben.)		
Klemm:		
Verstopfung denselben Tag.		(Vergleiche oben.)
Günz:		
Nach der 2ten Gabe Druck in der Herzgrube; den folgenden Tag 2 Stuhlausleerungen, darauf 5tägige Verstopfung.		(Vergleiche oben.

Der Versuch, eine Unze China in Form der Tinktur, also 6 Unzen dieser Tinktur, in 4 Gaben vertheilt, binnen 12 Stunden zu verschlucken, hat bei der einem Versuchsperson gar keine Befindensveränderung hervorgebracht, bei den 3 übrigen aber des Genusses so starken Weingeists in dieser Menge ungewohnten Personen unverkennbar, wie der Verfasser auch selbst angiebt, einige Weingeistberauschung hervorgebracht, mehrere Weingeistsymptome (z. B. Aufregung, Heiterkeit, nächtlichen Durst, nächtliches Urinlassen, eine Mischung von Sehnsucht nach Ruhe und von Lustigkeit, Abspannung am folgenden Morgen) erzeugt. Die übrigen wenigen Symptomen, welche bemerkt worden sind, finden sich zwar in der reinen Arzneimittellehre wieder (Zusammenziehung in den Schlundmuskeln in S. [149] [150], Schläfrigkeit in S. 304 u. folg., Bauchgrimmen während der Verdauung in S. 131., mußige Stuhlausleerungen den folgenden Tag in S. [314.], Erbrechen, das bei der einen Versuchsperson noch zunächst durch eine dritte Potenz, durch Tabakrauchen, hervorgebracht wurde, in S. [210.],); da aber der Weingeist Antheil an ihnen haben mußte, so können sie nicht als reine Chinasymptome betrachtet werden, beweisen nicht für oder gegen die Uebereinstimmung derselben mit denen in der reinen Arzneimittellehre angegebenen und verdienen daher nicht, verglichen zu werden. Die Hauptsache, worauf der Verfasser großen Werth legt, daß dadurch kein Fieber entstanden ist, hat also nicht ausgemittelt werden können, da der Weingeist beschränkend für die China gewürkt hat und es bleibt immer noch die Frage, ob, wenn die Gaben in 24 oder 48 Porzionen vertheilt und halbstündig genom-

men worden wären, nicht ein anderes Resultat, und wenigstens nicht mehr Symptome gewonnen worden wären. Wegen der geringen Menge der von der größern Menge China entstandenen Symptome beziehe ich mich auf das, was oben S. 64 gesagt worden ist.

Der Verfasser giebt zwar S. 158. selbst zu, daß „diese wenigen Versuche nicht hinreichen, über die Wirkungen der China völlig abzusprechen, aber er nimmt doch daraus ab, daß die China nicht jenes heroische Mittel ist, als welches selbige von Hahnemann aufgestellt werde.“ Hahnemann hat aber, soviel ich sehe, nirgends die China zu den heroischen Mitteln gerechnet, es ist seinen Versicherungen nach „eines der stärksten vegetabilischen Arzneimittel,“ s. Reine Arzneimittellehre 3. Band, S. 86. Dazwischen liegt noch ein großer Unterschied; recht stark wirksam und kräftig sind China, Baldrian, Rhabarber u. dgl. heroisch sind Belladonna, Brechnuß, Stechapfel u. s. w. Der Verfasser wird, diesen Unterschied nicht verkennend, eingestehn, daß er hier seinem Gegner durch Unterlegung eines unrichtigen Wortes unrecht gethan hat. Er wird auch zugeben, daß, wenn bei einigen Versuchen in einem Zeitraume von 20 Tagen mehr als 40 bestimmte Chinasymptome gefunden worden sind, Hahnemann wohl in einem Zeitraume von 20 Jahren 391 derselben finden konnte, um so mehr, da er schon im Jahre 1790 mit der China, mit ihr zu allererst, an Gesunden, an sich selbst, zu experimentiren anfing, wie er in der reinen Arzneimittellehre, im 3ten Bande, S. 35. angiebt. In jedem Fall wird der Leser eine große Uebereinstimmung zwischen den hier verglichenen Chinasymptomen finden, welche für die

Glaubwürdigkeit der übrigen in der Arzneimittellehre enthaltenen, aber vom Verfasser der critischen Hefte nicht gefundenen, vortheilhaft zeugt.

Schwefelsymptome.

Nach dem critischen Hefte.

(Von 10 bis 12, in ein bis 5 tägigen Zwischenräumen genommenen Gaben von 5 bis 60 Gran, gradweise steigend, binnen etwan 30 Tagen.)

Enders:

Nach jedesmaligem Einnehmen wurde ihm die Brust zu enge, wie von Schwefeldampf, ¼ Stunde lang.

Nach dem 4ten Bande der reinen Arzneimittellehre.

(Hahnemann hat von allen Brustsymptomen nur: Zusammenziehen in der Herzgrube, was den Odem benimmt; beim Starkathmen Stechen in der Herzgrube; Heiserkeit; Rohheit auf der Brust; Schleim auf der Brust; starkes Blutwallen nach der Brust zu — in den Sympt. 35. 36. 58. 60 — 62. [31.] angemerkt; indessen sind die meisten in jenen Versuchen des critischen Hefts vorkommenden Brustsymptome vielen Aerzten und Schriftstellern aus zufälligen Erfahrungen bekannt und haben daher um so größere Wahrscheinlichkeit. Es findet hier also durch die neuen Versuche eine wahre Bereicherung der reinen Arzneimittellehre statt; das Mittel ist bei Hahnemann noch nicht ausprobirt, wie auch die geringe Zahl seiner Symptome zeigt.

Nach dem critischen Hefte.		Nach der reinen Arzneimittellehre.
		Ein Widerspruch, zwischen den Sympt. Hahnemanns und des critischen Hefts ist nicht vorhanden.
Vermehrte Hautthätigkeit; mehr Schweiß, welcher den Schwefelgeruch hatte. (Von der 3ten Gabe an bis zu Ende der Versuchszeit.)		Sympt. [49]. Häufiger Frühschweiß. (Vergl. Sympt. 102. 109. 110. Bekannt ist, daß vermehrte Hautthätigkeit oft die Vorläuferin ist von Jucken und Ausschlägen der Haut.)
Darmausleerungen häufiger, gelinder und mußig, aber unordentlich; der Geruch derselben und der Blähungen wie Schwefelwasserstoffgas.	—	46. Weicher, halbflüssiger Stuhl, öfters.
	—	[24.] Oefterer breiartiger Stuhl mit Leibschneiden.
Hacker: Uebelriechende Blähungen.		(Blähungssymptome hat Hahnemann nicht angegeben; doch ist ihre Existenz auch sonst schon bekannt.)
Dreitägige Leibesverstopfung (zu Ende der Versuchszeit).	—	[26.]. Zwei Tage verstopfter Leib. (Dieses Sympt. und das ihm entsprechend gegenüberstehende scheinen Nachwirkung zu seyn.)
Unbedeutendes Jucken in den Schenkeln, auf kurze Zeit (in der Mitte der Versuchszeit).	—	88. Ein widrig kriebelndes Jucken.
	—	90. Juckendes Brennen an verschiedenen Theilen.
Etwas Schweiß gegen Morgen wider seine Gewohnheit (am 7ten Tage nach der vorletzten Gabe).		(Vergleiche oben.)
Glaubt, mehr Urin als gewöhn-	—	55. Häufiger Urinabgang.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
sich gelassen zu haben, von Anfang der Versuchszeit an.	
Meurer:	
Blähungen, wie oben, öfters.	(Vergleiche oben.)
Gegen seine Gewohnheit am Abend des 3ten Tages noch eine Leibesöffnung, wogegen die des folgenden Morgens ausblieb. Die darauf folgenden 6 Tage täglich 2mal Darmausleerungen mit schweflichtem Geruch und Blähungen.	(Vergleiche oben.)
Leichte Brustschmerzen, die Brusthöhle beengend, mit untermengten dumpfen Stichen, am 10ten Versuchstage, — den 11ten etwas heftiger werdend; den 13ten wurden die Stiche seltener, nur noch 3mal, gefühlt.	(Siehe oben.)
Schmerz im Mastdarm bei der 2maligen Leibesöffnung am 13ten Versuchstage. Am 15ten stellten sich auf eine neue Gabe die 2maligen Stuhlgänge mit Mastdarmschmerz — einem brennenden Gefühl im After — und die Brustschmerzen wieder ein und wurden bis zum 17ten Versuchstage, wo er sich die Füße erkältete, vom heftigem Stechen und bedeutender Beklemmung begleitet. Vom folgenden Tage an waren 2malige Stuhlgänge ohne den Mastdarmschmerz, mit Beengung, Schmerzen und sel-	Sympt. 48. Stuhlgang und hinterdrein viel Pressen. (Stuhlzwang). — 49. Stechen und eine Art Wundheitsschmerz am After. — [27.] Stuhlzwang.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
tenen Stichen in der Brust, zugegen, 7 Tage lang.	
Er bemerkte dann immer weniger Brustschmerzen, wenn er sich der rauhen Luft entzog und mehr im Zimmer verweilte.	(Siehe oben.)
Klemm:	
Brennender Schmerz auf der Brust und kurzes Athmen, 2 St. lang, eine Stunde nach dem Einnehmen der 2ten und 3ten Gabe.	(Siehe oben.)
Zweimalige Stuhlausleerungen täglich mit vermehrten schwefligten Blähungen, vom 5ten Tage an bis zu Ende der Versuchszeit.	(Vergl. oben.)
Günz:	
Drei breiartige Ausleerungen den 11. Versuchstag; vier flüssige Stühle, den 15ten, und drei dergleichen den 16ten Tag; zwei breiartige Stühle den 25ten Tag, zugleich flüchtige Stiche in der Brust.	(Vergl. oben.)
Nachts unruhiger Schlaf, den 23ten Versuchstag.	Sympt. 160. Er wacht die Nacht alle Stunden auf. — [47.]. Unruhige Nächte. (Vergl. oben.)
Auf eine spätere Gabe erfolgten 2 feste Ausleerungen, abends wurde der Athem beengt, die Nacht war sehr unruhig, wenig Schlaf, Athembeengung und flüchtige Brustschmerzen stechender Art, welches letztere Sym	

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
ptom noch 6 Tage lang fortdauert.	
Kneschke:	
Häufige Blähungen von Geruch wie faule Eier; Stuhlausleerungen, täglich 1 bis 2mal öfter als gewöhnlich, übelriechend, erst hart, dann gelblicht und dünn; oder unordentlich, breiartig.	(Siehe und vergleiche oben.)
Der Appetit nahm zu; später fast immer Hunger.	Symp. [14.] [15.]. Uebermäßiger Hunger; vergleichen Eßlust.
Der Urin ging reichlicher, war dunkler und roch nach Schwefel; in den spätern Versuchstagen war er weniger gelb; noch später blässer, weniger und geruchlos.	(Vergleiche oben. Farbenveränderungen des Urins sind von Hahnemann nicht angegeben.)
Bisweilen schwefelartiger Geschmack im Munde.	
Leichte Brustbeklemmung, besonders morgens, 2 Tage lang, vom 13ten Versuchstage an. Später wieder leichter Druck der Brust.	(Siehe oben.)
Kind und Hartlaub:	
Weichere Stühle mit einem vorangehenden Jucken im After.	(Vergl. oben die Sympt. 46. 48. 49. 90. [24.] [27.].)
Häufige mehr nach Kohlenwasserstoff als nach Schwefelwasserstoff riechende Blähungen.	(Siehe oben.)
Hartlaub:	
Fast andauerndes Stechen in der linken Seite der Brust.	
Gutmann:	
Von diesem, der früher öfters	

Nach dem critischen Hefte.
mit Hahnemann experimentirt hatte, sagt der Verfasser nur, daß er ein langes, angeblich *) durch das Mittel hervorgebrachtes Symptomenverzeichniß überliefert habe, das im Wesentlichen mit denen der andern Versuchspersonen übereinstimmte, unter welchen Symptomen, worauf es hier vorzüglich ankomme, kein Hautausschlag sei.

Ich wünschte, daß er dem Leser dieses längere Symptomenverzeichniß nicht vorenthalten hätte, da es nicht hier vorzüglich auf den, den Darm- und Brustsymptomen vielleicht in der Zeitfolge nachstehenden Hautausschlag, sondern auch auf die Menge der Symptomen ankommt. Ich weiß auch nicht, ob Gutmann dadurch, daß er Theilnehmer an homöopathischen Experimenten gewesen war, oder durch das „lange Symptomenverzeichniß" in den Augen des Verfassers die Glaubwürdigkeit verloren hat, was doch durch den Beisatz: „angeblich" angedeutet werden soll. Es ließ sich von ihm, als einen ältern und erfahrnern Experimentator allerdings erwarten, daß ihm etwanige feinere Symptome nicht entgangen seyn würden und sein Symptomenverzeichniß also länger seyn konnte; und jener

*) Wenigstens von der Wirklichkeit des in dem Symptomenverzeichnisse desselben angegebenen Wundseyns zwischen den Oberschenkeln und um den Mastdarm — das auch Hahnemann, Sympt. 74. Wundheit zwischen den Oberschenkeln, aufzählt, — hat sich der Verfasser der critischen Hefte durch eine Okularinspekzion überzeugt.

Zusatz „angeblich" ist um so frappanter, da derselbe, wie die andern Versuchenden, die Richtigkeit derselben bei seiner Ehre bezeugt hat.

Die Versuchenden haben 30 Schwefelsymptome erhalten, ohne das zurückgehaltene längere Symptomenverzeichniß Gutmanns, also fast ein Drittheil der Menge, die Hahnemann davon hat, welcher deren nur 112 angiebt. Hier ist die erhaltene Symptomenmenge also in einem sehr günstigen Verhältniß. Viele sind indessen neu (jedoch denen der reinen Arzneimittellehre nicht widersprechend) und sonach Bereicherung der noch lange nicht ganz bekannten Schwefelsymptomenlehre.

Da nun der Verfasser selbst erfahren hat, daß der Schwefel Brustbeklemmung und Brustschmerzen, vermehrte Hautthätigkeit und vermehrte Stuhlgänge, Mastdarmschmerz, brennendes Gefühl und Jucken im After und unruhige Nächte hervorbringt, so mag er uns nun auch erklären, wie die Aerzte mit Schwefel hämorrhoidalischen Mastdarmschmerz, Brennen und Jucken im After, ruhrartige Krankheiten, Schlaflosigkeiten, seinen Symptomen ähnliche Brustübel und Hautausschläge, bei denen ja die Hautthätigkeit so sehr vermehrt ist, haben antipathisch — contrario — heilen können und noch heilen.

Camphersymptome.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre, im 4ten Bande.
(Steigend von 4 bis 28 Tropfen einer Auflösung desselben in 8 Theilen Weingeist.)	
Brennen im Munde, in der	Sympt. [68]. Heftiges Bren-

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
Speiseröhre und im Magen, welches sich von da aus mehr oder weniger über den ganzen Körper verbreitete, sogleich.	nen am Gaumen bis zum Schlunde hinab, sogleich. Sympt. [69.] Empfindung von Hitze im Munde und im Magen. — [89.]. Brennen im Magen.
(Später, 1 bis 3 Stunden nach dem Einnehmen, bis nachmittags oder abends dauernd:) Aufstoßen.	— 32. Aufstoßen und Rülpsen.
Kopfschmerz in der Stirngegend, bis an die Schläfe hinziehend.	— 4. 10. Klopfend stechender Kopfschmerz in der Stirne. Stumpfes Kopfweh über dem Stirnbeine. — [23.]. Druck in der Mitte der Stirne.
Wüstheit und Benommenheit des Kopfs.	— 2. Besinnungslosigkeit. (Unbesinnlichkeit, siehe Seite 137.) — [11.]. Eingenommenheit des Kopfs bei klarer Besinnung. — [5.] Trunkenheit. (Auf jenen Zustand deuten auch die Sympt. [22.] und [175.].)
Zuweilen flüchtige Stiche in der Schläfegegend und in den Augenhöhlen, im Zimmer sich vermehrend, im Freien sich verringernd.	— 5. Einzelne Stiche in der rechten Gehirnhälfte. — [21.] [25.] [27.] Klopfendes Drücken, reißender Druck, schneidende Stöße in den Schläfen. — [20.] Drückender Kopfschmerz über dem linken Auge. — [50.] [51.]. Schmerz; Druck und Stöße im Augapfel.
Schwindel.	— [3.] [4.]. Schwindel.

Nach dem [illegible] Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
Unvermögen zu geistigen Arbeiten.	(Die Sympt. [1.] bis [14.], [236.] und mehrere deuten auf diesen Zustand des sensorii communis hin.)
Bisweilen vor dem Kopfleiden ein aufgeregter Zustand des ganzen Körpers, wobei	(Die Aufregung wäre nach Hahnemann Gegenwirkung des Organismus.)
Der Puls um 10 bis 15 Schläge schneller wurde.	Sympt. [208.]. Geschwinderer Puls.
Trockenheit im Munde,	— [62.]. Trockenheitsgefühl auf dem hintern Theile der Zunge.
Viel Durst und Neigung zum Trinken.	— 29. Wohlgefallen am Trinken, ohne Durst.
	— [68.] Brennen am Gaumen und im Schlunde, welches zum Trinken reizt.
Ungewöhnlich zeitiger, unwiderstehlicher Trieb zum Schlafe — selbst ein sehr fester und langer Schlaf.	— 78. Schläfrigkeit. — [187.] bis [189.]. Gähnen und Schlaf. Schlafmüdigkeit. Schlummersucht.
(Weniger allgemein erfolgte:) Kurz währender Ekel,	— [77.]. Uebelkeit.
Vermehrter Schweiß,	— 98. Warmer Schweiß am ganzen Körper,

Die Versuchenden haben 17 Campfersymptome also ein Sechstheil aller von Hahnemann in vielen Jahren gefundenen, in wenig Tagen erhalten; sie sind alle den Hahnemannschen gleich oder ähnlich, sind nicht ihnen widersprechend. Dennoch hat der Verfasser seines Ermessens nicht genug Symptome gefunden; er will, das Symptomenaufsuchen soll eine Arbeit von wenigen Tagen seyn. Vielleicht, daß die Versuchspersonen, statt, wie er voraussetzt, in

der Quantität des Mittels steigen zu müssen, um mehr Symptome wahrzunehmen, sie im Gegentheil zu kleineren Gaben hätten zurückkehren müssen.

Lehrreich sind diese Versuche in sofern, als man daraus sieht, daß die Chinasymptome in den Unterleibsorganen, die Schwefelsymptome in diesen, der Brust und der Haut, die Campfersymptome im sensorium commune zuerst und hauptsächlich hervorgetreten sind und wahrscheinlich darin vorzüglich hervorzutreten pflegen; also ein Beitrag zu der Gruppirung der zusammengehörenden Symptome, welcher bei der Menge der Symptome vieler Arzneien wünschenswerth ist.

Helleborussymptome.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre, im 3ten Bande,
(Von 4 bis 40 Tropfen der Tinktur die mit 6mal soviel Weingeist *) bereitet war:)	
Leichter Schwindel, einige Minuten dauernd.	Sympt. [1.] Kopf taumlich.
Dumpfer, drückender Schmerz auf dem Scheitel, den ersten, bei der einen Versuchsperson auch den 2ten Tag anhaltend, ob sie gleich in der Nacht zwischen beiden gut geschlafen hatte.	— 1 bis 6, [5.] bis [8.]. Kopfweh mit verschiedenen Modifikazionen. — [10], Drück im Wirbel, wie mit einer Spitze.
Derselbe Schmerz, bandartig queer über den Kopf laufend.	

*) Das sextuplum von Weingeist ist bei weitem nicht hinreichend, um alles Wirksame aus dem Helleborus auszuziehen. Dieses gilt auch von der bei den Versuchen, die im critischen Hefte aufgezählt werden, gebrauchten Chinatinktur.

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
Leichter Schmerz über den ganzen Scheitel.	
Schmerzhaftes Drücken, erst in der rechten, dann in der linken Augenhöhle.	Sympt. [20.]. Drücken in den Augenhöhlen, als sollten sie herausfallen.
	— 19. Gefühl in den Augen, als würden sie durch etwas Schweres von oben her zugedrückt.
Trockenheitsgefühl im Munde bei hinreichendem Speichel.	— 27. Zusammenfluß wäßrigen Speichels.
	— [30.]. Ein kratziges Wesen hinten am Gaumen.
Vermehrte Urinabsonderung.	— 50. Oefteres Uriniren.
	— [58.]. Viel Abgang wäßrigten Urins.
Eingenommenheit des Kopfs.	— 1. Eingenommenheit, die den Kopf dumm macht.
Allgemeine Benommenheit des Kopfs, den ganzen Tag anhaltend.	— [4.]. Dummheit des Kopfs, wie benebelt.
Dreimalige Leibesöffnung (bei einer Versuchsperson.)	— 47. Durchfall.
Drückender Schmerz in der ganzen Stirn und in beiden Augenhöhlen, wodurch das Denken erschwert wurde.	— 10. Sehr schmerzhafte Schwere im Kopf mit Spannen und Drücken, besonders in der Stirne.
	— [13.] Drückender Schmerz in der Stirne.
Scharren im Halse.	— 25. Böser Hals; beim Schlingen ein Drücken und wie wund im Halse.
(Die 2 letzten Sympt. mit Eingenommenheit des Kopfs stellten sich nach einer guten Nacht wieder ein und verloren sich bis gegen Abend hin gänzlich.)	— [30.]. Ein kratziges Wesen hinten am Gaumen.
(Bei vergrößerten Gaben nahmen die Sympt. an Zahl und	

Nach dem critischen Hefte.	Nach der reinen Arzneimittellehre.
Stärke nicht zu, nur folgendes Symptom erschien konstant:)	
Benommenheit des Kopfs mit drückendem Schmerz in beiden Augenhöhlen.	(Vergleiche oben.)
Vermehrte Schleimabsonderung im Munde und den Bronchien (seltener).	Sympt. 22. 26. 27. Halsdrüsenschmerz. Speichelfluß. Er muß oft ausspucken. — 56 Hüsteln. — [67.]. Kratzig rauhe Empfindung im obern Theile des Brustbeins.

Die wenigen Versuche mit diesem heroischen Mittel beweisen, daß die Versuchenden, statt mit den Gaben zu steigen, sie vielmehr hätten verringern müssen; die bedeutenden Wirkungen desselben auf den Kopf haben die feinern Sensazionen unterdrückt. Auch hier ergeben die gefundenen Symptome keine Differenz, wenigstens keinen Widerspruch mit den Hahnemannschen Versuchen.

Der Verfasser hat auch Versuche mit Squille, Ipekakuanha und einigen andern Mitteln anstellen lassen, er hält sie aber, um nicht zu ermüden, zurück — hier fallen mir unwillkührlich die zurückgehaltenen Gutmannschen Schwefelsymptome wieder ein; wenigstens darf man vermuthen, daß sie kein Zeugniß gegen die Homöopathie abgeben dürften; derselbe Gutmann hat wieder ein bedeutendes Verzeichniß von Ipekakuanhasymptomen vorgelegt; — und versichert, daß alle seine Experimente nicht

mit den Hahnemannischen Angaben stimmen. Der Leser ist in den Stand gesetzt, zu urtheilen, mit welchem Sinne der Verfasser verglichen haben mag. Er behauptet, Hahnemann und seine Schüler müßten mit hysterischer Reizbarkeit oder dichterischer Einbildung ihre Prüfungen angestellt haben, um so viele Symptome zu erhalten. Unpartheiischer Weise kann man voraussetzen, daß Hahnemann und seine Schüler nicht so pressirt gewesen sind, das Endresultat abzuschließen, da jener vor 32 Jahren die Arzneiprüfungen angefangen und bis heute fortgesetzt hat, und daß ihnen eben darum, und weil der Erfolg nicht im Voraus angekündigt worden war, manche feinere Symptome nicht entgangen sind, die nur bei ungetrübter Aufmerksamkeit und Eingeübtheit in dieser Aufmerksamkeit zu entdekken seyn möchten. Etwas Aehnliches, wie ich hier äußere, mag auch wohl der Verfasser bei sich gedacht haben, denn es folgt gleich eine gewissermaßen doch in die Richtigkeit der Hahnemannschen Versuche einwilligende Stelle: — „mögen aber die sämmtlichen Versuche (von Hahnemann und seinen Schülern) mit der größten Genauigkeit unternommen und mit aller Wahrheitsliebe aufgezeichnet worden seyn," — um einen neuen, nur die Größe und den ungeheuern Umfang der Arzneikrankheiten in der reinen Arzneimittellehre betreffenden Einwurf einzuleiten.

Man darf allerdings nicht erwarten, daß eine in dem menschlichen Organismus vorkommende Krankheit alle und so viele Symptome enthalten werde oder könne, als ein Heilmittel selbst Symptome hervorbringen kann, oder, was dasselbe ist, daß die ganzen Arzneikrankheiten dieses oder jenes Arzneimittels sich in pathologischen Zuständen unver-

ändert wiederfinden müßten. Es ist sogar undenkbar, daß alle Symptome einer Arznei gleichzeitig in demselben gesunden Individuum hervorgebracht werden können. Wenn eine wirkliche Krankheit nur aus einer Symptomengruppe besteht, welche sich ganz, welche sich nur größtentheils in der Arzneimittelkrankheit wiederfindet, so ist das Arzneimittel schon vollkommen geeignet, dieser Krankheit als Heilmittel entgegengesetzt zu werden, und da es auch nicht in einer so großen Gabe gereicht werden soll, daß es in den gesunden Gebilden die Symptome hervorbringen kann, die es in denselben im gesunden Menschen hervorrufen kann, so tritt dann blos seine, durch Aehnlichkeit heilende Wirkung auf die kranken Gebilde in Wirksamkeit.

Irrig ist auch die Ansicht des Verfassers, daß ein Mittel in kleinen Gaben wesentlich etwas Anderes wirke, als in großen. Dem Wesen nach muß eine jede denkbare Kraft dasselbe seyn und wirken, sie wirke mit weniger oder mit mehr Intensität; nur die Aeußerung der Wirkung in dem uns verschlossenen innern Organismus, das Zeichen derselben wird uns sinnlich wahrnehmbar anders erscheinen; nur relativ wird durch mangelnde, oder mehr oder weniger hervorgerufene Reakzion des Organismus oder durch Unterdrückung und Vertilgung seines Reakzionsvermögens ein anderer Erfolg hervortreten. Es kann hier wirklich keine absolut wesentliche Verschiedenheit von einer größern oder kleinern Gabe statt finden.

Endlich können wir zwar bei Krankheiten, die wir so lange, und bei Krankheitsformen, die wir sehr oft beobachtet haben, so ziemlich wissen und im voraus beurtheilen, welche Symptome wesentlich, welche dagegen

unwesentlich sind; aber bei der Prüfung der uns noch so ganz unbekannten Wirkungen der Arzneien auf Gesunde, da, wo es darauf ankommt, erst einen möglichst vollständigen Konspekt zu erhalten, da dürfen wir nicht keck, nach der anscheinenden Unbedeutendheit eines Symptoms, annehmen, es sei unwesentlich, oder „ganz unwesentlich," dergleichen mit aufgenommen zu haben der Verfasser (Seite 173) die reine Arzneimittellehre beschuldigt; wir müssen sie sorgfältig mit aufzeichnen und es kommenden Zeiten überlassen, die Unwesentlichkeit, die Unbrauchbarkeit derselben zu „konstatiren."

Nach alle dem muß man erstaunen, daß der Verfasser nun annimmt, die Arzneiversuche an Gesunden sprächen nicht kräftig und überzeugend für die Homöopathie; „diese Satzungen derselben ständen mit der Natur mehr in Widerspruch als in Uebereinstimmung." Er dekretirt, daß die Natur in den unter seinen Augen mit mehrern Arzneikörpern angestellten Versuchen ihre Bestätigung versagt habe und erklärt die Hahnemannsche Homöopathie — doch nur, wie sie das Organon und die reine Arzneimittellehre vortragen, s. S. 174. — für eine unhaltbare und nicht zu gebrauchende Theorie.

Man muß bei diesem Einschiebsel und bei der sonst so treffenden Beurtheilungskraft des Verfassers auf den Gedanken kommen, daß er doch, während des Schreibens seines critischen Hefts, innerlich zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß die Homöopathie allerdings ihren Werth habe, und daß ihm nur noch die Theorie Hahnemanns — sei es als Ganzes, oder sei es in einzelnen Sätzen und Theilen, oder in der Form und Bearbeitung — verwerf-

lich erscheine. Dieser Gedanke wird bestätigt durch das, was er sogleich folgen läßt. „Einzelne wenige nützliche Fragmente aus diesem Lehrgebäude seyen durch das Unpassende und Unwahre, was Hahnemann mit dem Schein des Wahren aufgewendet habe, um das oberste Prinzip seines Lehrgebäudes durchzusetzen, so mit dem Ganzen verwebt, daß es schwer halte, sie herauszusuchen. Würden diese Fragmente von neuem bearbeitet, ohne Sucht, alles unter einen obersten Grundsatz zurückführen zu wollen" — also gerade so, wie Hahnemann anfing; das Aufstellen von obersten Grundsätzen findet sich allemal nachher unwillkührlich von selbst — „so dienten sie der Heilkunst gewiß noch zu einiger Bereicherung." Zu diesen nützlichen Fragmenten rechnet er namentlich

1) den Vorschlag, die Arzneien möglichst einfach und weniger zusammengesetzt zu geben *),
2) die Prüfungen der Arzneien an gesunden Personen, ehe man sie an Kranken gebraucht, und
3) die Anwendung solcher Mittel, welche ein ähnliches Leiden verursachen, in mehrern chronischen nicht lebensgefährlichen Krankheiten.

Wirklich, diese wenigen Zugeständnisse können die homöopathischen Aerzte mit dem Verfasser der critischen Hefte versöhnen; ich erkenne hier endlich wieder den Mann, dem

*) Hierzu werde ich nicht rathen, ehe nicht die eigentlichen Wirkungen der Arzneien erforscht sind, weil das Hervortreten der, schädlich werden könnenden, Wirkungen der Arzneien auf die nicht kranken Organe um so eher möglich wird, je einfacher sie, wenn die Gaben nicht so klein sind, wie sie die Homöopathie vorschreibt, gegeben werden.

es um Wahrheit, um Beförderung ärztlichen Wissens, um Erfüllung seiner menschlichen und ärztlichen Pflichten zu thun ist. Er hat sich vorgenommen, — und zu diesem Zwecke eine medizinische Gesellschaft unter seiner Leitung vereinigt — die Wirkungen der Medikamente durch Experimente an gesunden Personen zu erforschen. Dazu wünsche ich aufrichtig Glück, ob er gleich, noch etwas leidenschaftlich, im voraus versichert, daß seine Resultate von denen Hahnemanns abweichen würden. Man kann das jetzt eigentlich noch nicht wissen, aber komme es auch, wie es wolle, so wird sein Unternehmen gewiß förderlich für ärztliches Wissen und für Menschenwohl seyn.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser gleich nach dieser schönen Stelle, wieder in seine Partheisache zurücktritt, und das Werk, zum 9ten Satze übergehend, in dem früher in diesen Heften herrschend gewesenen Sinne vollendet.

IX.

„Beim Heilgeschäft müsse der Arzt das Mittel für das zu hebende Leiden qualitativ und quantitativ passend aufsuchen. Qualitativ passend sei das, was einen der zu heilenden Krankheit möglichst ähnlichen Zustand zu erregen die Kraft besitze; quantitativ angemessen werde es gegeben, wenn es durch seine Symptome die der Krankheit ein wenig überstimme, also eine kurze Verschlimmerung, die Ausdruck der Arzneikrankheit sei, hervorbringe. Ein homöopathisch gewähltes Mittel überstimme noch in der kleinsten Gabe die Krankheit. In dieser Gabe ergreife sie die kranken Theile im Organismus errege in ihnen die,

dem Anschein nach nicht von der Krankheit zu unterscheidende, Arzneikrankheit, welche der Kleinheit der Gabe wegen bald weiche und den Körper gesund hinterlasse; die gesunden Theile des Körpers affizire die Arzneigabe in dieser Kleinheit nicht, u. s. w."

An diesen Hahnemannschen Satz, den ich nur im Auszuge anführe, knüpft der Verfasser einige vermischte Bemerkungen, die ich einzeln durchgehe. Praktisch geprüft hat er diesen Satz nicht.

1) Er glaubt, S. 178—180 daß es eine Unähnlichkeit sei, wenn die Arznei mehr Symptome enthalte, als die Krankheit, wenn auch alle die wenigen Krankheitssymptome in den vielen Arzneisymptomen in höchster Aehnlichkeit enthalten sind. Dergleichen sind aber wirklich die von Hahnemann in der Vorerinnerung zum 2ten Bande der Arzneimittellehre angeführten symptomenarmen Krankheiten, welche er mit den symptomenreichen Mitteln, Bryonia und Pulsatille geheilt hat; bei deren Anführung im critischen Hefte man noch mit Erstaunen bemerkt, daß der Verfasser derselben die Gemüthsart und Konstituzion seiner Kranken bei ihrer Behandlung gar nicht zu berücksichtigen scheint. Er glaubt demnach nicht, daß die Heilung auf die von Hahnemann angegebene und erklärte Weise erfolgen könne.

Man muß solche Erfahrungssachen eben nicht mit dem Glauben oder Unglauben abmachen, sondern sich durch Prüfung faktisch von der Wahrheit oder Unwahrheit der behaupteten Thatsache überzeugen, worauf die Erklärung, wie es zugehe, von Jedem nach seinen Einsichten gemacht werden wird.

2) Er findet S. 181 unzureichend, wie sich das Organon über die Quantität der Arzneigaben ausdrückt; die Dosis für jeden einzelnen Krankheitsfall sei nicht angegeben.

Die Dosis für jeden einzelnen Fall kann nicht einmal die alte Schule angeben, geschweige die homöopathische, welche die Krankheitsfälle noch weit mehr individualisirt, als jene. Dergleichen Angaben sucht der geschickte Praktiker nicht in Handbüchern, sondern in sich selbst.

3) Er findet S. 181 in einer Anmerkung einen Widerspruch in der Angabe des Organons, daß eine zu starke Gabe von einer homöopathischen Arznei schade, und daß doch nach Hahnemanns Versicherung ältere Aerzte mit noch größern Arzneigaben bisweilen Krankheiten, ohne es zu wissen, homöopathisch geheilt haben sollten.

Es giebt wirklich Erfahrungen, im Gebiete der homöopathischen Heilkunst gemacht, die einerseits zu beweisen scheinen, daß zu große Gaben homöopathischer Arzneien Schaden bringen, und andrerseits, daß sie nicht nur unschädlich, sondern auch heilsam waren. Ob diese Abweichung in der differenten Natur der einzelnen Heilmittel, oder in der der einzelnen Krankheiten oder in bestimmten Beziehungen gewisser Krankheiten und besonderer Körperkonstituzionen zu gewissen Heilmitteln liege, ist noch nicht ausgemittelt. Diese Lehre ist noch zu neu, ist noch von zu wenig Aerzten angewendet worden, um darüber schon mit Gewißheit absprechen zu können. Es werden sich auch hier bei fernern Beobachtungen und Erfahrungen bestimmtere Gesetze aufstellen lassen. Es finden sich ja bei allen in die Naturlehre einschlagenden Doktrinen, so lange sie noch im Werden sind, anfänglich solche Widersprüche; der

Widerspruch liegt da allemal in der vorzeiligen Erklärung, nicht in der Natur *).

4) Zu den innern Widersprüchen des homöopathischen Lehrgebäudes scheint er auch den Satz zu rechnen, daß sich die Wirkung einer Gabe nicht in gleicher Progression mit der Quantität der Arznei mindere. (s. Organon § 309).

Dieser Satz des Organons ist für den, der Erfahrungen in der homöopathischen Heilkunst gemacht hat, nach unbezweifelbaren Thatsachen unläugbar richtig; wie es zugehe, ist mir am Ende sehr gleichgültig (s. homöopath. Archiv. 1. Heft. S. 23.); am wahrscheinlichsten dürfte wohl die Ursache in der Gegenwirkung des Organismus zu suchen seyn. Wie und wo aber dieser Satz mit dem in Widerspruch stehe, was das Organon in andern Paragraphen gelehrt habe, wie S. 181—182 des crit. Hefts behauptet wird, habe ich nicht auffinden können.

5) Er tadelt, S. 183 daß Hahnemann, um diese Behauptung über ein Verhältniß dynamischer Kräfte zu belegen, wieder ein Beispiel von physischen Kräften entlehnt habe. Beispiele müssen allerdings von verwandten,

---

*) Auch wissen wir ja nicht, mit welchen Beschwerden, unter welchen Stürmen jene übermäßig großen Gaben der übrigens homöopathisch angemessenen Heilmittel in jenen berührten Fällen geholfen haben; wenn es die Pflicht des Heilkünstlers ist, die Krankheit so schnell, so leicht, so beschwerdelos zur Gesundheit zurückzuführen, als nur möglich, so werden allerdings die kleinsten Arzneigaben, wie sie die Homöopathie vorschreibt, unendlichen Vorzug haben vor jenen größern, welche nur eine rohere, materielle Ansicht der Arzneikräfte sanktioniren konnte.

Anm. des Redakteurs.

dürfen nicht von gleichen Erscheinungen hergenommen werden, wenn diese letzteren dem Leser noch unbekannt sind und ihm erst die Möglichkeit des behaupteten Satzes durch Analogie bewiesen werden soll.

6) Es möge nun damit seyn wie es wolle, so erklärt er S. 184 das so schnelle Heilen der Krankheiten durch die homöopathische Methode gerade zu für eine Fabel.

Wenn solche willkührliche Nichtigkeitserklärungen eine wirklich vernichtende Kraft hätten, so wäre schon manches historische Faktum, manche aufgefundene Wahrheit als nicht geschehen oder nicht gefunden, aus der Geschichte, aus der Reihe der Dinge verschwunden. Man denke an Galilei! Die Homöopathie appellirt a judice male informato ad melius informandum!

7) Endlich giebt er S. 184 zu, daß kein Vernünftiger bezweifeln würde, ein halber, ein 4. 6. und 10fach abgetheilter Tropfen einer starken Arznei könne etwas leisten.

Warum nicht auch ein 12, 20, 100, 1000fach abgetheilter Tropfen? Warum bleibt die Vernunft des Vernünftigen gerade bei der 10fachen Zertheilung schon stehen? Will er vielleicht nicht, daß sie sich bis zu $\frac{1}{20}$ Tropfen versteige?

8) Haben Hahnemanns Mittel, sagt er eben daselbst, zuweilen etwas ausgerichtet, so haben sie wohl (?) mehr als umstimmende Arzneien, als alterantia gewirkt, besonders wo etwa die Krankheit nur in einer Verstimmung der Nerven bestand.

Nichts ist leichter, als Erklärungen mit wohl u. dgl. zu machen. Aber was sind denn umstimmende Arzneien, und was sind die, welche nicht umstimmen? Auf

welche Theile des Organismus wirken jene und diese? Auf die Nerven? Und wenn es nun ohne Verstimmung der Nerven keine Krankheit geben könnte, wenn die Nerven in jeder Krankheit verstimmt seyn müßten, wie weit reichte denn alsdann der Wirkungsbereich dieser umstimmenden (der homöopathischen) Arzneien?

X.

Der §. 288 und 289. des Organons: — Der Heilkünstler muß die kräftigsten, ächtesten Arzneien in seiner Hand haben und sie selbst nach ihrer Aechtheit kennen; es ist Gewissenssache für ihn, überzeugt zu seyn, daß der Kranke die rechte Arznei einnimmt — welcher gar nicht mehr zu den homöopathischen Lehrsätzen gehört, sondern eine aus Hahnemanns Individualität hervorgehende Kautel ausdrückt, führt den Verfasser der kritischen Hefte auf dessen, zum Theil aus seinem zu weit gehenden Mißtrauen gegen Nichtärzte bei der Arzneibereitung, zum Theil aus andern Gründen, die ich im 2ten Heft des homöopathischen Archivs schon angedeutet habe, hervorgehende Selbstbereitung und Selbstzertheilung seiner Heilmittel. Wegen der ihm über dieses Verfahren, von welchem die homöopathische Lehre ganz unabhängig ist, gemachten Vorwürfe, beziehe ich mich daher lediglich auf das, an der vorhin angegebenen Stelle von mir hierüber Gesagte. Nicht rühmlich scheint es mir von dem Verfasser, daß er hier einen Vorwurf einzuflechten weiß, den zu übergehen er sich nicht versagen konnte, so wenig er hierher gehört. Hahnemann hat einmal vor 22 Jahren geirrt, und eine im wesentli-

chen dem Borax gleiche Substanz für ein neu entdecktes Alkali gehalten. Welcher Mensch hätte nicht einmal geirrt, oder wer wäre sicher, nicht in Zukunft einmal in Gefahr zu seyn, einen Irrthum für Wahrheit zu halten? Gewiß, der Verfasser der critischen Hefte wird sich nicht über begangene oder zu begehende Irrthümer erhaben dünken! — würde er es aber für gerecht halten, wenn man ihm darum alle Glaubwürdigkeit absprechen, wenn man ihn darum immer für irrend, und darum für gefährlich in der Ausübung seines Berufs halten wollte? Solche Schlußfolgen wird Jedermann für höchst ungerecht halten. **Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!**

XI.

Hahnemanns Satz:

Bei dringenden Lebensgefahren, in neu entstandenen Uebeln, bei vorher gesunden Menschen, z. B. bei Asphyxien, ist es erlaubt und zweckmäßig, durch ein Palliativ, z. B. elektrische Erschütterungen, Klystiere von Kaffee, exzitirende Riechmittel, das physische Leben wieder aufzuregen, wo dann das Spiel der Lebensorgane wieder seinen vorigen Gang geht, wie es von einem vorher gesunden Körper zu erwarten ist. Hierher gehören auch verschiedene Antidote jählinger Vergiftungen, Alkalien gegen Mineralsäuren, Kaffee, Kampfer und Ipekakuanha gegen Opiumvergiftungen u. s. w.

giebt dem Verfasser einen erfreulichen Schlußstein für seine Critik ab; ich sehe nicht ein, daß die Homöopathie durch dieses Einräumen gefährdet würde, wie der Verfasser zu glauben scheint. Hahnemann hat an andern Stellen, die dem Verfasser nicht in die Augen gefallen seyn mögen, der antipathischen Heilart noch mehr eingeräumt, z. B. in der, Seite 114 des 2ten Hefts des homöopathischen Archivs angeführten Stelle aus dem 1. Band der Arzneimittellehre S. 141, wo eigentlich von der Möglichkeit antipathischer Heilungen die Rede ist. Denn die vom Verfasser aus einer Note im Organon aufgegriffene Stelle, die den Vorwurf des 11ten Satzes ausmacht, begreift vorzüglich nur die zweckmäßige Anwendbarkeit von Reitzmitteln, von mehr oder weniger allgemein oder örtlich erzitirenden Mitteln, von denen es noch zweifelhaft ist, ob sie antipathisch, nach dem bei dem Verfasser fast für allein gültig gehaltenen Verfahren — contraria contrariis — (wobei ihm andere Gegner der Homöopathie gar nicht beistimmen werden), oder auf eine andere, nur eben nicht homöopathische Weise wirken; wie denn die von Hahnemann angeführten Beispiele — Heilung der Vergiftung durch große Mengen von Mineralsäuren mit Alkalien — nicht auf einen dynamischen, sondern auf einen rein chemischen Gegensatz des Heilmittels gegen das Gift hindeuten.

Der Verfasser glaubt bei dieser Gelegenheit noch einen in der Arzneimittellehre vorkommenden Widerspruch gegen die homöopathische Lehre aufdecken zu können; ich muß ihn aber belehren, daß ein solcher Widerspruch nicht

statt findet. Er sagt, daß in der Arzneimittellehre das Wort Antidot häufig vorkomme und zwar in einem solchen Zusammenhange, daß es nicht blos gegen jählinge Vergiftungen, sondern auch gegen zu heftige Arzneikrankheiten gebraucht worden sey. Hierin hat der Verfasser vollkommen recht; denn Hahnemann war berechtigt, das Wort Antidot nicht blos von antipathisch oder chemisch wirkenden und in großer Gabe zu reichenden, sondern auch von homöopathisch heilenden, also nur in ganz kleinen Dosen nöthigen Heilmitteln dieser Zustände zu gebrauchen. Er hat es dem Scharfsinne seiner Leser, der Aerzte, überlassen, in jedem genannten Falle zu entdecken, ob seine gegebene Notiz sich auf ein chemisch, oder dynamisch antipathisch oder dynamisch homöopathisch wirkendes Antidot — Gegenmittel, nicht blos Gegengift — beziehe. Unter den vom Verfasser hier angeführten Beispielen aus der Arzneimittellehre sind die meisten homöopathische Antidote, als: Mohnsaft und China gegen Quecksilber, Mohnsaft und Wohlverlei gegen Akonit; Ipekakuanha gegen Mohnsaft. Die hier genannten Gegenmittel helfen auch in ganz kleinen Gaben gegen bestimmte Wirkungen viel größerer Gaben der Arznei, deren übermäßige Wirkungen als schädlich getilgt werden sollen. Andere der angeführten Beispiele beziehen sich auf antipathische Hilfe der Gegenmittel gegen die schädliche Substanz, z. B. Kaffee gegen Mohnsaft, Campher gegen mehrere Gewächsarzneien, und müssen daher in größern oder wenigstens wiederholten Gaben gereicht werden. Noch andere beziehen sich auf chemische und mechanische Hilfsleistungen gegen Vergiftungszustände, wie Oel, Schleime,

Laugensalze und Schwefelleber gegen zu große Gaben schärfer Quecksilberpräparate. (Merkwürdig ist, daß die in großen Gaben gegen Quecksilbervergiftung chemisch hilfreiche Schwefelleber auch in so kleinen Gaben, daß an chemische Wirkung gar nicht gedacht werden kann, gegen die noch in den Grenzen dynamischer Wirkung bleibenden vom Quecksilber entstandenen Symptome Hilfe bringt.) Endlich ist die Heilung der langsamen Quecksilbervergiftung durch Elektrizität oder warme Schwefelbäder nicht von denen durch Arzneiversuche an Gesunden, sondern von den, nicht so seltenen, durch Kuren, an Kranken angestellt, entstandenen chronischen Quecksilberkrankheiten zu verstehen.

Hieraus wird der Verfasser einsehen, daß Hahnemann nur in sehr seltenen Fällen die Arzneikrankheiten durch contraria zu heben angiebt; daß er sie in den meisten Fällen durch homöopathische Mittel beseitigt. Darnach mag er sich die Frage, warum nur die Arzneikrankheiten, und warum nicht auch andere Krankheiten antipathisch behandelt werden sollten? selbst beantworten, und erkennen, daß der vermeinte Widerspruch der homöopathischen Lehre in der Arzneimittellehre nicht enthalten sei.

Der Verfasser scheint zu glauben, daß sein Versprechen, eine Prüfung der Homöopathie zu liefern, auch für ihn die Verbindlichkeit involvire, die im Organon und den 6 Bänden der Hahnemannischen Arzneimittellehre etwan vorkommenden Druck- Schreibe- und Sprachfehler zu kritisiren. Seite 16 entschuldigt er sich darüber, daß das eine zu lästige Arbeit seyn würde, und Seite 101, nachdem er *Alles* gesagt hat, was er gegen die Homöopathie zu sagen gewußt hat,

kann er sich nicht enthalten, noch zu tadeln, daß Hahnemann allemal vor anstatt für schreibe. Dieser Tadel, mit dem er sein ganzes Werk über Homöopathie beschließt, ist um so weniger edel, als er sich erinnern konnte, daß vor 50 — 60 Jahren, als der Getadelte schreiben und sprechen lernte, man es mit der Unterscheidung beider Wörtchen in unsrer Sprache noch nicht so genau nahm, und jenes häufig da gebrauchte, wo man jetzt bestimmt dieses anwendet. Und diese minuziöse Neckerei seines Gegners steht zwei Zeilen vor einer Stelle, wo der Verf. der critischen Hefte sagt: der erste Heft, anstatt — das erste Heft! —

Den Ruhm hat der Verfasser behauptet, daß alles Böse, Nachtheilige, Lächerliche, was man Jemanden muthwillig nachsagen oder anhängen kann, aufs eifrigste und sorgfältigste von ihm benutzt worden ist, um es gegen den Stifter der homöopathischen Lehre zu gebrauchen und in die Kritik seiner Lehre selbst zu verflechten. Das Aergste hat er an ihm gethan; möge er sich selbst sagen, wieviel diese Persönlichkeiten Gewicht in die Waagschale legen konnten, um das wissenschaftliche Lehrgebäude der Homöopathie in die Luft zu schnellen! Mit Geschicklichkeit hat er die scheinbar schwächsten, verwundbarsten Punkte der Homöopathie aus dem Organon herausgesucht, hat stückweise nur das zum Angriff ausgewählt, was er wollte, und doch — nur leichte Wunden geschlagen. Die wesentlichsten Sätze der Homöopathie hat er zwar mit großen Buchstaben abdruk-

ten lassen, um sie, wie zu glauben stand, zu widerlegen; er hat sie aber nicht widerlegen können, er hat sie häufig gar nicht angerührt, sondern sich nur über die Schale hergemacht und — einige Beispiele als unpassend dargestellt, die Beweiskraft einiger geschichtlicher Fakten für die Homöopathie geschwächt, einige unrichtige Zitate nachgewiesen. Er hat seine Schlüsse, die Homöopathie verdammend, gezogen, ohne daß man begreift, wie er zu solchen Schlüssen gelangt ist. Mit einer so schwachen Kritik ist die Homöopathie nicht in den Staub getreten; sie erwartet eine gediegenere. Sie bedarf der Kritik, um vollständig in die praktische Wirksamkeit treten zu können — einer tiefen, gründlichen, umfassenden, partheilosen, wahrhaften, auf Kenntniß der Sache und aller dafür und dawider zeugenden Momente gegründeten Kritik. Sie soll, sie will sich derselben nicht entziehen; sie kann und darf kein blindes Glauben erwarten. Ich müßte mich sehr irren, wenn der Verfasser der critischen Hefte nicht bei vorurtheilsfreien Aerzten der Homöopathie mehr genützt als geschadet hätte, wenn er nicht die Schwierigkeit einer gründlichen Widerlegung aus theoretischen Gründen mehr ans Licht gezogen, wenn er nicht mit seinen Arzneiversuchen an Gesunden die Hahnemannsche Arzneimittellehre mehr bestätigt als verdächtig gemacht hätte. Aber es ist aus dem Hervorziehen aller Persönlichkeiten, aus dem ganzen, eines Gelehrten gegen Gelehrte unwürdigen Tone, aus der Oberflächlichkeit seiner Widerlegung der Hauptsätze, nur zu klar, daß ihn der Vorwurf, den er Hahnemannen unbilligerweise macht, als habe er mehr für Laien als für Aerzte geschrieben, selbst im vollen Maße trifft.

Er steckt selbst hinter der Thüre, hinter der er seinen Gegner gestanden zu haben, beschuldigt.

In einer anderthalb Seiten betragenden Nachschrift wird auch noch das erste Heft des homöopathischen Archivs critisirt.

Der Verfasser des critischen Hefts äußert einen stillen Zweifel, daß das Archiv von einem Verein deutscher Aerzte herrühre, durch das vorgesetzte Wort: angeblich; er scheint unzufrieden, daß nicht angegeben ist, wer zu diesem Vereine gehöre; es ist ihm nicht hinreichend, daß nur 3 Autoren als Verfasser der enthaltenen Abhandlungen vorkommen. Es scheint, daß ihm die Namen, daß ihm Außendinge überall wichtiger sind, als die Sache selbst. Er ist übrigens ganz falsch unterrichtet, wenn er erzählt, daß D. Stapf ehemals Amanuensis von Hahnemann gewesen sei; jener hat diesen erst persönlich kennen gelernt, nachdem er schon 3 Jahre promovirt und in Naumburg praktizirt hatte. Das als Beitrag zur Berichtigung der persönlichen Notizen von Hörensagen in den wahrheitsliebenden critischen Heften!

Er bemerkt hierauf, daß, wenn er den Inhalt des Archivs durchgehen wolle, er genug zu erinnern finden würde, allein das sei ferne, nur einige Hauptmonita könne er nicht zurückhalten.

Der Hauptmoniten sind 3 an der Zahl.

Erstes Hauptmonitum.

Warum Stapf nicht die Resultate seiner in Berlin

angestellten homöopathischen Heilversuche in diesem Archive niedergelegt habe?

Das erste Hauptmonitum zum Inhalt des Archivs ist also eine Frage nach Dingen, die nicht im Archiv stehen. Warum hat denn der Critiker nicht genug an dem, was in dem Archive steht? Findet er da keinen Stoff zu monitis, daß er dem Autor vorschreiben will, was er hätte aufnehmen sollen? Wenn nun Stapf seine im Archiv mitgetheilten Heilungsgeschichten für beweisender gehalten hat, als die Berlinischen, warum sollte er jene zurückhalten? Die Berlinischen Versuche sind übrigens nicht so zum Nachtheil der Homöopathie ausgefallen, als wie der Critiker zu glauben scheint. Ein Drittheil der dort homöopathisch behandelten Kranken wurde vollkommen geheilt, mehrere derselben wirklich gebessert. Unter den Geheilten waren ein dreimonatlicher Veitstanz, der in drei Wochen auf 3 Gaben Ignatia, Pulsatilla und Stramonium geheilt war, waren 5 höchst chronische Exantheme, deren eines 7 Jahre lang, andere 2 und 1 Jahr gedauert hatten; die Heilmittel waren hier Eine äußerst kleine Gabe Staphysagria, und Eine Gabe Waldrebe; die Behandlung bis zur Heilung dauerte 14 Tage. Bei diesem Verhältniß der Zahl der Geheilten, bei so schwierigen Krankheitsfällen, bei so wenigen einfachen Mitteln, bei dieser Kürze der Zeit, in welcher die Heilungen vollbracht wurden, kann man wohl nicht annehmen, daß diese Versuche gegen die Homöopathie bewiesen, daß sich der Unternehmer für ihre Bekanntmachung zu fürchten brauchte; so wie man aus dem Unternehmen selbst erkennen muß, wie fest er aus früher erlangter Ueberzeugung von der Wahrheit der Ho-

solchen divinatorischen Höhe der „Richtigkeit" der Beurtheilung habe ich es nicht gebracht! Daß an dem Raisonnement in meiner Beurtheilung der Homöopathie, Manches zu berichtigen seyn möge, will ich gern zugeben.

Man dürfte nun nach den vorhergehenden monitis erwarten, daß das

Dritte Hauptmonitum

sich auch noch mit dem dritten Autor des homöopathischen Archivs beschäftigen würde. Aber nein! der D. Groß wird für seine Person durchgelassen und dieses Hauptmonitum betrifft wirklich den wirklichen Inhalt des Archivs. Der Verfasser des critischen Hefts hat in aller Eile Platina bereiten und von vier Versuchspersonen, welche eben die Schwefelversuche vollendet hatten, auf Arzneisymptome prüfen lassen; sie haben kein einziges Platinasymptom erhalten. Das ist denn wenigstens ein Monitum; und es stehen sich nun die Erfahrungen dieser vier Herren und jener zwei Aerzte einander direkt gegenüber.

Das Heft schließt mit einer unziemlichen Allegazion des 4ten Gebots.

Geht der Leser noch einmal durch, was der Verfasser gegen Homöopathie geschrieben hat, so ergiebt sich folgendes Resultat. Er hat vorerst die Persönlichkeit des Urhebers der homöopathischen Lehre und derer Aerzte, welche das Gute an derselben erkannt haben, verdächtig zu machen und ihre Moralität in Zweifel zu stellen gesucht. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann, der sich S. 188. des 2ten critischen Hefts einer so zarten Gewissen-

haftigkeit rühmt, nicht gefühlt hat, wie unmoralisch und gewissenlos man handelt, wenn man Personen, die man so wenig oder nur vom Hörensagen kennt, auf ein Gerede oder eine eigene Einbildung hin öffentlich verunglimpft. Dieser Theil der critischen Hefte ähnelt beinahe einem Libell; die Beweise für seine Annahmen fehlen; das Publikum wird und soll darüber urtheilen und richten, ob die Freunde der Homöopathie so tief stehen. Wären sie aber auch nicht frei von Fehlern, dessen ich mich für meine Person gern bescheide; so kann doch die Lehre, um die es sich handelt, fehlerfreier seyn, als ihre Vertheidiger; mit der Lehre mußte sich die wissenschaftliche Untersuchung beschäftigen. Der Critiker hat auch eine Auswahl von homöopathischen Lehrsätzen in Untersuchung genommen; aber er hat entweder mit Machtsprüchen, oder mit sehr flachen, einem denkenden Arzte nicht genügenden, leicht zu widerlegenden Gründen gegen diese Lehrsätze gestritten. Er hat diesen Streit aus seinem theoretischen Gesichtspunkte, gleichsam ohne Instrukzion geführt; denn man kann gegen die homöopathischen Sätze nur muthmaßlich, also nicht mit hinreichender Sicherheit, sprechen, wenn man sie nicht vorher praktisch geprüft, die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit ihrer erfahrungsmäßigen Grundlagen vorher erforscht, die Erklärung der pekuliären ihr zum Grunde liegenden Erfahrungen auf anderweite Art vorher versucht hat. Bis zu dieser Prüfung, die allerdings ein Studium neuer Art und mehr Zeit erfordert haben würde, als der Critiker sich vorgesetzt hatte, ist derselbe aber gar nicht gekommen; er hat sich von der Anstellung der Heilversuche abschrekken lassen, nachdem er einige Arzneiversuche an Ge-

funden angestellt hat, aus deren Resultat er doch nothwendig einen günstigen Schluß für die Homöopathie hätte machen müssen, wenn er nicht unbegreiflicher Weise gefordert hätte, daß unter den an wenigen Personen und in kurzer Zeit gefundenen Symptomen, deren Zahl zwar nicht gering, aber doch bei weitem nicht die Hälfte der auffindbaren Symptome war, sich das Chinafieber und der Schwefelausschlag schon befinden müßten. So hat er unbedachtsamer Weise das Schicksal der neuen Lehre von einem Treffer, von einer Karte, abhängig gemacht; man kann sagen, absichtlich und willkührlich, denn was hätte aus der ersten größern Hälfte seiner Critik werden sollen, wenn er in der letztern Hälfte hätte zugeben wollen, daß man die Hahnemannschen Arzneisymptome bei Nachversuchen wieder finde, und daß sich aus homöopathischen Heilversuchen schnelle und sichere Heilungen ergäben? So hat es bei der ganzen Anlage dieser Critik nothwendig kommen müssen, daß der Verfasser die homöopathischen Heilungen ungeprüft für eine Fabel erklärt und sich schlüßlich wenigstens darüber freuet, daß Hahnemann noch einige Fälle von antipathischer Heilart hat zulassen müssen.

Ich gebe ihm noch mehr zu, als Hahnemann; ich gebe ihm auch allopathische Heilungen zu. Ich bin überzeugt, daß der Schöpfer mehr als einen Weg zur Heilung der unendlich vielen nnd verschiedenartigen menschlichen Gebrechen bestimmt hat, deren einer allerdings direkter als der andere seyn muß. Ich bin überzeugt, daß außer den Heilungen durch Primärwirkung der Arzneien auch Heilungen durch gemeinschaftliche Nachwir-

fang der Arzneien und des Organismus möglich sind und daß die letztere Methode es ist, die seit Jahrtausenden am meisten ausgeübt und kultivirt worden ist, daß sie aber auch nicht hinsichtlich der Kürze und Annehmlichkeit den Vorzug verdiene. Ich wende täglich jede dieser Methoden in meiner Privatpraxis an, je nachdem ich mich für überzeugt halte, daß bei dem gegenwärtigen Stande ärztlichen Wissens die eine oder die andere dem vorliegenden Krankheitsfalle am angemessensten sei. Ich gebe ihm zu, daß, so wie es Krankheiten giebt, die weder auf homöopathischem, noch auf nicht homöopathischem Wege heilbar sind, es auch dergleichen giebt, welche auf dem einen von beiden Wegen sicherer geheilt werden, als auf dem andern und welche den andern Heilweg vielleicht ganz ausschließen. Ich bin durchaus nicht für das ausschließliche Verwerfen und Annehmen eines ärztlichen Systems, so lange unsere Kenntniß der Natur in medizinischer Beziehung noch so unvollendet ist, wie sie jetzt ist; ehe unser Kenntnißkreis in dieser Hinsicht nicht ganz vollendet ist, können wir durchaus nicht sicher wissen, daß ein Lehrgebäude das einzig rechte sei. Jede gründliche Berichtigung desselben muß uns willkommen seyn; jedes ist nur ein Interim bis zur nächsten Revision.

Mögen nun unbefangene Aerzte anfangen, die Homöopathie einer umfassenden, auf Vernunft und Erfahrung zugleich gegründeten Kritik zu unterwerfen! Wie auch das Endresultat ausfalle, es wird immer eine Bereicherung für die Wissenschaft seyn und von den Kennern der Homöopathie mit Dankbarkeit aufgenommen werden.

Nach dem Schlusse dieses Aufsatzes lese ich erst die im Aprilheft der Altenburger Analen enthaltene Rezension des ersten Hefts des homöopathischen Archivs, wo dieser mein Wunsch in Erfüllung zu gehen anfängt. Der Rezensent verkennt die redlichen Absichten der Unternehmer nicht, er findet den Gegenstand beachtenswerth, er verspricht sich davon Gewinn für die Wissenschaft. Wahrhaft verbunden fühle ich mich dem Manne, der ein so gemäßigtes, von den „critischen Heften" so abweichendes Urtheil aussprach und ich nehme mir vor, über die wesentlichsten seiner gemachten Einwürfe in den folgenden Heften Einiges vorzutragen.

Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen der homöopathischen Heilkunst. Von Dr. Ernst Stapf.

Unter der nicht geringen Anzahl ärztlicher Systeme, welche im Laufe der Jahrhunderte, gleich Meteoren erschienen sind, längere oder kürzere Zeit bestanden und dann dem allgemeinen Geschick alles Einseitigen, nicht sattsam in der Natur Begründeten, unterlegen haben, ist wohl keines, welches nicht auch die Diätetik, im weitern oder engern Sinne des Wortes, in seine Kreise gezogen, ihre Bestimmungen nach der Beschaffenheit seiner Grundansichten eigenthümlich modifizirt und so auch in dieser Richtung sich und sein innerstes Wesen lebendig ausgesprochen hätte. Es konnte dies auch nicht anders kommen, da dieser Gegenstand das Wesen und Wirken des eigentlichen Heilgeschäftes zu innig und vielfach berührt, als daß er von irgend einem Systeme, welches nur einigen Anspruch auf Realität zu machen berechtiget war, hätte unberücksichtiget bleiben können.

Es ist hier nicht der Ort, eine kritische Beleuchtung der, nach den verschiedenen ärztlichen Systemen, ebenfalls verschiedenen Ansichten über Diätetik aufzustellen; vielmehr

ist es der Zweck dieser Blätter, die Grundzüge einer Diätetik zu entwickeln, wie sie sich im Geiste und nach den Gesetzen der homöopathischen Heillehre eigenthümlich gestaltet und somit die Gründe darzulegen, auf welchen, was sie in dieser Hinsicht für nöthig und heilbringend erachtet, beruhet.

Wenn die Natur mit ihren ewigen Gesetzen der sicherste Prüfstein der Aechtheit aller menschlichen Schöpfungen und ganz besonders der ärztlichen Theorie und Praxis ist, welche ja einzig aus ihr entnommen seyn und zu ihr zurückführen soll; so wird es sich in Folge dieser Erörterungen über Diätetik im Geiste der homöopathischen Heillehre ergeben, ob sie, und die Theorie, deren Resultat sie ist, diese Prüfung wohl bestehet. Wäre dem also; dann dürften auch ihre Bestimmungen in einen günstigern Lichte erscheinen, und durch offene Darlegung der naturgesetzlichen Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit, nicht wenig Vorurtheile, welche bei Aerzten und Nichtärzten über sie obwalten, beseitiget werden, sie selbst aber an nothwendigem Vertrauen und, was hieraus folgt, an gewissenhafter Befolgung vielfach gewinnen.

Die Diätetik kann von einem zwiefachen Gesichtspunkte aus angesehen werden; als die Wissenschaft, die Verhältnisse des Lebens so zu ordnen, daß die vorhandene Gesundheit nicht durch feindliche Einwirkungen der verschiedensten Art beeinträchtiget, sondern vielmehr das normale Befinden stetig erhalten werde; und — bei verlohrener Gesundheit die Lebensweise so einzurichten, daß entweder

dadurch allein die pathologische Störung der Thätigkeiten des Organismus beseitiget, oder, wo dieß, wie meistentheils, in Folge der Beschaffenheit der Krankheiten, nicht möglich ist, daß das Uebelbefinden dadurch nicht vermehrt, die oft heilsame Thätigkeit der Natur nicht gestört, und die Wirkung der eigentlichen Heilmittel nicht beeinträchtiget oder gar aufgehoben werde. Sie begreift also eben so den gesunden, wie den kranken Zustand des Organismus in sich, so wie sie das körperliche und geistige Leben des Menschen mit gleichem Interesse in ihren Thätigkeitskreis ziehet. Es giebt daher eine Diätetik für Gesunde wie für Kranke, eine somatische und psychische, welche vereint, ein innig zusammenhängendes Ganzes bilden.

Die Diätetik unterscheidet sich von der eigentlichen Heilkunst dadurch, daß sie die arzneilichen Stoffe, welche jene in geeigneten Krankheitsfällen zu Heilzwecken benutzt, von den Gesunden, als krankheiterregend, ganz, von den Kranken, in so fern sie die vorhandene Krankheit (in ungeeigneten Fällen) nicht heilen, sondern vielmehr verschlimmern und die zweckmäßig (naturgesetzlich) dagegen angewendeten Arzneistoffe in ihrer Heilwirkung stören oder vernichten, zu entfernen und an deren Stelle, was ihr angemessen erscheint, zu setzen sich bestrebt. Sie nimmt auf diese Weise eine sehr wichtige Stelle in der Heilkunst ein, indem sie ihr gleichsam den Weg bahnt und rein erhält, ihre wohlgewählten Kräfte mit Erfolg anzuwenden.

Das oberste Gesetz aller Diätetik lautet: Da Gesundheit das Ergebniß eines nach wohlerkannten Naturgesetzen geordneten und geführten

herrschenden Gesetze, das Abweichende in den Meinungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit derselben; daher eine häufig zu bemerkende Lauheit und Unbestimmtheit in Anordnung einer angemessenen Lebensweise für Gesunde und Kranke.

Hier eben ist es aber, wo sich die Eigenthümlichkeit der Diätetik im Geiste der homöopathischen Heillehre am deutlichsten kund thut: denn wie diese Lehre alle ihre Beobachtungen unter Anleitung und treuer Befolgung eines höchsten und naturgesetzlichen Prinzips anstellt und auf diesem Wege sich selbst ausgebildet und den ganzen Reichthum ihrer Kenntnisse erlangt hat, so verfolgt sie auch zu diesem Zwecke den sicher leitenden Pfad scharfsinniger und ruhiger Naturbeobachtung. Denn zu erforschen, wie jede der verschiedenen Potenzen auf den gesunden Organismus spezifisch einwirkt; dieß ist die Basis, auf welche sich ihre Bestimmungen über Schädlichkeit oder Nützlichkeit derselben gründen, und nur dann erst, wenn sie sich auf diesem Wege erfahrungsmäßig von der wahren Natur eines Stoffes überzeugt hat, hält sie sich für berechtiget, ihm seine Stelle anzuweisen. Hat sie nun auf diese Weise bestimmte und wahrhafte Auskunft erlangt über die wahre Beschaffenheit der Außendinge, in wie fern sie auf den menschlichen Organismus reagiren, so ist schon ein bedeutender Schritt vorwärts gethan zur Ausführbarkeit des oben ausgesprochenen obersten und allgemeinsten Gesetzes aller rationellen, naturgemäßen Diätetik, und wir sehen diese Wissenschaft auf eben so feste, als einfache und naturgemäße Prinzipe zurückgeführt.

Gehen wir nun, nach diesen, mehr das Allgemeine betreffenden Andeutungen, vorerst zu dem über, was die homöopathische Heilkunst in Folge ihrer individuellen Ansichten vom Leben überhaupt und ihrer Erfahrungen über die Wirkungen der Außendinge in diätetischer Hinsicht den Gesunden vorschreibt, um sie gesund zu erhalten und sie zur vollsten Entwickelung ihres Lebens, wie zur bestmöglichsten Benutzung desselben fähig zu machen.

Sie hat hierbei ein Ideal normaler Gesundheit vor Augen, welches sie in der Wirklichkeit möglichst darzustellen, sich eifrigst bestrebt; wie wohl sie keinesweges verkennt, wie selten dieses wünschenswerthe Ziel, vermöge einer Menge, mehr oder weniger unvermeidlicher Störungen, erreicht werden mag. Sie erkennt demnach mehrere Abstufungen im organischen Leben an, welche als Annäherungen zu diesem Ideale und als Mittelzustände zwischen ihm und offenbarer Krankheit angesehen und mit dem Namen relative Gesundheit belegt werden können.

Ihren Ansichten zu Folge bedarf der menschliche Organismus zu Erhaltung der Gesundheit; erstens: angemessene Nahrungsmittel und Getränke; zweitens: den möglichst freien Genuß gewisser Einwirkungen, welche gleichsam als feinere Nahrungsmittel zu betrachten sind, z. B. Luft, Licht, Wärme u. s. w.; drittens: angemessene Thätigkeit der verschiedenen, in ihm liegenden Kräfte, sowohl des Körpers als des Geistes. Was aber angemessen seyn soll, muß der Natur entsprechen, muß es nach ihren ewigen Gesetzen seyn. Sie ist die höchste Norm für alle unsere Handlungen. Aus ihrer sorgfältigen

und reinen Beobachtung geht nun hervor, daß zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes und des Geistes, zum festen und normalen Bestehen, ja selbst zum vollen Wohlseyn, der Mensch keiner andern äußern Reize bedarf, als rein nährender Speisen und rein durstlöschender oder auch zugleich reinnährender Getränke; daß alles, was diesen Kreis überschreitet, dem physiologischen Zustande, also auch der Diätetik, fremd ist und in das Reich der eigentlichen Arzneistoffe fällt. Es gehet ferner daraus hervor, daß nur bei einer bestimmten, wiewohl in weitern Grenzen sich bewegenden, qualitativen Beschaffenheit der Luft, bei gehörigem Einfluß des Lichts, der Wärme und einiger andern Potenzen, das Leben sich frei und kräftig erhalten kann; daß endlich nur eine naturgesetzliche Uebung unserer geistigen und körperlichen Kräfte, ihr Gleichgewicht und ihre Energie zu erhalten, uns zum vollen Genuß des Lebens fähig zu machen und vor Erkrankung zu bewahren im Stande ist. Einseitige Ausbildung einzelner Thätigkeiten ist der Natur in den meisten Fällen eben so zuwider, als dem Gedeihen des Organismus nachtheilig, eben so Uebermaaß in Thätigkeit, wie in Unthätigkeit.

Es dürfte auf den ersten Anblick scheinen, als sey auf diese Weise der Kreis der, der menschlichen Natur angemessenen Genüsse, so wie aller Thätigkeit, allzusehr beschränkt, ja als werde durch diese Bestimmungen ein Mißtrauen gegen die Kraft des Organismus, auch mehr fremdartige Einwirkungen, theils sich anzueignen, theils von sich zu entfernen und unschädlich zu machen, an den Tag gelegt: — daß jedoch keines von beiden statt finde, gehet aus der sorgsamern Erörterung dieses Gegenstandes satt-

sam hervor. Denn welchen Reichthum bietet die Natur innerhalb dieser, nur scheinbar engbeschränkten, Grenzen dar! Die vielfach verschiedenen Fleischarten enthalten, mit Ausnahme einiger wenigen, welche, besonderer Eigenthümlichkeiten wegen, nicht zu den reinnährenden zu rechnen sind, den kräftigsten, einfachsten Nahrungsstoff, ihr Genuß entspricht allen Erfordernissen, deren wegen wir überhaupt vernünftigerweise essen; sie ersetzen durch ihren leicht assimilirbaren, unserer eigenen Materie nahe verwandten Fleischstoff das, durch Anstrengung des Körpers und vorzüglich des Geistes, Konsumirte; sie nähren, ohne das gesunde, normale Befinden im mindesten krankhaft zu verändern; sie befriedigen sogar den Sinn des Geschmacks auf die angenehmste Weise. Gleichsam als Uebergang von animalischer zu vegetabilischer Nahrung, schließen sich den Fleischspeisen, als ebenfalls reinnährend, die verschiedenen Arten Eyer und mehrere Stoffe an, welche die Milch liefert. Sie selbst, die Milch, entspricht allen Forderungen, welche nur irgend an ein gesundes und wahrhaft wohlthätiges Getränk vernünftigerweise gemacht werden können. Durch ihre wäßrigen Bestandtheile rein durstlöschend, ist sie durch das, was sie an vegetabilischen und namentlich animalischen Stoffen so reichlich enthält, in hohem Grade rein nährend. Von der allgütigen Natur dem zarten Kinde als erste und einzige Nahrung angewiesen, bleibt sie für jedes Alter das angemessenste, wohlthätigste und gesundeste Getränk *).

---

*) Es ist ein nicht genug zu beachtendes Naturgesetz, daß, in dem Grade sich der Mensch von der Natur, bei welcher allein Heil ist, entfernt, er in demselben Grade auch unfähig

Und welche Fülle von Genüssen aus dem Pflanzenreiche, welche mit der reinnährenden Eigenschaft noch Wohlgeschmack verbinden! Die zahlreiche Klasse der Getreidearten, mannichfache Obstarten, mehrere Gemüße, u. s. w. entsprechen sämmtlich den Erfordernissen zu wohlgeeigneten Nahrungsmitteln.

Rein durstlöschend ist allein das Wasser, als der indifferenteste aller diätetischen Stoffe. Allgemein verbreitet, eine überall strömende Quelle, scheint es uns zu ermahnen, daß es der Wille der Natur ist, das möglichst Einfache

---

wird, ihre seegensreichsten Gaben zu empfangen. Wenn also der, der Natur entfremdete, durch reizende, naturwidrige Genüsse verschiedener Art, z. B. Kaffee, Thee, Wein, Liqueur, sitzende Lebensart, allerlei böse Leidenschaften u. s. w. verwöhnte Organismus, die Milch nicht verträgt und sie daher so oft beschuldiget wird, sie erzeuge Schleim, Säure, Durchfall u. s. w., so ist es Thorheit zu glauben, dieß liege absolut an ihr, und Blindheit, den wahren Grund dieser Erscheinungen zu verkennen. Sie schleimt, säuert rc. allerdings, jedoch nie im gesunden Körper, immerdar nur in unreinem Gefäße, in dem, einfacher, naturgemäßer Lebensweise entwöhnten, also kranken Organismus. Dieser bedarf, um nur leidlich verdauen zu können, immer äußerer Reize, zu künstlicher und palliativer Beseitigung der angekünstelten Erschlaffung, vermöge deren er, rein natürliche Genüsse nicht mehr assimilliren kann und nach ihrem Genuß Schmerzen empfindet. — Ich rede hier von der, durch längeres Stehen oder Kochen ihrer flüchtigen Theile beraubten Milch; denn die frisch gemolkene Milch, vorzüglich mancher Thiere, enthält allerdings ein sehr bedeutend pathogenetisch wirkendes Prinzip, welches jedoch bei'm Kochen und längeren Stehen entweicht und die Milch reinnährend zurückläßt. S. Neueste Unters. u. Bemerk. üb. d. versch. Arten d. Milch u. s. w. von A. Parmentier d. N. Deyeux. Aus d. Franz. v. A. N. Scheerer. Jena 1805. Seite 15. fg.

und Ungekünstelte zum Genuß und zur Befriedigung unserer Bedürfnisse zu erwählen.

Wie genügend und vorzüglich aber auch die obengenannten reinnährenden und rein durstlöschenden Speisen und Getränke zur Erhaltung der vorhandenen Gesundheit sind, so ist es doch die in dem Organismus unverkennbar waltende Kraft, auf ihn eindringende Schädlichkeiten möglichst zu bekämpfen und, *bis auf einen gewissen Punkt*, mehr oder weniger unschädlich zu machen, welche gestattet, den Kreis der Genüsse einigermaaßen zu erweitern und manches, wenn auch *nur bedingt*, unter die Zahl der diätetischen Stoffe aufzunehmen, das, streng genommen, eigentlich mehr zu den arzneilichen gehören dürfte. Es giebt nemlich unter den gebräuchlichen vegetabilischen und animalischen Nahrungsmitteln mehrere, welche neben dem reinnährenden Prinzipe, vermöge dessen sie der Diätetik anheim fallen, mehr oder weniger arzneiliche Bestandtheile enthalten und daher fähig und geneigt sind, das gesunde Befinden krankhaft zu verändern. Da aber bei mehreren derselben das in ihnen vorhandene pathogenetische Prinzip weder von heftiger noch von langdauernder Wirkung auf den gesunden Organismus, wenigstens wie er sich in der Regel konstituiret zeigt, zu seyn scheint, und durch die künstliche Zubereitung dieser Stoffe auf mehrfache Weise, z. B. durch Verflüchtigung beim Kochen, durch Trocknen, durch Gähren, durch Zusatz von Essig u. s. w. zerstört oder wenigstens geschwächt wird, so läßt sich allerdings diese *bedingte* Anwendung derselben zu diätetischen Zwecken entschuldigen. Ich rechne hierzu

[illegible] vielen andern z. B. Petersilie, Meerrettig, Senf, Spargel, mehrere Suppenkräuter, Zwiebeln, alten Käse, einige Gewürze, Wein, Essig, Zitronen, Schweinefleisch, Gänse- Enten- Kalbfleisch, mehrere Fische, Krebse u. m. A. *).

---

*) Die genannten Fleischarten sind sämmtlich nicht reinnährend, sondern enthalten, jede eigenthümlich, ein pathogenetisches Prinzip, wie aus der sorgfältigen Beobachtung ihrer Wirkungen auf das Befinden des Gesunden, ja selbst aus den alltäglichen Wahrnehmungen des gemeinen Lebens genügend hervorgeht. Je kräftiger ein Thier ist, je gesünder, je mehr in der Natur lebend, je vollkommener ausgebildet, desto vollkommener, kräftiger und reinnährender ist auch in der Regel sein Fleisch; dahingegen zu junge oder zu alte, oder ihrer ursprünglichen Lebensweise allzusehr entnommene Thiere, offenbar ein Fleisch liefern, welches arm ist an reinem Nahrungsstoffe, reich jedoch an pathogenetischer Kraft. Zum Beispiel diene das Kalbfleisch. Wie der Organismus des unerwachsenen Thieres selbst noch nicht seine volle Ausbildung erhalten hat; so ist auch die Materie, das Fleisch, nur unvollkommen. Als etwas durchaus unreifes, ist es mit andern unreifen Erzeugnissen wohl zu vergleichen, und wie wir an diesen größtentheils nachtheilige Eigenschaften in Hinsicht ihrer Wirkungen auf den gesunden Körper nicht verkennen mögen, so bemerken wir auch an dem Kalb- (und allem unausgewachsenen) Fleische, ähnliches. Es giebt viele, nicht eben übermäßig empfindliche Personen, welche nach dem, selbst sehr mäßigen Genusse des Kalbfleisches ein lästiges Unbehagen im Unterleibe, Drücken, Spannung der Präcordien, ein, wenn auch nur leises, doch eigengeartetes Fieber, vermehrten Harnabgang und ganz besonders eine, ihnen fast fremde, hypochondrische Laune fühlen, zum deutlichen Zeichen, daß in ihm etwas enthalten ist, was das Befinden Gesunder krankhaft zu verstimmen fähig ist. Und wie in diesem Falle Mangel an Ausbildung des Thieres die Schuld der schlechten Beschaffenheit des Fleisches trägt, so sehen wir z. B. beim Schweine- und oft beim Gänsefleische, wie nachtheilich die Entfernung von der ursprünglichen Lebensweise, durch Entziehung aller Bewegung, durch überm-

Wer möchte die arzneilichen (pathogenetischen) Eigenschaften der ebengenannten und vieler anderer Vegetabilien und Animalien, welche zum diätetischen Gebrauche häufig angewendet werden, läugnen wollen? Die auf ihren Genuß folgenden Beschwerden, z. B. qualitativ und quantitativ veränderte Harnabsonderung, allerlei Unterleibsbeschwerden, Blähungen, Erhitzung, gewisse Exantheme u. s. w. sprechen zu sehr dafür, als daß ein Zweifel darüber obwalten dürfte. Bei alledem sehen wir auf ihren sehr mäßigen und seltenen Genuß keine dauernden Beschwerden entstehen, da ihre nachtheilige Einwirkung von der Kraft des gesunden Organismus schnell und siegreich bekämpft wird; und eben hierin mag es liegen, daß sie so oft als ganz unschädlich angesehen werden. Häufig und längere Zeit hindurch genossen, würden sie jedoch ohnfehlbar den Organismus zu dauernder und fühlbarer Krankheit verstimmen und sein heilsames Streben, Fremdartiges bis auf einen gewissen Grad unschädlich zu machen, überwältigen. Sehr mäßiger und seltener Genuß derselben ist also die Bedingung, unter welcher ihre Anwendung zu diätetischen Zwecken gestattet seyn mag *). Mag

ßig aufgenöthigte, oft auch unangemessene Nahrung, auf die Thiere und mithin auf die Beschaffenheit ihres Fleisches wirkt. Das Fleisch solcher Thiere ist arm an reinem Nahrungsstoffe, reich hingegen an Krankheiterregendem Prinzip (nach dem gemeinen Ausdruck; es macht Schärfe oder ähnlich); indeß dieselben Thiere, im Stande der Natur lebend (oder nur wenigstens ihr nicht zu sehr entfremdet), ein sehr gesundes Fleisch liefern, z. B. das wilde Schwein.

*) Bier, in so fern es vollkommen rein, d. h. einzig und allein aus mäßig gedörrtem Malze und wenig Hopfen, ohne ir-

aber auch dieser so bedingte Genuß solcher Speisen und Getränke bei **Gesunden** Anwendung finden; so kann dies jedoch bei **Kranken**, fast ohne Ausnahme, nicht der Fall seyn, und zwar aus Gründen, deren Darlegung wir bis dahin versparen müssen, wenn im Verfolge dieser Betrachtungen von der Diät der Kranken ausführlicher die Rede seyn wird.

Je überwiegender aber das Verhältniß des arzneilichen (pathogenetischen) Prinzips zu den reinnährenden in einer Substanz ist, oder, je kräftiger und wirksamer dieses Prinzip seiner Natur nach ist, desto weniger eignet sie sich zum diätetischen Gebrauche, desto mehr fällt sie in die Klasse der reinen Arzneien. Werden dergleichen Stoffe,

---

gend einen andern Zusatz bereitet worden, rein ausgegohren und nicht zu stark, d. h. zu weingeistreich ist; dürfte sich noch am meisten den reinnährenden Getränken anschließen, obgleich die in ihm vorhandene Kohlensäure und der Weingeist ihm allerdings eine Stelle unter den arzneilichen Substanzen anweisen. Wenigstens scheint es die Erfahrung zu bezeugen, daß ein nicht gerade unmäßiger, wenn auch anhaltender und reichlicher Genuß eines so durchaus reinen Bieres ohne merklichen Nachtheil auf das gesunde Befinden bleibt. Ganz anders verhält es sich jedoch mit jenen, durch die heftigsten Arzneistoffe, z. B. **Porst**, **Kokelsaamen**, **Koriander**, Nigella, **Weißnießwurzel**, **Chamille**, **Bitterklee**, **Sarsaparille**, **Opium**, **Bilsenkraut** u. s. w. in Wahrheit **vergifteten** Bieren. Wie ihre Bereitung auf der schändlichsten Betrügerei und den beklagenswerthesten Ansichten von dem, was gesund und nützlich ist, beruhet; wie durch sie unermeßlicher Schade gestiftet wird; so ist es die heiligste und dringendste Pflicht der **medizinischen Polizei**, dergleichen Verfälschungen zu beachten und sie möglichst zu verhüten, und zwar um so mehr, je häufiger, je allgemeiner sie statt zu finden pflegen. Dadurch könnte sie ihrer Bestimmung wohl genügen, und sich **wahre** Verdienste erwerben.

ganz gegen den Willen der Natur, dem Organismus zum diätetischen Gebrauche (kürzere oder) längere Zeit hindurch, dennoch aufgedrungen, so verändern sie, ihrer eigenthümlichen Natur zu Folge, die normale Stimmung des gesunden Körpers dergestalt, daß, wo nicht immer offenbare Krankheit, doch eine Art Siechthum, eine wahre Deteriorirung des Lebens, hervortritt. Unter den gebräuchlichsten dieser mehr arzneilichen als diätetischen Genüsse, bemerke ich hier nur den Kaffee *), die verschiedenen Arten Liqueure, Punsch u. dgl. die verschiedenen Arten Thee, mehrere Arten Gewürze, gewisse Parfümerieen u. s. w. Diese Stoffe sind größtentheils geeignet, die Thätigkeit einzelner Organe und Systeme auf eine, dem Gefühl zusagende Weise zu erhöhen und so ein lebendigeres Lebensgefühl hervor zu zaubern. Wir empfinden nach ihrem Genusse eine über unser Temperament gehende, uns also fremdartige, krankhafte Erhöhung des Seelenorgans, eine vermehrte Thätigkeit des Blutgefäßsystems und der Verdauungswerkzeuge. Die Phantasie wird beflügelter, das Erinnerungsvermögen lebhafter, lästige Schläfrigkeit verschwindet, angenehme, behagliche Wärme verbreitet sich über den ganzen Körper, die Verdauung geht eben so leicht als beschwerdelos vor sich, als der Stuhlgang schnell und leicht abgeht. Wir glauben einer höhern Gesundheit, eines bessern Lebens zu genießen. Aber wie sehr irren wir uns! Denn wie schon jene künst-

*) Der Kaffee in seinen Wirkungen. Nach eigenen Beobachtungen von S. Hahnemann. Leipz. 1803. b. Steinacker.

liche Erhöhung unserer organischen Thätigkeiten, welche wir die ersten Stunden nach solchen Genüssen bemerken, offenbar krankhaft ist; so folgt nach Verlauf dieser Erstwirkung gar bald in der Nachwirkung das Gegentheil, indem der frühern Ueberspannung unausbleibliche Abspannung folgt. Und diese Nachwirkung wird bei fortgesetztem Genusse, als chronisches Siechthum, so dauernd und in dem Körper einheimisch, daß nun ein immer erneuter Genuß jener Stoffe (ihrer Erstwirkung), das damit verbundene, höchst lästige Gefühl auf einige Zeit verscheuchen kann. — Wie nun aber durch diese Genüsse dem Körper durchaus kein Nahrungsstoff zugeführt wird, (da sie davon nichts enthalten,) — sondern vielmehr, eben durch die künstliche Erhöhung seiner Thätigkeiten, die Kraft und die Materie unverhältnißmäßig konsumirt, ja er selbst zu segensreicher Aufnahme reinnährender Substanzen unfähig gemacht wird; so betrügen wir ihn auf doppelte Weise um das, was er zu seiner wahren Erhaltung bedarf, sowohl durch Nichtdarreichen, als auch durch Verschwenden des Nöthigen.

Daß ein so naturwidriges Verfahren zart und fein organisirten Personen, welche vermöge ihrer eigenthümlichen Konstituzion, ihres Alters, ihrer Beschäftigung, ohnehin weniger reich sind an Energie des Körpers, z. B. Kindern, Frauen, Gelehrten u. s. w. besonders verderblich seyn müsse, ist eben so wenig zu läugnen, als daß es entgegengesetzte Naturen giebt, welche, bei geringer Rezeptivität, hohe Energie des Wirkungsvermögens besitzend, lange Zeit hindurch pathogenetischen Einwirkungen dieser Art trotzen, wie dieß nicht ganz seltene Beispiele hinlänglich

bestätigen. Von diesen Ausnahmen ist jedoch keineswegs auf das Ganze zu schließen; vielmehr sagt uns die Erfahrung, daß bei weitem die Mehrzahl der Menschen von diesen, fälschlich in den Kreis der Diätetik gezogenen Genüssen, sehr bedeutend affizirt und der normale Stand ihres Lebens nach und nach, oft sehr bald, wo nicht zu offenbarer Krankheit, doch zu jener relativen Gesundheit herabgestimmt wird, welche wir als das traurige Eigenthum der meisten Menschen erkennen müssen.

Wenn viele dergleichen, zu diätetischem Gebrauche gar nicht bestimmte und geeignete Dinge auf der einen Seite aus reiner Genußsucht nur zu häufig in Anwendung gebracht werden, so ist es nicht minder beklagenswerthe Verkennung der Gesetze der Natur, wenn auf der andern Seite, diese und noch andere arzneiliche Substanzen von Gesunden in der Absicht genossen werden, die Gesundheit dadurch zu erhalten oder wohl gar zu erhöhen. Welche irrige Begriffe von Gesundheit, Krankheit, Wirkung der Arzneien, liegen diesem so häufig statt findenden Mißbrauch zu Grunde, wie oft Gedankenlosigkeit! So kauen viele gesunde Personen Rhabarber und Ingwer; andere verschlucken Pfeffer und genießen Raute (Ruta graveolens) auf dem Brode; nicht wenige, zumal Frauenzimmer, trinken, ohne alle Veranlassung, verschiedene Theee, vornemlich Chamillenthee; man trinkt durch arzneiliche Kräuter bittergemachtes — also verfälschtes, vergiftetes — Bier, und wie häufig ist der Gebrauch sogenannter magenstärkender Liqueure, selbst Abends vor Schlafengehen genossen! vieler anderer Thorheiten dieser Art hier nicht zu geden-

ten *). Aber erwägt man denn nicht, daß der gesunde Körper durchaus keiner solchen Einwirkungen bedarf, um gesund zu bleiben, daß ein plus von Gesundheit eine Chimäre ist, und daß alle diese Dinge ohne Ausnahme, indem sie ihre eigenthümlichen pathogenetischen Wirkungen auf den gesunden Organismus entwickeln, statt seine Gesundheit zu erhalten, sie unausbleiblich zerstören? Sie sind sämmtlich Arzneien, von der gütigen Natur zur Heilung vorhandener Krankheiten bestimmt: Arzneien bedarf jedoch nur der Kranke, nie der Gesunde.

Wie nun Speisen und Getränke, in angemessener Beschaffenheit, den sich immerfort konsumirenden Organismus ernähren und auf diese Weise ihm zur Erhaltung seiner Integrität unentbehrlich sind; so sind auch jene weniger materiellen Stoffe: Luft, Licht, Wärme, als unerläßliche Bedingungen zum wahren, gesunden Leben zu betrachten, und auch sie müssen in naturgemäßer Qualität und Quantität auf den Körper einwirken, um ihn bei voller Gesundheit zu erhalten. Sie sind gleichsam geistigere Nahrungsmittel und scheinen, zum Theil wenigstens, die höhern Gebilde unseres Organismus vorzugsweise zu berühren. Von ihnen, wenigstens von der Luft, kann man wohl behaupten, daß in ihrem Genusse kein Uebermaaß statt finden könne, da ja diejenigen Menschen, welche unaus-

*) Hierher gehört auch der Gebrauch arzneilicher Zahnpulver und Zahntinkturen, um gesunde Zähne gesund zu erhalten. Reines Kohlenpulver erfüllt, statt aller andern, alle Erfordernisse eines wohlthätigen Zahnpulvers, da wo wirkliche Verderbniß der Zähne zu beseitigen ist, bedarf es anderer innerlicher Mittel.

gesetzt unter ihrem Einflusse leben, die gesündesten, die kräftigsten sind, die schwächlichsten hingegen, die sich ihnen allzusehr entziehen. Die Luft nimmt die ganze Oberfläche unsers Körpers eben so in Anspruch, als eins seiner wichtigsten innern Organe, die Lunge, und durch sie den ganzen Organismus; und wie Licht und Wärme zum Gedeihen der Pflanzen unumgänglich nöthig sind, so mögen sie auch, namentlich das Licht, in ähnlicher Beziehung zu dem thierischen, zu dem menschlichen Körper stehen.

Aber auch sie sind vielfachen, qualitativen und quantitativen, Veränderungen unterworfen, wodurch sie zu pathogenetisch wirkenden Potenzen werden, wiewohl es scheint, als sey hier die Grenze zwischen Wohlthätigkeit und Schädlichkeit um vieles weiter gesteckt, als bei den materiellen Nahrungsmitteln. Stubenluft, mehr oder weniger arm an Sauerstoffgas, und in demselben Verhältniß angefüllt mit kohlenstoffsaurem - Wasserstoffgas und Stickstoffgas, so wie mit mannichfachen andern azotischen Luftarten und allerlei bösen Dünsten, wird schädlich, sowohl durch Entziehung der gehörigen Menge Oxygen, als auch durch die eigenthümlichen Nachtheile, welche jene, nicht zur Unterhaltung des Lebens geeigneten (azotischen) Luftarten bei ihrer Einwirkung auf den Organismus mit sich führen. Von jenen traurigen Verhältnissen, unter welchen die Luft aller Heilsamkeit beraubt, und zu wahrem Gifthauche wird, z. B. in schlecht eingerichteten Gefängnissen, Hospitälern, u. s. w. an welchen Orten sich nur zu oft die zerstörendsten Kontagien entwickeln und die Luft vergiften, schweige ich; mehr aufmerksam machend auf die weniger bemerkbar werdenden und daher auch weniger be-

achteten Luftverderbnisse in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Denn wiewohl daselbst die Luft nicht dergestalt verunreiniget seyn mag, wie in den eben erwähnten und andern ähnlichen Orten, so mangelt ihr doch unstreitig ein großer Theil des Heilsamen, welches allein das schöne Eigenthum der freien, in keine engen Räume eingeschlossenen Luft ist. Rastlos bewegt und erfrischt, in ununterbrochener Verbindung mit den mannichfachen, zum gesunden Leben nothwendigen Potenzen, Licht, Wärme, u. s. w. unaufhörlich sich erneuernd durch die dynamisch-chemischen Lebensprozesse des Makrokosmus, in denen sie selbst eine so wichtige Rolle spielt, hat sie zur Erhaltung kräftiger Gesundheit unendliche Vorzüge vor jeder Stadt- und Stubenluft. Ihr freier und reichlicher Genuß nimmt unter den Förderungsmitteln wahrer Gesundheit eine der ersten Stellen ein und gehört vor allen in das Reich der Diätetik. Und wenn sich auch ihre Beschaffenheit durch unbekannte kosmisch - atmosphärische Prozesse verändert, so scheint der menschliche Organismus doch so eingerichtet zu seyn, daß er diese Abänderungen, mit seltenen Ausnahmen, wo sie in qualitativer und quantitativer Hinsicht zu bedeutend sind, ohne besondern Nachtheil verträgt. Daher das Unschädliche, ja sogar Wohlthätige und Nothwendige, sich fast bei jeder Witterung der freien Luft auszusetzen; daher das dem wahren Gedeihen der Gesundheit so verderbliche Vermeiden der freien Luft, durch Stuben- und Stadtleben, durch zu ängstliche Verhüllung mit, ihren Zugang allzusehr abwehrenden, Kleidern. Und auch hier gilt es, was schon oben bei der Milch angedeutet worden ist, daß, jemehr der

Mensch den Einwirkungen naturgemäßer Einflüsse, wie doch die freie Luft der naturgemäßeste von allen ist, sich entziehet, um desto weniger er sie ertragen kann; wie, wessen Ohr durch giftige Schmeichelei verwöhnt ist, das kräftige Wort der lautern Wahrheit nicht ohne üble Empfindung vernehmen mag. Daher die vielfachen Klagen über unfreundliche Einwirkung der Luft; daher die mannichfaltigen Beschwerden nach ihrem Genuß, bei Personen, welche sich ihr, naturwidrig handelnd, mehr oder weniger entfremdet haben. Licht und Wärme, weniger qualitativen Veränderungen unterworfen, dürften mehr durch quantitatives Mißverhältniß schaden; wogegen jedoch in den meisten Fällen die Energie des gesunden Organismus das kräftigste Ausgleichungsmittel ist *).

Haben wir nun die Wichtigkeit der äußern Einwirkungen auf die Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen betrachtet, so erkennen wir wohl, daß die naturgemäße Uebung und Entwickelung aller in dem Organismus vorhandenen Kräfte und Thätigkeiten nicht minder bedeutend ist zur Erreichung dieses Zweckes. Auch in dieser Beziehung bleibt das Gesetz der Natur, der wir alle angehören, der erste und sicherste Führer. Ruhe

*) Zu große Erwärmung durch Stubenhitze, Betten, Kleider, Sonnengluth, durch Waschen mit warmem Wasser, zu häufiges warmes Baden, ist allerdings unter die sehr bedeutenden pathogenetischen Einwirkungen zu rechnen und ihr Nachtheil wird erst durch den Gegensatz, durch Erkältung, recht fühlbar. Erkältung findet jedoch größtentheils nur bei Subjekten statt, welche durch unzweckmäßige Lebensweise, namentlich durch vernachläßigte Hautkultur (zu große Erwärmung und Entziehung der freien Luft) dazu eigenthümlich disponirt worden sind.

und Bewegung, Schlaf und Wachen, Befriedigung des Geschlechtstriebes und des Hungers und Durstes, Beschäftigung des Geistes und Gemüthes, Anstrengung der Sinnesorgane, Denken und Dichten, — alles unterliegt ihren ewigen Gesetzen.

Die beiden einfachsten Verhältnisse des Organismus sind: **Wachen und Schlafen.** Was im Wachen, (wahrscheinlich an feinerer, durch keine Speise, durch kein Getränk zu ersetzenden Lebenskraft) konsumirt wird, wird da ersetzt; die Thätigkeiten, welche da, durch vorherrschende Anstrengung der einen vor der andern, gleichsam in Disharmonie gerathen sind, werden versöhnt; es ist als kehre der Mensch in den Schooß der Mutter zurück und werde bei'm Erwachen wie neugeboren *). Daß also, um dieß glückliche Gleichgewicht zwischen den organisch-psychischen Thätigkeiten, so wie zwischen Verlust und Ersatz stetig zu erhalten, auch Schlaf und Wachen — Ruhe und Thätigkeit — in angemessenen Verhältnissen zu einander stehen müssen, versteht sich von selbst. Je größer die Körper- und vorzüglich Geistesanstrengung, desto länger sey

*) Es scheint, als seyen zur normalen Assimilazion und Restauration der verschiedenen, feinern und gröbern, konsumirten Stoffe, auch verschiedene Lebensverhältnisse erforderlich. Wenn die gröbere Assimilazion fremder Stoffe, die Verdauung im Magen und den dünnen Därmen, (also der erste Akt der Verdauung) blos Ruhe ohne Schlaf erfordert, so dürfte die Resorpzion derselben in die Lymphgefäße, die Veredlung des Chylus in den Drüsen, selbst die Vermischung des Chylus mit dem Blute (zweiter Akt der Verdauung) nicht allein im wachenden Zustande, sondern auch bei angemessener Thätigkeit und Bewegung, am ungestörtesten vor sich gehen;

der Schlaf. So will es die Natur, so sagt es uns unser Gefühl, so treibt uns der Instinkt, dem wir nie ohne großen Nachtheil entgegen treten. Entziehung oder unverhältnißmäßige Verminderung des Schlafes erschöpft, wie sonst nichts, die Fülle der Lebenskraft, stört, wie sonst nichts, die Harmonie der Thätigkeiten. Was geschieht, geschieht ohne Energie; unser Daseyn gleicht entweder einem wachen Traume oder ist der Zustand beklagenswerther Ueberreiztheit. Wie es aber nicht zu läugnen ist, daß gerade durch Anstrengung des Geistes die meiste und feinste Lebenskraft konsumirt und gerade durch den Schlaf dieser so unumgänglich nöthige Theil des Lebens wieder ersetzt wird; so leuchtet es ein, wie verderblich es ist, wenn, wie es so oft zu geschehen pflegt, Personen, welche den Tag über sich angestrengt geistig beschäftigen, sich durch Entziehung des Schlafes, des einzigen und naturgemäßen Mittels, dem Verlust wieder beizukommen, muthwillig berauben, ja durch Nachtstudiren (oder auch Nachtschwelgen) zu einer Zeit sich immer mehr schwächen, die von der Natur zum Ersatz des Verlohrnen bestimmt ist. Welche trau-

---

indeß die Restaurazion der Nervenkraft und des, aus dem Zellgewebe, dem Kapillarsystem, den mit Dunst angefüllten Höhlen konsumirten Geistig-materiellen nur im naturgemäßen Schlafe gehörig statt finden mag. Daher sehen wir, als Folge naturwidriger Bewegung während der ersten Verdauung, gehinderten Fortgang derselben; als Folge mangelnder Bewegung während des zweiten Stadiums der Verdauung, qualitative und quantitative Abnormitäten des Ernährungsprozesses, während Mangel an Schlaf (zu gehöriger Zeit) Erschöpfung der feinsten dynamisch materiellen Stoffe und namentlich der Geisteskraft herbeiführt.

rige Folgen für Körper und Geist daraus entstehen, das lehrt leider die Erfahrung in unzähligen Fällen *).

Aber auch Mißverhältniß zwischen Wachen und Schlafen im entgegengesetzten Verhältnisse — zu wenig Thätigkeit und zu viel Schlaf — bleibt nicht ohne bedeutenden Nachtheil, indem eine unverkennbare Erschlaffung der Thätigkeiten des Geistes und Körpers die Folge davon ist. Das wahrhaft Heilsame liegt immerdar in der Mitte. Wie zu wenig Schlaf durch fortwährende Konsumzion und gleichzeitige Entziehung der Bedingung zur Restaurazion erschöpft; so kann es nicht fehlen, daß, in Folge allzuhäufigen Schlafs, durch Mangel an Uebung der Thätigkeiten, eine ähnliche Torpidität und Erschlaffung herbeigeführt wird. Denn beide, Anstrengung und Ruhe, jedes im rechten Maaße, jedes am rechten Orte, beide im gehörigen Verhältnisse, tragen, jedes auf seine Weise, zur Erweckung, Belebung und Erhaltung der somatisch-psychischen Kraft bei. Der Organismus gleicht hierinn dem Magnet: durch angemessene Uebung seiner innwohnenden Thätigkeit gewinnt er eben so an Kraft, als er sie durch mangelnde oder übermäßige oder falsch gerichtete Anstrengung verliehrt. So erfordern auch manche Lebensalter besondere Berücksichtigung, so daß z. B. das Kindes- und

*) Es scheint, als sey die zweckmäßige Anwendung des thierischen Magnetismus das wirksamste Mittel gegen die aus Schlafentziehung entsprungenen Leiden; zum sichern Zeichen, theils, wie gerade hier die feinste Lebenskraft fehle, theils, wie sehr der Magnetismus geeignet sey, sie zu ersetzen; eine Art Homologie mit dem Schlafe!

Greisenalter [illegible] mehr Schlaf bedarf, als das Mittelalter, welches, als Blüthe des Lebens, am reichsten ist an innerer Kraft, und daher, bei bedeutendem Aufwande derselben durch Thätigkeit, dennoch den geringsten Ersatz nöthig hat. Die Natur selbst hat uns die zum Schlafen angemessene Zeit aufs deutlichste bezeichnet; wie der Tag, das erfreuende und belebende Licht, zur Thätigkeit aufruft, zum hellen klaren Beschauen der Welt, zum kräftigen Eingreifen in ihr vielfach verschlungenes Getriebe, so ladet die stille, lichtlose Nacht zur Ruhe, zum Schlafe ein, um unter dem Schutz ihres Mantels, neue Kraft zu sammeln für den kommenden Tag. Wollen wir nun gleich nicht verlangen, die Zeit des Schlafes solle mit dem Eintritt der Nacht beginnen (wie es doch, streng genommen, wohl Wille der Natur seyn mag), so kann doch das gänzliche Umkehren der Verhältnisse — nachts wachen und bei Tage schlafen — als höchst unnatürlich, widersinnig und verderblich, keineswegs gebilliget werden. Annäherung zum wenigsten muß auch hierinn an das Naturgesetz statt finden, soll die Gesundheit des Körpers wie des Geistes wohl erhalten werden. Die traurigen Folgen dieser sündlichen Verspottung der Naturgesetze, bei den Bewohnern grosser Städte, namentlich in London, sind so unverkennbar als beklagenswerth.

Unmittelbar an das einfachste Lebensverhältniß, Wachen und Schlafen, schließt sich die Befriedigung des **Hungers und Durstes** an. Auch hier gebietet die Natur, und nur die treue Befolgung ihrer Gebote kann das Glück ungestörter Gesundheit bewahren. Haben wir bereits oben

zender Lebensart gezwungen sind, aber in der That nur ein Scheinleben führen.

Auf das Innigste mit dem Bestreben normaler Gesundheit verbunden, ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes, bei beiden Geschlechtern. Eine der wichtigsten und einflußreichsten Thätigkeiten der thierischen und namentlich menschlichen Oekonomie, behauptet er vor allen sein heiliges Recht, und bestraft jede Verletzung desselben auf das empfindlichste, so recht in den Tiefen des Organismus. Die Geschlechtstheile müssen möglichst ausgebildet und vollkommen werden, die Zeugungskraft darf nicht gering seyn, wenn wir Geist Kraft haben, wenn, bei dem männlichen Geschlecht, der ganze Körper männlich und ausdauernd, bei dem weiblichen, ächt weiblich und seinem Zweck entsprechend seyn soll. Bei beiden Geschlechtern resultiren aus Mangel an Ausbildung dieser Organe die bedauernswürdigsten, geistigen und körperlichen, Monstrositäten. Wiewohl den Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit unterworfen, kann doch nur naturgemäße Befriedigung des Geschlechtstriebes die Gesundheit vollkräftig erhalten; und Uebermaaß und gänzliches Unterlassen dieser Befriedigung sind beide gleich nachtheilig. Wie Uebermaaß die edelsten Kräfte des Geistes und Körpers aufs tiefste erschöpft und das innerste Leben zerstört, so sehen wir, in Folge des gar nicht oder auch zu selten befriedigten Triebes, bei beiden Geschlechtern beklagenswerthe Geistes- und Körperkrankheiten entstehen. Bei Mannspersonen eine sehr schlimme Art Hypochondrie, welche sich namentlich durch eine besondere Fühllosigkeit und Steifigkeit, Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit, Erschöpfung und Trau

rigkeit auszeichnet; bei Frauenzimmern gewisse hysterische Zufälle, Ueberreiztheit des Geistes und Körpers, Bleichheit, höchst unangenehme Gemüthsstimmung, Krämpfe, entweder zu häufiger oder zu spärlicher monatlicher Blutabgang, Leukorrhoe u. s. w. bei einigen übermäßige Korpulenz, häufiger bei andern übermäßige Abmagerung; nicht selten bei beiden Geschlechtern förmliche Geistesverirrung. Die nachtheiligen Folgen des Mangels an Befriedigung sind bei dem weiblichen Geschlecht ungleich bedeutender und greifen weit tiefer in die Oekonomie des Lebens ein, als bei dem männlichen. Denn wenn der Mann blos giebt, so empfängt das Weib nicht allein, sondern dieser Moment wird auch der Anfang einer neuen, in das weibliche Leben innigst verflochtenen, ihm sogar nothwendigen Periode, der Schwangerschaft; sie bildet den empfangenen Eindruck fort und beschäftiget so die in dem weiblichen Körper so lebendig vorherrschende plastische Thätigkeit auf die angemessenste Weise. Unbeschäftiget gelassen, erstirbt diese Thätigkeit nur selten, sondern sie nimmt eine andere, also naturwidrige, pathologische Richtung, und wird der Grund zu den beklagenswerthesten, nicht selten unheilbaren Uebeln. Wie aber die, im gehörigen Alter, d. h. bei vollkommener Reife des Körpers, zur rechten Zeit, in gehörigem Maaße, unter den günstigsten Verhältnissen und auf die geziemende, naturgemäße Weise, statt findende Befriedigung dieses Triebes eben so naturgemäß als erfreulich und wohlthätig ist; so gehören die Abweichungen von dem Rechten zu den traurigsten und verderblichsten Verirrungen, die es nur geben kann. Zu frühzeitiger Genuß raubt der noch nicht reifen Blüthe Kraft und Leben; zu häufiger Genuß er-

schöpft den Gesundesten; Genuß ohne Liebe oder mit kranken, kränkelnden Personen, hört auf, Genuß zu seyn und ist beiden nachtheilig, ist ekelhaft; auf unnatürliche Weise vollführt, ist er Sünde an der Natur, die nie ungestraft bleibt, hier jedoch sich am furchtbarsten rächt.

Wenn wir also die Befriedigung des Geschlechtstriebes in den Kreis der Diätetik ziehen, so gedenken wir allein der in jeder Hinsicht naturgemäßen Ausübung desselben, als eines zum wahren Leben eben so unentbehrlichen als wohlthuenden Genusses.

Weiter hinauf begegnen uns ferner, gleichsam als Blüthen des organischen Lebens, die Sinne, durch die wir mit der Außenwelt in Berührung stehen und ihre Eindrücke empfangen. Auch ihr gesundes Bestehen, innig mit dem des übrigen Körpers und namentlich der Seele verbunden, unterliegt den ewigen Gesetzen der Natur. Beim Sinne des Gefühls, dem ausgedehntesten und vielleicht darum am wenigsten scharfen aller Sinne, gedenk ich nur, als des wichtigsten, der zoomagnetischen Einwirkungen, welche wir zunächst durch ihn perzipiren. Sie gehören unstreitig in die große Oekonomie des organischen Lebens, und ihre Wichtigkeit zur Erhaltung kräftiger Gesundheit ist wohl unverkennbar. Die Menschen allesammt sind mit einander durch eine mehr oder weniger wirksame magnetische Atmosphäre verbunden, und die gesundesten berühren einander auf diesem Wege auf die, zwar am wenigsten fühlbare, doch gewiß wohlthätigste Weise; indeß es nicht zu läugnen ist, daß es Individuen giebt, welche geradezu gegentheilig auf einander einwirken. Gesunde und Kranke, Junge und Alte, gewisse geistige und körperliche Indivi-

qualitäten, beeinträchtigen sich gegenseitig, wobei jedoch der Gesunde, der Junge, gegen den gewinnenden Kranken, Alten, immer in Nachtheil steht. Es ist daher diätetisches Gesetz, Personen sehr verschiedenen Alters, sehr verschiedenen Gesundheitszustandes, nicht in zu nahe und zu dauernde Berührung zu bringen, indem dadurch die Fülle des Lebens des einen Theils unbezweifelt beeinträchtiget wird. Besonders ist dieß bei Kindern hoch zu beachten, da nichts so sehr ihre Entwickelung, ihr Wachsthum, ihre Blüthe stört, als unnatürliches Zusammenleben mit zu alten oder schwächlichen Personen.

Die gehörige Ausbildung des Hautorgans, als des Sitzes des Gefühlsinnes, und außerdem auf das innigste mit dem Ganzen des Organismus in Verbindung stehend, ist daher nicht zu vernachlässigende Bedingung zur Erhaltung des physiologisch normalen Zustandes. Wenn wir schon oben die Verwöhnung der Haut durch zu große Erwärmung, als die Quelle vielfacher Leiden erkannten, so können wir zu ihrer zweckmäßigen Kultur nichts angemessneres finden, als öfteres Waschen derselben (über den ganzen Körper) mit nicht zu kaltem, reinem Wasser, als wodurch ihre Energie am sichersten erhalten und vielfache Unreinigkeiten, welche als schädliche Reize auf sie wirken, beseitigt werden. Unter gewissen Modifikazionen gehört hierher auch das kalte Baden.

Zu Erhaltung der Integrität und Normalität der Organe des Geschmacks und Geruchs dürften jene gebräuchlichen übermäßig reizenden Schmeck- und Riechstoffe eben nichts beitragen, sie vielmehr krankhaft verändern. Wir bemerken bei ganz einfach und von allen dergleichen Kün-

steleien entfernt lebenden Völkern die schärfste Ausbildung dieser Sinne, namentlich des Geruchs; ein Vorzug, dessen uns die sogenannte höhere Kultur größtentheils beraubet hat.

Ein wichtiges Organ, wenn auch nicht eben zur Erhaltung des niedern, doch desto mehr des höhern, geistigen Lebens, ist das des Gehörs. Wie es uns die Wunder der Tonwelt offenbaret und durch verständige, wohllautende Mittheilung die Menschen zu einander führt, so möge sein kunstvoller Bau auch vor allen zu heftigen Eindrücken bewahrt bleiben, als wodurch seine Thätigkeit nur zu oft erlischt. Es möge um so heiliger gehalten werden, je wohlthätiger die Gewalt der Töne in den Zyklus unsers höhern Lebens tritt, und bald erfreuend, bald anfeuernd, bald erholend, bald versöhnend zu unserm Geiste spricht und durch die freundliche Stimmung des Geistes auch auf den, mit ihm so innig verbundenen Körper, heilbringend einwirkt. Wie das Licht zur Erhaltung der Gesundheit, nicht allein des Auges, sondern auch des ganzen Körpers unerläßliche Bedingung ist, sollten es nicht auch so, wenn auch nicht in dem Grade, die Töne seyn? sollte ein Mensch in langdauernder tonloser Stille geistig (und körperlich) gesund bleiben?

Vor allen aber bedarf der zartesten Berücksichtigung der edelste aller Sinne, das Auge. Licht und angemessene Uebung seiner Thätigkeit sind die ersten Bedingnisse zur Erhaltung seiner Normalität, wozu noch ein übrigens naturgemäßes Leben kommt, da es, als der Repräsentant des ganzen Lebens, an allen Leiden des übrigen Organismus den innigsten Theil nimmt, ja, oft beredter als Worte, sie ausspricht. Vor allem verderblich sind ihm jedoch die

Schädlichkeiten, wodurch allgemeine Schwächung der höhern Lebenskraft bedingt zu werden pflegt; also Entziehung des Schlafs, übermäßiger Geschlechtsgenuß, geistige Getränke im Uebermaaß; hienächst was seine Thätigkeit unmittelbar zu schnell konsumirt: übermäßige Anstrengung durch Lesen, Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. namentlich bei Licht und in der Dämmerung, so wie durch unangemessenen Gebrauch verschiedener Augengläser. Mit Recht kann man also sagen: Willst du die Gesundheit deines Auges erhalten, so lebe leiblich und geistig recht, rein und naturgemäß; denn es ist der Spiegel deines ganzen Lebens, theilt sein Wohlseyn, wie seine Schmerzen; und bedenke zugleich, daß nur, der Qualität und Quantität nach, angemessene Anstrengung seiner Thätigkeit dieses Glückes theilhaftig macht, daß hingegen alles Naturwidrige, jeder Exzeß ihm verderblich ist.

Betreten wir nun, nachdem wir bis hierher dem mehr somatischen Leben und seinen naturgemäßen Verhältnissen, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, das Heiligthum des räthselhaften Wesens, des menschlichen Geistes. Es wär eben so Thorheit, eine reine Diätetik des Geistes ausbilden zu wollen, als ausschließend eine des Körpers; sie sind beide Eins, innig von einander durchdrungen, und du wirst den lebendigen Leib ohne den beseelenden Geist, und diesen ohne jenen vergeblich zu erforschen streben. Auch haben wir im Obigen zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie sehr der Körper auf den Geist und wiederum dieser auf jenen wirkt, und wie wahr es ist: „in corpore sano, mens sana“. Und wie sollt' es nun auch umgekehrt anders seyn? wie sollte

ein verstörter, aus den naturgesetzlichen Gleisen entflohener Geist nicht auch verderblich auf den Körper rückwirken, ihn nicht in seinen zartesten Verhältnissen beeinträchtigen? Auch das Geistige in uns ist ewigen Naturgesetzen unterworfen, nach denen es seinen rechten Gang geht. Im Allgemeinen gilt für Alle Eine Regel. Angemessene Thätigkeit aller in uns vorhandenen geistigen Anlagen, harmonische Ausbildung, Uebung derselben, Maaß und Ziel vor allen, freieste Herrschaft der sicher leitenden Vernunft! So nur gedeihet der ganze Mensch zur Fülle seiner Kräfte, so nur wird er vollkommen gesund, ein menschliches Ideal. Die harmonische Ausbildung aller uns verliehenen geistigen Fähigkeiten gestattet keiner derselben ein unerfreuliches Uebergewicht, wodurch Einseitigkeit des geistigen Lebens bedingt wird. Während die Natur den Thieren, jedem einzelnen vorzugsweise und oft ausschließend, nur Eine geistige Anlage verlieh, vereinte sie sie fast sämmtlich in dem reichbegabten Menschen, damit eine die andere mäßige, zügle, veredle; ihr Konflikt ist der menschliche Geist.

Wichtig vor allen zur Erhaltung des innern geistigen Gleichgewichts, (der Gesundheit) ist die gleichmäßige Ausbildung der beiden psychischen Kräfte, welche Geist (Verstand) und Gemüth genannt werden. Aus ihrer naturwidrigen Trennung entspringen bei weiten die mehrsten reinen Seelenleiden. Wenn, wie wir täglich zu beobachten Gelegenheit haben, das krankhafte Ueberwiegen des Gemüths zu einer anomalen Sensibilität des Körpers, zu Hysterie, Hyperästhesie der Weiber und mannichfachen andern bösen und verderblichen Verirrungen führt; wenn es (bei Männern) die Quelle des Fanatismus, der Schwär-

merei, des Mystizismus, der Pietisterei, des Aberglaubens und unzählicher Leidenschaften wird; so bemerken wir als Folge allzueinseitiger Ausbildung des Verstandes, jene torpide Gefühllosigkeit, aus der sich, nächst der Pedanterei (und Hypochondrie) eines Stubengelehrten und der schneidenden Kälte eines ächten Weltmanns, die Irreligiosität, der merkantilische Eigennutz und vor allen ein herzloser Egoismus *) entwickelt. Weder das Eine noch das andere dieser Extreme ist Gesundheit, welche einzig und allein aus dem wohlgeordneten Gleichgewicht des Geistes und Gemüthes hervorgehen kann. Dasselbe gilt von den übrigen Richtungen der menschlichen Seele: so gehe, als treue Begleiterin, neben der Phantasie die sicher leitende Beurtheilungskraft, und dem Gedächtniß fehle nie die belebende Reflexion. Die schönste Blüthe dieses harmonischen Zusammenwirkens aller Thätigkeiten, das sicherste Zeichen ächter geistiger Gesundheit, ist Klarheit unsers innern Wesens.

Wie sehr aber auch theils angeborene Eigenthümlichkeiten, theils vielfache äußere Einwirkungen z. B. Erziehung, Umgang, Lebensverhältnisse u. s. w. dieses schöne Gleichgewicht unserer geistigen Thätigkeiten zu stören, die Klarheit der Seele zu trüben, ihre Ruhe zu verscheuchen geeignet seyn mögen; so ist es doch der Wille, das Wol-

---

*) Aus dieser Quelle entspringt auch jener barbarische Kosmopolitismus, der ganze Völker, die für Religion, Freiheit und Menschenrechte erglüht sind, von unchristlichen Horden schlachten läßt, jene furchtbare Politik, die ganze Völker und ganze Generazionen ihren egoistischen Zwecken aufopfert.

Anm. eines Korrektors.

Hat sich nun auch, was bisher über Diätetik für Gesunde, vielleicht nur zu fragmentarisch, gesagt worden ist, mit den allgemeinen diätetischen Ansichten im Ganzen übereinstimmend und nur in einigen Einzelnheiten eigenthümlich gezeigt; so wird jedoch die fernere Erörterung dieses Gegenstandes, die Diätetik für Kranke, vielfache Gelegenheit darbieten, das Charakteristische der Diätetik im Geiste der homöopathischen Heillehre, von welcher hier vorzugsweise die Rede ist, so wie die, selbige bestimmenden Gründe, wohl zu erkennen und gehörig zu würdigen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Homöopathische Heilungen. Von Dr. J. Adolph Schubert.

(Fortsetzung.)

III.

T..., ein Schuhmacher in L., 59 Jahr alt, robuster Konstitution, wurde den 18. October 1829 nach einer Erkältung von einer Krankheit befallen. In den ersten zwei Tagen litt er blos an großer Mattigkeit, Husten und Zerschlagenheitsgefühl der Ober- und Unterextremitäten; den 3ten Tag aber gesellte sich ein leicht entzündlicher Zustand des innern Halses dazu. Jetzt wendete er sogenannte schweißtreibende Mittel, besonders Fliederthee und Fliedersaft, an. Da aber dies, besonders gegen die Halsbeschwerden nichts fruchtete, so nahm er seine Zuflucht zu einem Gurgelwasser aus Malven und Salbei mit Rosenhonig vermischt, und zugleich zu sogenannten zertheilenden trockenen Kräuter- und späterhin zu Kampferumschlägen. Doch alles half nichts, die Krankheit stieg mit jedem Tage, und da sie den höchsten Grad erreicht hatte, und sowohl er als seine Umgebung den Tod befürchteten, wurde ich Abends 9 Uhr gerufen und fand, nach sorgfältiger Untersuchung, nachstehendes

Krankheitsbild.

Allgemeine brennende Hitze mit gelindem Schweiße, so daß er das Deckbett nicht duldete, sich nicht zu lassen wußte und mit den Oberextremitäten unaufhörlich die kühlen Stubenwände berührte.

Harter, voller, starker und schneller Puls.

Eingenommenheit des Kopfs.

Funkelnde, rothe und hervorgetriebene Augen.

Rothes, aufgetriebenes Gesicht.

Heftiger Durst bei Unvermögen zu schlingen.

Starke Entzündungsgeschwulst der Zunge, des weichen Gaumens, des Zapfens, der Tonsillen, des Schlundes und des Kehlkopfs, auf welchen er immer hinzeigte und dabei die Schmerzen in demselben durch Geberden auszudrücken suchte.

Die Stimme zischend.

Beim Respiriren, besonders aber beim Sprechen, so wie bei Berührung des Kehlkopfs und beim Husten, an welchem er einigermaaßen noch litt, fuhr er zusammen und machte Angst und heftige Schmerzen ausdrückende Geberden.

Die Zunge und ganze Mundhöhle waren mit vielem zähen Schleime überzogen.

Unaufhörliche Anhäufung zähen Schleims im Schlunde und Kehlkopfe, es war ihm (wie er sich ausdrückte) wie ein Klumpen im Halse, so daß er oft rakſen mußte, und nur auf einige Augenblicke Erleichterung sich verschaffte, wenn er etwas herausrakſen konnte.

Schlaflosigkeit.

Mürrisch und heftig in allen seinen Geberden.

Therapie.

Alle diese Krankheitszeichen findet man unter den Erstwirkungen der Belladonna ausgezeichnet wieder (s. S. Hahnemanns reine Arzneimittellehre, Th. 1.). Er erhielt also von dieser Arznei sogleich einen Tropfen, und zwar von der decillionfachen Verdünnung des starken Saftes, eine höchst schwache Gabe, wegen der großen Heftigkeit der Schmerzen. Alle übrige arzneiliche Einflüsse mußten vermieden werden, und als Getränk verordnete ich ihm Brodwasser, wovon ihm von Zeit zu Zeit 1 Eßlöffel voll gereicht werden sollte.

Resultat.

Schon nach 3 Stunden, also des Nachts 12 Uhr, zeigte sich einige Besserung; er bekam starken Reiz zum Husten, warf einigemal, unter heftigen Schmerzen, besonders im Kehlkopfe (als ob es da losgerissen würde), große Klumpen einer zähen schleimigen Masse aus und fühlte sogleich eine große Erleichterung. Einige Stunden darauf stellte sich abermals Husten mit starkem Auswurfe ein und der Kranke fühlte nun eine noch größere Erleichterung und Verminderung seiner Qual. Die Schmerzen, die allgemeine brennende Hitze, der Durst, kurz alle oben genannte Symptome nahmen die Nacht hindurch mit jeder Stunde an Heftigkeit ab, so daß den nächsten Vormittag das Krankheitsbild folgendes war: Die Schmerzen in der Mundhöhle, im Schlunde und Kehlkopfe, so wie die Geschwulst dieser Theile außerordentlich vermindert, die Respirazion wieder leidlich frei, die Stimme weniger undeutlich, der Kranke konnte Getränke und dünne Suppe ohne große Schmerzen niederschlucken, der Durst weniger heftig, die

Große Unruhe und Bangigkeit, so daß sie sich nicht zu lassen wußte und sich immer hin und her wendete.

Schwache, matte Stimme.

Husten Tag und Nacht mit viel zähem, schleimigem Auswurfe, welcher bitter und faulig schmeckte.

Schlaf fast gar nicht, und schlief sie ja einmal ein, so quälten sie gleich ängstliche und fürchterliche Träume, sie sahe schreckliche Gestalten vor sich, schreckte darüber auf, und sahe sie noch eine Weile vor sich, bis sie wieder völlig munter war.

Vormittags befand sie sich leidlich, Nachmittags aber wurden alle Beschwerden deutlicher und nahmen an Heftigkeit zu bis zur Nacht, wo sie am stärksten waren.

Therapie.

Da man nicht nur die Hauptbeschwerden, besonders diese Art Kopfschmerz, das Brennen auf der Zunge in der ganzen Mundhöhle, im Schlunde und die Brust hinunter bis in den Magen, die reissenden Schmerzen im Unterleibe, die fast unerträgliche Unruhe und Bangigkeit, den quälenden Husten und die höchste Verschlimmerung des Nachts, sondern auch die übrigen Krankheitszeichen in der größten Aehnlichkeit unter den positiven Wirkungen der Feldchamille, (s. S. Hahnemanns reine Arzneimittellehre, Th. 3.) wiederfindet, und die ganze Krankheit durch wiederholten Aerger entstanden war, so reichte ich der Kranken noch denselben Abend, 8 Uhr, einen Tropfen von der quatrillionfachen Verdünnung dieses Mittels. Zum Getränke verordnete ich ihr Brodwasser, und um Leibesöffnung, welche sie so sehr wünschte, zu bewirken,

erhielt sie nach einer Stunde ein Klystier aus Wasser und Milch.

Resultat.

Eine halbe Stunde nach erhaltenem Klystier stellte sich Leibesöffnung ein. Aber von 9 Uhr Abends an bis früh drei Uhr war der Krankheitszustand heftiger als alle Nächte vorher, so daß sie verzweifeln wollte. Dies war ohnstreitig ein deutlicher Beweis, daß die ihr gereichte Gabe der Feldchamille noch zu stark gewesen war und somit zu heftig primär gewirkt hatte (homöopathische Erhöhung). Doch nach 3 Uhr erschien einige Besserung, dauerte den ganzen Vormittag fort und erst spät nachmittags verschlimmerte sich ihr Zustand wieder, erreichte aber, selbst die nächste Nacht, nicht den dritten Theil der Heftigkeit, wie den Tag zuvor. Den 14. April fühlte sie sich auffallend besser, konnte im Bette aufsitzen, ohne Schwindel zu bekommen, die allgemeine innere und äußere Hitze, der heftige Durst, das Brennen in der Mundhöhle, im Schlunde ꝛc. waren verschwunden, die Zunge erhielt ihre natürliche Farbe wieder und war weniger rissig, es zeigte sich etwas Appetit, der Geschmack war noch etwas bitter, Uebelkeit stellte sich nur nachmittags einige Stunden, jedoch weniger stark, ein, nur noch selten hatte sie leeres Aufstoßen, die Aengstlichkeit, Völle und Spannung in der Herzgrube und die reissenden Schmerzen im Unterleibe waren völlig beseitigt, die Leibesöffnung war natürlich, das Brennen in der Harnröhre beim Urinlassen gänzlich verschwunden, der Puls natürlich, der Husten seltner, weniger angreifend und mit wenig Auswurf, der sich leicht lößte, das Stechen und die Beklemmung auf der Brust, so wie das Stöhnen, die

große Unruhe und Bangigkeit völlig verschwunden, und die nächste Nacht erfreute sich die Kranke eines fünfstündigen, ruhigen und erquickenden Schlafs. Den nächsten Tag, als den 15. April, fühlte sie sich, etwas Husten und Mattigkeit ausgenommen, völlig wohl, sie verlies das Bett und konnte fast den ganzen Tag aufdauern. Den 16. April aber stellte sich, obgleich die Nacht gut gewesen war, wieder Uebelkeit, bitterer Geschmack, geringer Appetit, fast völlige Durstlosigkeit, gallichtes Aufstoßen, etwas mehr Husten, Reißen und Stechen in der Stirn ein. Jetzt sahe ich mich genöthigt ein neues Mittel zu wählen, und unter allen ausgeprüften eignete sich am besten die Pulsatilla, zumal da die Kranke ein weinerliches und mildes Gemüth hatte (s. S. Hahnemann reine Arzneimittellehre, Th. 2.) Sie erhielt, und zwar noch vormittags, einen kleinen Tropfen von der quatrillionfachen Verdünnung des starken Saftes. Den nächsten Tag klagte die Kranke nur noch über etwas bittern Geschmack und Husten, aber nach 3 Tagen waren auch diese Beschwerden beseitigt und so die völlige Gesundheit wieder hergestellt.

Homöopathische Heilungen. Dargestellt von Dr. Groß.

(Fortsetzung.)

XIV.

E..., ein Mann von beinahe 50 Jahren, hager und blaßgelblichen Ansehens, von beharrlicher Gemüthsart, zwar nicht leicht zum Zorne zu reizen, doch, einmal gereizt, längere Zeit leidenschaftlich gestimmt, hatte seit mehrern Monaten heftige Unterleibsbeschwerden, weshalb er mich am 13. Juni 1819 um meinen Rath ersuchte. Meine genaue Erforschung aller Umstände ergab folgendes

Krankheitsbild.

Alle Tage nach dem Mittagsessen empfindet er mehrere Stunden lang einen lebhaften, kneipend drückenden Schmerz in der Nabelgegend, der beim Vorbücken ärger, beim Rückwärtsbeugen gelinder wird. — Auch tritt ihm nach jeder, auch nur geringen, Mahlzeit der Unterleib auf mit Drücken in der Herzgrube und einiger Odembeklemmung. — Oft gesellt sich auch noch Würmerbeseigen und Brecherlichkeit hinzu. — Von der Herzgrube an kömmt ihm auch sonst öfters ein Brennen herauf. — Der Stuhl-

gang ist selten, träge, hart, wie verbrannt. Im ziemlich ruhigen Nachtschlafe, beim Liegen auf dem Rücken, schwitzt er stark; doch einige Entblößung macht ihn sogleich frieren. — Morgens beim Aufstehen fühlt er sich noch sehr müde. — Er ist hinfällig und schläft gern am Tage.

Therapie.

Diese eigenartigen Verdauungsbeschwerden nebst dem trägen Stuhlgange, die charakteristische Verschlimmerung nachmittags und nach dem Vorbücken u. s. w. fanden sich auffallend ähnlich unter den Wirkungen der Krähenaugen wieder (s. reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 1 Thl.), und der Kranke erhielt demnach, weil er noch ziemlich bei Kräften und das Uebel hartnäckig war, die starke Dosis von 1 Zehntausendtheil eines Tropfens der konzentrirten Tinktur am Abend des 14. Juny. — Weil sich der Kranke die meiste Zeit sitzend (mit gelehrten Arbeiten) beschäftigte und selten auskam, so empfahl ich ihm öfteren Genuß der freien Luft und des Spazierengehens und ließ ihn den Kaffee, welchen er fast den ganzen Tag statt des gewöhnlichen Getränks zu sich nahm, ganz meiden und dafür Milch oder auch Bier trinken.

Resultat.

Am 30. Juni hörte ich von ihm, daß zwar einige Tage nach dem Einnehmen alle Beschwerden nach und nach merklich gelinder und endlich ganz unscheinbar geworden, jedoch seit einigen Tagen mit der alten Heftigkeit wieder gekommen wären.

Dieser Umstand ließ eine fortwaltende Unterhaltungs-

ursache mit Gewißheit vermuthen, und auf meine dringende Bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob ihm eine solche bekannt geworden wäre und sich in seiner Lebensordnung vorfände? — gestand er mir endlich, daß er nicht ganz meine Vorschläge befolgt und namentlich den Kaffee, an dessen häufigen Genuß er seit langer Zeit gewöhnt gewesen, nicht ausgesetzt hätte, weil er glaubte seiner Gesundheit durch plötzliche Entwöhnung davon noch mehr zu schaden; zudem würde ja dieses Getränk von den meisten Aerzten nicht untersagt, könnte also wohl die Cur nicht stören oder verhindern.

Ich belehrte ihn jedoch eines andern, überredete ihn, den Kaffee ganz zu meiden und ließ ihn das obige Arzneimittel in derselben Dosis am Abend des 1. Juli nochmals nehmen. Seitdem verlor sich seine ganze Krankheit täglich mehr und mehr bis zur völligen Genesung.

XV.

J......, eine Frau auf dem Lande, 63 Jahr alt, schwächlicher Konstitution, hatte unlängst zwei langwierige und heftige Krankheiten überwunden, bei denen ihr Leben in Gefahr stand; zuerst eine Art Keuchhusten, später eine Art von Magenkrämpfen. Nach einem Wohlseyn von etwa 4 Monaten, verfiel sie in eine heftige Lungenentzündung, die nach den Bestimmungen der Pathologie Pneumonia nervosa würde genannt worden seyn. Die Krankheit fing am 11. März 1821 früh um 6 Uhr an; eine mir zugekommene schriftliche Relazion gab folgendes

Krankheitsbild.

Plötzliche Empfindung von Uebelbehagen im ganzen Körper ohne bekannte Veranlassung. — Bald darauf ungeheurer Schüttelfrost, dergleichen sie in ihrem Leben nicht empfunden, bei härtlichem, sehr ungleichem, kleinem Pulse. — Nach etwa vierstündiger Dauer des Frostes, allgemeine Wärme mit gelindem Schweiße. — Dabei Uebelkeit und Erbrechen wenigen zähen Schleimes. — Klagt, alle Glieder thäten ihr weh und der ganze Körper scheine wie gelähmt zu seyn. — Dann unaufhörliches Gähnen mit fortdauernder Uebelkeit. — Hierauf allgemeine brennende Hitze, mit den heftigsten Stichen in der rechten Brustseite bei jedem Athemzuge, selbst beim äußern Berühren der Seite. — Sehr schnelles, schmerzliches, beengtes (ängstliches) Athmen bei starker Beklemmung der Brust. — Endlich bei fortdauernder Hitze mit Seitenstechen, einiger Schweiß. — Unter der Hitze Durst. — Unerträgliche Kopfschmerzen, als wäre das Gehirn zertrümmert. — Starkes Reißen in den Untergliedmaßen. — In der Nacht Schlaflosigkeit. — Den folgenden Tag bedenkliche Steigerung aller Erscheinungen. — Steter unnatürlicher Schlummer mit öfterm Aufschrecken und leichtem Deliriren. — Beim Wachen unverständliches Murmeln von Zeit zu Zeit. — Sonderbare Phantasien: sieht den Arzt für eine furchtbare, größer und größer werdende Riesengestalt an; die Gesichter ihrer Bekannten deuchten ihr gräßlich verändert; glaubt 3 Augen, zwei geschlossene und eins das sie nicht schließen könne, zu haben. — Alles, ohne laut darüber zu werden (sie erinnert sich dessen bei dem spätern Zurückkehren ihres gesunden Bewußtseyns.) — Sehr kleiner, aussetzender Puls. — Be-

wegung der Finger, wie beim Flockenlesen. — Zittern der schmutzig braunen, trockenen, rissigen Zunge. — Unwillkührlicher Abgang der Exkremente ohne die mindeste Empfindung. — Ungeheure Mattigkeit wie zum Sterben. — Zuletzt schmerzlicher, trockner, gewaltiger Husten.

Therapie.

Da die auf Asthenie hindeutenden Zufälle mehr secundär erschienen, abhängig von dem Urleiden der Lungenaffektion, so ward letztere vorzugsweise berücksichtiget; sie fanden sich aber mit ihren Eigenthümlichkeiten, selbst mit dem besondern Ergriffenseyn des Magens, sehr ähnlich unter den Erstwirkungen der Zaunrebe wieder (s. reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 2. Thl.), und deshalb erhielt die Kranke am 12. März ein Quintilliontel eines Tropfens vom Safte der Zaunrebenwurzel. Zum Getränke ließ ich abgekochtes Brodwasser nehmen, zur Nahrung Fleischbrühensuppe.

Resultat.

Am 13. zeigte sich folgende Veränderung:

Ziemlich freies, langsames Athmen, ohne Seitenstechen und Beklemmung der Brust; blos beim Tiefathmen und äußern Draufdrücken war die leidende Stelle noch empfindlich, wie eine wunde Stelle. — Der Puls war weniger schnell, doch voller und kräftiger. — Das Bewußtseyn erschien ungetrübt. — Der Durst hielt an. — Die Wärme kam der natürlichen näher, die Haut war feucht. — Feuchtere, doch gelbbelegte Zunge, mit bitterem Geschmack. — Kein Stuhl. — Fortwährender, hef-

tiger Kopfschmerz, der die Nacht nicht hatte schlafen lassen. — Das schmerzliche Reißen in den Beinen fehlte. — Der Husten war noch etwas beschwerlich. — Steter, unruhiger Schlummer, aus dem sie alle 5—8 Minuten erwachte. — Ungeheure Mattigkeit, daß sie zu sterben fürchtete.

Am 15. erhielt die Kranke ein Quintilliontel eines starken Tropfens des Wurzelsumachsaftes und zwar deshalb, weil dieser Gewächsstoff in seinen positiven Wirkungen überhaupt und namentlich auch hinsichtlich der angeführten Krankheitserscheinungen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Zaunrebe hat (s. reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 2 Thl.), und weil die jetzt bestehende Krankheitszeichengruppe nicht im Wesentlichen, sondern nur im Grade von der frühern abwich.

Am 17. waren alle Erscheinungen bis auf einigen Kopfschmerz und die vorige Schwäche und Appetitlosigkeit beseitigt. —

Am 18. erfolgte — man wußte nicht, wodurch? — ein Rückfall und es zeigte sich nun Folgendes:

Schon die Nacht vom 17. zum 18. war sehr unruhig; die Kranke warf sich schlaflos herum. — An der vorher leidenden Stelle der rechten Brustseite hatte sich ein empfindlicher Schmerz eingestellt, der keine Berührung ertrug. — Der Puls war wieder schneller, stark und ziemlich voll. — Der Husten war ärger, angreifender, und es ward sehr wenig Schleim, mit Blut gefärbt, ausgeworfen. — Beim Athmen hatte sie das Gefühl, als würde der Odem in der Herzgrube eingeklemmt, weshalb sie große Beängstigung empfand. — Da auch diesem Zustande Wurzelsumach in seinen Wirkungen am mei-

sten entsprach und besonders die eigenartige Brustbeklemmung sich ganz ähnlich unter jenen wiederfand, so erhielt die Kranke dieses Mittel nochmals in der zuletzt gereichten Gabe am Abend des 18. Märzes.

Am 19. war alles Krankhafte völlig gewichen bis auf die Mattigkeit, die sich nur allmählig nach einer kräftigen Diät verlor, welche die Kranke bei ihrem dermaligen guten Appetit pünktlich befolgte.

XVI.

Ch. J...., ein lediges Frauenzimmer auf dem Lande, etliche 20 Jahre alt, von hagerem, doch kräftigem Körperbau, litt seit einem Monate an einem heftigen Durchfalle von Erkältung, der allen dagegen angewandten gewöhnlichen Mitteln widerstand, ja immer heftiger wurde. Ich ward von den nähern Umständen der Krankheit am 10. Mai 1821 durch einen Brief in Kenntniß gesetzt, und bekam so folgendes

Krankheitsbild.

Heftiges Schneiden in den Gedärmen und besonders um den Nabel herum ist der Anfang des jedesmaligen Paroxysmus. — Dann wird ihr sehr übel, sie bekommt heftigen kalten Schweiß und dann folgt flüssiger Stuhlgang, bisweilen zugleich Erbrechen. — In der letzten Nacht ist es am ärgsten gewesen; die Stühle folgten ununterbrochen auf einander, die Uebelkeiten hörten gar nicht auf, der kalte Schweiß war ungewöhnlich stark, das Aufstoßen, der unablässige Durst sehr lästig. — Noch jetzt am Tage dauert alles fort. — Im Mastdarme und After beißt es empfindlich, wie von Salz. — Oft bestehen die Stühle blos

aus grüner, gallichter Materie. Die Kranke ist cholerischen Temperaments.

Therapie.

Das Hauptsymptom, der Durchfall mit seinen besondern Schmerzen, mit der nächtlichen Verschlimmerung, mit der eigenartigen Magenaffekzion, wovon die übrigen Erscheinungen größtentheils abhingen, fand sich unter den Erstwirkungen des Bittersüß wieder und ich wählte daher dieses um so lieber, da ich wußte, daß Erkältung nicht nur erste Ursache der Krankheit gewesen war, sondern sie auch bei der veränderlichen Frühlingswitterung unterhalten hatte (s. reine Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 1. Thl.). Demnach erhielt die Kranke am 11. Mai ein Tausendtheil eines Tropfens vom ausgepreßten Safte jener Pflanze. Der Kaffee und alle sonstigen fremdartigen Arzneireize wurden entfernt.

Resultat.

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß bereits am 12. Mai der Durchfall nebst allen Nebenerscheinungen verschwunden wäre, auch sich seitdem noch nicht wieder eingefunden hätte. Sie blieb überhaupt in der Folge frei von dieser Krankheit.

Dieser Fall bietet interessante Vergleichungspunkte dar zwischen der homöopathischen Behandlung und der gewöhnlichen Unterdrückung (Stopfung) des Durchfalls durch Mohnsaft oder ähnliche Gegenreize.

XVII.

R..., ein Knabe von 10 Jahren, litt seit Jahren an einer Flechte, die anfangs nur eine kleine Stelle auf

der vorderen Fläche des linken Oberschenkels eingenommen und gewöhnlich in den Sommermonaten merklich ab- im Herbste und Winter aber stets wieder zugenommen hatte. Später breitete sie sich weiter aus, zeigte keine Abnahme in der wärmeren Jahreszeit und schien sich nur bei abnehmendem Monde etwas zu vermindern. Die Aeltern hatten längere Zeit sich der Hülfe eines geschickten Arztes bedient, doch ohne Erfolg, und es war ihnen am Ende der Rath ertheilet worden, das Uebel ungestört sich selbst zu überlassen und den Zeitpunkt ruhig abzuwarten, wo es bei mehrerer Entwickelung des jugendlichen Körpers von selbst verschwinden werde. Allein dessenungeachtet breitete sich die Flechte mehr und mehr aus, und als ich im December 1820 darüber zu Rathe gezogen wurde, fand ich die Krankheit folgendermaßen gestaltet.

Der größeste Theil der oberen Fläche des linken Oberschenkels ist mit einer schuppenartigen Rinde bedeckt, aus deren Zwischenräumen eine gelbliche, fressende Jauche heraussiepert. — Von Zeit zu Zeit sondern sich die Schuppen ab und es stellt sich dann eine rohe, nässende Fläche dar, mit vielen kleinen Bläschen bedeckt, welche platzen und eine corrodirende gelbliche Flüssigkeit von sich geben. — Allmählig bildet sich dann ein neuer Schuppenüberzug, gleich dem früheren, und so wiederholt sich dieselbe Metamorphose fort und fort. — Auf allen gesunden Hautstellen; welche die aussiepernde Flüssigkeit berührt, entstehen neue Bläschen, welche das Exanthem weiter verbreiten. — Auch die Oberfläche des rechten Oberschenkels ist schon theilweise mit dem Ausschlage bedeckt. — Auch andere Stellen des Körpers, an den Lenden, den Armen, dem

Rücken, zeigen schon truppweise vereinigte Bläschen. — Das Exanthem juckt unerträglich, besonders in der Wärme und vorzüglich in der Bettwärme, so, daß Kratzen unvermeidlich ist; aber dadurch wird das Jucken nur auf Augenblicke gemildert. — Die Drüsen in den Weichen und unter den Achseln sind stark geschwollen und hart. — Der ganze Körper ist abgemagert, die Muskeln sind welk und schlaff. — Das Ansehen ist siech und bleich. —

In der Diät des Knaben ließ sich nichts Nachtheiliges entdecken; nur ward ihm der Kaffee gänzlich untersagt und er mußte sich bereits 14 Tage lang vor dem wirklichen Beginnen der Kur desselben enthalten.

Weil das Exanthem im Ganzen eine ziemliche Aehnlichkeit mit einigen Erstwirkungen der Stephanskörner (vergl. reine Arzneimittellehre, 5. Theil) zeigte, so fühlte ich mich bewogen, diese hier als homöopathisches Heilmittel in Anwendung zu bringen, und der Kranke erhielt demnach am 20. des Dezember eine Arzneigabe, welche ein Dezilliontel eines Tropfens der starken Tinktur von diesen Saamen enthielt.

Hierauf schien bis zum 24. d. M. das Uebel eher zu- als abzunehmen. Das Jucken ward nämlich ärger, als zuvor. Von dieser Zeit an begann es sich jedoch sichtlich zu vermindern; viele Bläschen trockneten ein und es bildete sich dann eine straffe, etwas rauh anzufühlende Haut, von dunkler, bläulichter Farbe. Das Jucken ließ nur wenig nach. Am 10. des Januar 1821 kamen hin und wieder neue Bläschen zum Vorschein — ein Zeichen, daß die Stephanskörner alles gethan hatten, was sie in diesem Falle vermochten; ein neues Mittel machte sich nothwendig.

Die Beobachtungen, welche man über das Wirkungsvermögen der Brennwaldrebe *) hat, verbunden mit den Erfahrungen, die ich selbst bei einigen andern Gelegenheiten eben darüber gemacht hatte, und welche es bestätigten, daß dieser Arzneistoff ein sehr ähnliches Uebel, als das vorliegende, zu erregen im Stande sei, ließen mich keinen Anstand nehmen, denselben auch hier in Gebrauch zu ziehen, und so empfing demnach der Kranke eine Gabe davon, die ein Billiontel eines Tropfens des ausgepreßten Saftes enthielt.

Von nun an begann der Ausschlag sich auffallend zu vermindern. Der rechte Oberschenkel ward ganz frei von demselben und bekam überhaupt nie wieder ein Bläschen, so wie auch am übrigen Körper alle Spuren des Exanthemes verschwanden. Der Ausschlag am linken Oberschenkel ward in seinem Umfange allmählig kleiner und der schuppenartige Ueberzug verging ganz. Nur mehrere Bläschen blieben noch zurück, verursachten aber in der Nacht wenig Jucken.

Am 24. des Januar fieng die dunkle Oberhaut, welche von dem Exantheme frei geworden war, an, noch rauher zu werden; nach und nach kamen aus derselben neue Bläschen hervor, die den Ausschlag weiter zu verbreiten drohten. Die juckende Empfindung ging in eine juckend brennende über.

Diese letztere Empfindung, so wie die Rauheit der Haut schien in Verbindung mit den übrigen Erscheinungen am ähnlichsten unter den Erstwirkungen des Wurzelsumachs

---

*) S. Organ. d. Heilk. Seite 37.

wieder vorzukommen (s. reine Arzneimittellehre, 2. Th.) Daher wählte ich jetzt diesen zum homöopathischen Heilmittel und zwar in der Gabe eines Trilliontels des Tropfens von seinem ausgepreßten Safte.

Am 31. dieses Monates sah ich den Kranken wieder und fand die sämmtlichen noch vorhandenen Bläschen in ihren Spitzen ganz vertrocknet, so daß die kranke Stelle des Schenkels eine gleichartige, sehr rauhe Fläche bildete, deren Farbe ganz dunkelroth war. Am 14. des Februar zeigte sich der Umfang derselben sehr verringert, denn die Haut begann im Umkreise glatt und weiß zu werden. Weil ich nun das Beispiel der Behandlung ächter Wollarbeiterkrätze, wobei die äußere Anwendung des Schwefels, nachdem durch den innern Gebrauch desselben die ursprüngliche Krankheit in eine künstliche verwandelt worden zulässig wird, vor Augen hatte, so fand ich kein Bedenken, dieses Verfahren hier nachzuahmen, und so vermischte ich einen Tropfen starken Wurzelsumachsaftes innigst mit 100 Tropfen reinen Wassers und betupfte nur einmal die kranke Hautstelle damit. Am 27. d. M. war nur noch eine kleine dunkelrothe, rauhe Stelle von dem Umfange eines Thalers sichtbar; das juckende Brennen hatte sich schon ganz verloren; die Drüsenanschwellungen in den Weichen und unter den Achseln waren verschwunden. Den 8. des März zeigte sich keine Spur mehr vom ehemaligen Exantheme.

Im May klagte der Kranke, daß er wieder einiges Jucken des Nachts verspürt hätte, und eine genaue Besichtigung ließ auf dem linken Oberschenkel eine angehende Rauheit, doch ohne Veränderung der natürlichen Farbe, ent-

decken. Er erhielt deshalb wieder ein Trilliontel eines Tropfens vom Safte des Wurzelsumachs, worauf sich bald alle Beschwerden verloren. Wiewohl er nachher nie wieder etwas zu klagen Ursache hatte, so fand ich doch, weil das Uebel so hartnäckig war und der Organismus nur allmählig davon entwöhnt werden konnte, für rathsam, die letzte Arzneigabe im Juli nochmals zu wiederholen, und von nun an blieb der Knabe frei von allen Spuren des ehemaligen Exanthems, wie ich mich noch kürzlich überzeugte. Selbst das Ansehen desselben ist blühender geworden und er hat offenbar an physischer Kraft gewonnen.

Wer möchte wohl hier die Heilung allein von den Naturheilkräften (conamen naturae salutare) abhängig machen wollen, da die Krankheit ihren Platz mit aller Hartnäckigkeit zu behaupten strebte und, nur gezwungen durch die Kraft homöopathischer Arzneimittel, den Organismus verließ?

Homöopathische Heilungen. Dargestellt von D. Ernst Stapf.

(Fortsetzung.)

V.

J. S.., eine zartgebildete, schwächliche Frau von 54 Jahren, sanguinischen Temperaments, welche schon vor mehreren Jahren zu menstruiren aufgehört hatte, wurde im März d. J., nachdem sie den Winter über ihre Augen durch vieles Schreiben und Lesen ungemein angestrengt hatte, von einem bedeutenden Augenübel befallen. Die genaue Untersuchung desselben lieferte nachstehendes

Krankheitsbild.

Jeden Morgen, mit dem Glockenschlage 6, entsteht in dem linken Augapfel, schnell und unerwartet, ein heftiger Schmerz; es ist ihr, als sei der Augapfel zu groß und als werde er gewaltsam aus seiner Höhle herausgedrängt; dabei ein gewaltiges Wühlen und Bohren in demselben, mit öfteren, heftigen Stichen. Durch Oeffnen und Bewegen der Augen werden diese Schmerzen ungemein erhöhet. Bald verbreitet sich dieser Schmerz von dem Augapfel aus in die Stirnhöhle, wo er sich als ein fürchterliches

Wühlen, Drücken und Auseinandertreiben gestaltet. Die Pupillen sind etwas verengert. Das Auge nicht entzündet, aber gläsern, matt, fast stier, die Sehkraft nicht eben vermindert, wohl aber sehr empfindlich gegen das Licht. — Hellglänzende Blitze fahren oft vor dem Auge vorüber. — Das obere Augenlied ist wie steif und gelähmt; es fällt unwillkührlich, das Auge bedeckend, herab, und kann kaum mit Anstrengung emporgehoben werden. — Die Haut in der Umgegend des Auges, namentlich nach der Schläfe zu, ist aufs äußerste empfindlich und schmerzhaft; namentlich erregt die leiseste Berührung dieser Stelle die fürchterlichsten Schmerzen. — Obgleich diese sämmtlichen Schmerzen gleich bei ihrem Entstehen sehr heftig sind; so steigen sie doch nach und nach bis zum Unerträglichen, bis zur Verzweiflung. Die sonst an standhafte Ertragung schwerer Leiden gewöhnte Kranke bricht dann in die schmerzlichsten Klagen aus, zu denen sich die Furcht vor naher Erblindung gesellt. Auf dieser Höhe der Entwickelung erstreckt sich der auseinandertreibende Kopfschmerz bis in den Scheitel, und er, so wie der Schmerz im Augapfel, drohen den Verstand zu zerrütten. — Endlich, gegen Mittag, vermindern sich die Schmerzen allmälig und verschwinden gegen 12 Uhr ganz, wobei nur ein höchst unangenehmes Gefühl von Ermattung, Hinfälligkeit, Ueberreiztheit und Benommenheit zurückbleibt, welches sie den ganzen Tag nicht verläßt. Die Nacht schläft sie ziemlich ruhig; auch das übrige Befinden ist normal.

Therapie.

So waren bereits mehrere Anfälle vorübergegangen und die angewendeten Senfpflaster, Kampfer, u. s. w. er=

folglos geblieben, als ich die Kranke sah und zu ihrer Heilung das Angemessenste anzuwenden aufgefordert wurde. Ihre Diät war bisher untadelhaft gewesen, mäßig, einfach, naturgemäß, so daß in dieser Hinsicht nichts zu ändern für nöthig erachtet wurde. Daß jede Anstrengung der Augen streng untersagt wurde, versteht sich von selbst. (Außer dem Anfalle erschien das Auge ganz normal, nur matt und angegriffen.) Wie gefahrdrohend dieser Zustand war, wie leicht er Zerstörung des Sehvermögens, wahrscheinlich Amaurose herbeiführen konnte, liegt am Tage, und nur durch zweckmäßige Anwendung des ihm möglichst genau entsprechenden, für ihn spezifischen Heilmittels konnte er, ohne schlimme Folgen, glücklich und schnell beseitiget werden. Unter allen, ihren wahren Wirkungen nach bekannten Arzneistoffen entsprach keiner diesem individuellen Krankheitsfalle so sehr, als die Spigelia (s. Hahnemann reine Arzneimittellehre Th. 5.), da diese höchst kräftige Pflanze bei Gesunden den eben beschriebenen sehr ähnliche Erscheinungen hervorzubringen vermag, wie aus einer Vergleichung beider sehr leicht zu ersehen ist. Es wurde ihr daher, bald nach Beendigung des fünften Anfalls, welcher von nie gefühlter Heftigkeit gewesen war, nachmittags 12 und ein halb Uhr, Ein Dezilliontheil Eines Grans Spigelia (in weingeistiger Auflösung) unter strenger Entfernung alles fremdartigen und anderweitigen Arzneilichen gereicht.

Resultat.

Einige Minuten nach dem Empfange dieser Gabe wurden die eben vorübergegangenen Schmerzen in der Stirn und dem Augapfel von neuem, wenn auch nur leis,

doch fühlbar genug, erweckt (homöopathische Erhöhung — sicheres Zeichen der kämpfenden und siegenden Einwirkung des gereichten Mittels auf die affizirten Organe.). Dieß dauerte jedoch nur 12 Minuten, worauf sie ruhig wurde und bald in einen erquickenden Schlummer verfiel, aus welchem sie nach einigen Stunden sehr gestärkt erwachte. Nach früheren Anfällen suchte sie vergebens in einen erwünschten und wohlthätigen Schlaf zu verfallen; eine innere Unruhe und Ueberreiztheit hinderte sie daran. Sie fühlte sich nun den ganzen Tag über ziemlich wohl, schlief die Nacht ruhig (wie auch schon früher) und den folgenden Morgen erschien der Anfall erst nach 7 Uhr und zwar unvergleichbar schwächer, ging schneller vorüber und hinterließ eine verhältnißmäßig weit geringere Ermattung und Empfindlichkeit. Bei der offenbaren Heilwirkung des Mittels und bei der langen Dauer seiner Wirkung, wurde natürlich weder eine andere Arznei, noch eine zweite Gabe der ersten gereicht, was auch ganz unnütz, ja schädlich gewesen seyn würde, da den dritten Morgen nach dem Einnehmen der Spigelia der Anfall nur sehr unbedeutend sich zeigte und nach einigen Tagen jede Spur der Krankheit verschwunden war. — So heilte hier Eine unendlich kleine Gabe des nach homöopathischen Gesetzen gewählten, im vorliegenden Falle spezifischen Arzneistoffes eine Krankheit, deren hohe Bedeutendheit und Gefährlichkeit wohl kein Kunsterfahrner in Zweifel ziehen wird, schnell, sicher und dauerhaft; denn die Genesene erfreut sich gegenwärtig, 3 Monate nach vollendeter Heilung, der besten Gesundheit.

Und auf welchem andern Wege konnten wohl die,

dieser Heilung zu Grunde liegenden Heilkräfte der Spigelia zu Tage gefördert werden, als durch ihre genaue und scharfsinnige Prüfung an Gesunden; auf welche andere Weise konnten sie so wohlthätig benutzt werden, als unter Anleitung des homöopathischen Heilgesetzes? —

VI.

Ein Mann von 81 Jahren, fast jugendlich-kräftigen Geistes und, wiewohl von zartem Körperbau, doch im Ganzen wohlerhaltener Gesundheit, dem erfreulichen Ergebniß einer äußerst geregelten und naturgemäßen Lebensweise, wurde im Herbst 1817 ohne besondere äußere Veranlassung, von einer bedeutenden Krankheit überfallen, und als ich nach Verlauf einiger Tage, während welcher Zeit das Uebel, ohne daß das Mindeste dagegen geschehen, wachsend gedauert hatte, hinzugerufen wurde, ergab sich aus der sorgfältigen Untersuchung der Krankheit nachstehendes

Krankheitsbild.

Bei sonst gehöriger Leibesöffnung, jetzt, seit 2 Tagen, ein sehr heftiger schleimig wäßriger, meist nachts erscheinender, schmerzloser Durchfall, wobei zugleich die wenigen genossenen Speisen völlig unverdaut abgehen. — Häufiges Erbrechen von Schleim, Wasser, Speisen mit säuerlich-bitterem Geschmack. — So wie er etwas genießt, ißt oder trinkt, entsteht sogleich ein schmerzlicher Druck im Unterleibe und besonders der Magengegend, mit Brustbeklemmung und späterhin mit Erleichterung erfolgendem Aufstoßen nach bloßer Luft. — Bei gänzlicher Appetitlosigkeit, beständiges Vollheitsgefühl und unbezwinglicher Widerwille gegen sonst ihm angenehme Genüsse. — Unru-

higer Schlaf. — Dunkler, trüber, sparsamer Harn. — Höchste Erschöpfung, welche oft bis zur Ohnmacht gesteigert wird. — Kleiner, schneller, härtlicher Puls. — Hippokratisches Gesicht. — Bei großer Abspannung der Geisteskräfte, ängstlich, peinlich, unruhig.

Therapie.

Nichts konnte zu diesem individuellen Krankheitsfalle in näherer, innigerer Heilbeziehung stehen, als die für ihn spezifische China. Alles deutete auf sie hin, die ganze Eigenthümlichkeit des Körper- und Gemüthsleidens; wie sich, wer ihre unersetzlichen Kräfte, wie sie treu, wahr und lebendig im dritten Bande der reinen Arzneimittellehre v. S. Hahnemann dargelegt sind, zu würdigen nicht verschmähet, leicht überzeugen kann. Er erhielt also früh 10 Uhr ein Quatrilliontel Gran China in Auflösung, wobei, unter strenger Entfernung alles anderweitigen Arzneilichen, eine leichte, reinnährende Diät verordnet wurde.

Resultat.

Den folgenden Morgen fand ich den Kranken auf das erfreulichste verändert. Durchfall und Erbrechen waren weggeblieben, die Nacht war ungestört und ziemlich ruhig verflossen, der nie starke Appetit war etwas besser, die gewohnte Munterkeit des Geistes und Körpers, so wie das kräftigere Ansehen des ganz verfallenen Gesichts kehrten bald zurück und in wenig Tagen war er, während die China heilbringend fortwirkte, zu dem früheren Maaße der, freilich relativen Gesundheit eines Greises — senectus ipsa morbus — zurückgekehrt.

Vier Jahre später zeigte sich derselbe Zufall bei ihm wieder und auch da hatte ich die Freude, die ihm so genau

entsprechende China, in derselben kleinen Gabe, mit gleichem günstigen Erfolge wirken und Gesundheit herbeiführen zu sehen.

Ich führe diese Heilungsgeschichte, welche an sich vielleicht weniger bedeutend scheinen mag, besonders in der Absicht auf, um dadurch zu zeigen, wie heilkräftig nach dem homöopathischen Heilgesetz gewählte und angewendete Arzneien, selbst bei sehr schwacher Unterstützung der, bei einem Greise nicht eben sehr thätigen, Naturheilkraft, sich erweisen, wie schnell und sicher sie, auch unter diesen, weniger günstigen Umständen, die gestörte Harmonie des Organismus wieder herstellen und Gesundheit herbeiführen.

Aphorismen.

Verum usus obtinuit, ut in omni paene morbo miscellanea remediorum turba, quam non immerito arenam sine calce quis dixerit, in scenam producatur, ac pudori fere sit, schedam aliquam ad Septasiarium deferendam et in propatulo collocandam conscribere, nisi celebre illud m i s c e, tanquam publicum pharmaceutices sigillum fuerit appositum. cf. B e r n a r d i R a m m a z z i n i, Opp. Phys. Med. Genev. 1716. pag. 92.

Quam caute, quam circumspecte in pharmacia administranda procedere debet bonus medicus, cavendo a tumultuaria medicaminum mixtione, unde i g n o t a r u m virium concreta emergant, imo interdum monstra! quae medicamenta, cum stomachum, qui campus martius est, ubi exercentur graviores pugnae, subierint, quos tumultus, quales turbas interdum non cient? — cf. R a m m a z z i n i l. c. p. 89.

Summus rerum opifex in sinu vegetabilium, animalium et mineralium arcanas vires occuluit, ut esset hominibus, unde ingenium ac industriam exercerent et rerum virtutes absconditas in apricum eruerent. Ast minus periti artifices nobis videmur, nisi praelongas, ac

interdum etiam scriptas a tergo schedas apud aegros relinquamus et in simplici quoque affectu non solum simplicia simplicibus, sed etiam composita compositis permisceamus. cf. Rammazzini l. c. p. 88.

Dolendum est, quod non raro nostra culpa sit, ut tardiora sint remedia, si malis conferantur, quam quod revera talia sint nata, dum illa ad invicem permiscendo, confundendo, corrumpimus, eviramus, ac talia reddimus, ut, cum intra vitae hospitia fuerint admissa, inter se potius, quam cum morbo pugnam ineant. cf. Rammazzini l. c. p. 87.

— Sic igitur affecto haec adhibenda curatio est: — novo quodam amore veterem amorem, tanquam clavo clavum, ejiciundum. cf. Cicero Tuscul. Quaest. IV. 35.

Die Medizin verliert bei der Verbindung mit jeder Schulphilosophie und sie gewinnt nur durch Kultur des Studiums der Erfahrungen. s. Kurt Sprengels Vers. e. pragm. Geschichte der Arzneikunde. Halle 1800. Th. 1. Vorrede IV.

— Cujus rei non est certa cognitio, ejus opinio certum remedium reperire non potest; verumque est, quod ad ipsam curandi rationem nihil plus confert, quam experientia. cf. Celsus de medicina. Praefat.

Medicina est ars conjecturalis, neque respondet ei plerumque non solum conjectura sed experientia. cf. Celsus l. c.

— Non eadem omnibus in similibus etiam casibus opitulantur. cf. Celsus l. c.

— Illud ignorari non oportet, quod non omnibus aegris eadem auxilia conveniunt. cf. Celsus l. c.

— Asclepiades officium esse medici dicit, ut tuto, ut celeriter, ut jucunde curet. — cf. Celsus. l. c.

— Quisque experimentis in se credere debet. cf. Celsus. l. c.

— Solent homines naturam tanquam ex praealta turri et a longo despicere et circa generalia nimium occupari, quando si descendere placuerit et ad particularia accedere, resque ipsas attentius et diligentius inspicere, magis vera et utilis fieret comprehensio. Itaque hujus incommodi remedium non in eo solum est, ut organum ipsum vel acuant vel roborent, sed simul ut ad objectum propius accedant. Ideoque dubitandum non est, quin, si medici, missis paulisper istis generalibus, naturae obviam ire vellent, compotes ejus fierent, de quo ait poëta:

Et quoniam variant morbi, variabimus artes,
Mille mali species, mille salutis erunt.

cf. Bacon. de Verulamio
de augm. et dignitate scientiar. Lib. IV. Cap. II.

— Medicina adhuc taliter comparata est, ut fuerit magis ostentata quam elaborata; etiam magis elaborata, quam amplificata, cum labores in eam insumpti, potius in circulo, quam in progressu se exercuerint. Plurima enim in ea video a scriptoribus iterata, addita pauca. cf. Bacon. de Verulamio l. c.

— In curationibus morborum illud generaliter desiderari reperio, quod medici hujusce aetatis; licet generales intentiones curationum non male persequantur, particulares tamen medicinas, quae ad curationes morborum singulorum proprietate quadam spectant, aut non

bene norunt, aut non religiose observant. cf. Bacon de Verulam. l. c.

— Medici traditionum et experientiae probatae fructum magistralitatibus suis destruxerunt et sustulerunt, addendo et demendo et mutando circa medicinas, prout iis libitum fuerit, et fere pharmacopaeorum more quid pro quo substituendo; ita superbe imperantes medicinae, ut medicina non amplius imperet. cf. Bacon. de Verulamio l. c.

Asa (Asa foetida), von C. G. Franz.

Die aus einem Theile des Schleimharzes der Ferula asa foetida L. mit 20 Theilen Weingeist bereitete Tinktur.

Die Asa (Stinkasant, gummi Ferulae) ist eins von denen ein der allopathischen Praxis häufig in Anwendung kommenden Arzneimitteln, dessen Wirkungsart nach dem fast allgemein angenommenen Grundsatze derselben: contraria contrariis — schwerlich erklärt werden könnte, hätte man nicht eben zu Gunsten solcher Arzneien, deren Wirkung sich aus ihm nicht anschaulich machen läßt, eine spezifische Wirksamkeit erschaffen. Allein, nimmt man auch in diesem und andern Arzneistoffen, z. B. Merkur, Schwefel, Digitalis, Belladonna u. a. (in gewissen Fällen) eine spezifische Wirksamkeit, oder eine gewisse nahe Verwandtschaft zu bestimmten Systemen und Organen unseres Körpers an, so ist damit doch nur gesagt, daß sie auf diesen oder jenen bestimmten Theil wirken, aber immer noch nicht, was sie wirken und durch welche in demselben hervorgebrachte Veränderung sie heilkräftig und Genesung bringend werden.

Wäre das homöopathische Heilgesetz nicht vom Anfange an so verkannt und unbeachtet geblieben, so würde

man, meines Erachtens, der spezifischen Wirkung gewisser Mittel längst schon weit mehr Aufmerksamkeit und Vertrauen geschenkt und sicherere Indikazionen für dieselben gefunden haben; es würden über so manche als spezifisch angepriesene Mittel, wie z. B. Belladonna, Bilsenkraut, Stechapfel, Scutellaria lateriflora, Alisma plantago etc. in der Wasserscheu, über den Vorzug dieses oder jenes Merkurialpräparats im Chancre und der Syphilis, über den Vorzug der Antimonialien, des Graphyts, des Schwefels ꝛc. in diesem oder jenem chronischen Hautausschlage, über den Vorzug der Belladonna oder des Akonits in diesem oder jenem akuten Exantheme u. s. w. bei weitem nicht so viele Zweifel und unbestätigt gebliebene Erfahrungen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit obwalten, als dies bisher der Fall ist. Man hat in der Heilmittellehre die feinern Distinkzionen in den Wirkungen der Mittel (die man meist ab usu in morbis und bei Vermischung derselben mit andern Arzneien, selten nach Versuchen und Erfahrungen an Gesunden, bestimmte), man hat in der Pathologie die genauern symptomatischen Indikazionen zu wenig berücksichtigt, man hat aus den vorzüglichsten Symptomen die innere Ursache der Krankheit zu abstrahiren sich bestrebt und dieser dann das, nur nach seinen Wirkungen im Allgemeinen gefundene, spezifische Mittel entgegengesetzt. Gleichwohl tragen bei der spezifischen und der ihr so nahe verwandten homöopathischen Anwendung der Arzneien oft anscheinend geringfügige Symptome, welche man physiologisch und pathologisch fast gar nicht zu beachten pflegt, weil sie sich nicht leicht mit Bestimmtheit erklären lassen (wie das Erscheinen der Zufälle in der Ruhe oder Bewe-

gung, bei der Lage auf dieser oder jener Seite, am Tage oder bei Nacht, vor oder nach dem Essen, bei ruhigem oder heftigem Temperament; so wie ihre Verschlimmerung oder Linderung durch Wärme, Kälte, Druck, veränderte Lage, im Freien, in der Stube u. s. w. *)), ganz entscheidend dazu bei, ein Mittel, so sehr es im Allgemeinen paßte, als unpassend mit einem andern, wegen seiner Einzelnheiten dem gegebenen Krankheitsfalle näher stehenden, zu vertauschen. Will man also auch nicht die Allgemeingültigkeit der homöopathischen Heilmethode zugeben, so dürfte die Homöopathie doch in Betracht der spezifischen Wirkung gewisser Mittel die Aufmerksamkeit aller Aerzte verdienen.

Möchten daher vorliegende, freilich noch lange nicht vollständig und genau genug an Gesunden beobachtete Symptome der

*) So sehen wir z. B. als Eigenthümlichkeit der Zaunrebe, der Brechnuß, der China u. e. a. daß sich die durch sie erregten Zufälle durch Bewegung vermehren, oder erst dadurch entstehen, indeß die Symptome der Küchenschelle, des Giftsumachs, des Arseniks u. a. in der Ruhe fühlbar werden oder sich verschlimmern. Merkur, Chamille, Arsenik u. a. bringen ihre bedeutendsten Krankheitserscheinungen nachts hervor; die krankhaften von der Küchenschelle erregten Gefühle werden in der kühlen, freien Luft, die von Arsenik durch Wärme gelindert. Ignazbohne und Akonit entsprechen mehr dem sanguinischen, Wohlverleih und Brechnuß mehr dem cholerisch-sanguinischen Temperamente, während Capsicum einer pflegmatischen, und Küchenschelle einer stillen, milden, weichen Gemüthsart vorzugsweise zusagen. So erfreuet sich jeder wirksame Arzneistoff seiner feinern, individuellen, auch in diesen Richtungen ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten, deren sorgfältige Beachtung beim homöopathischen Heilgeschäft von der grösesten Wichtigkeit ist. Mehrere der bereits im Archiv dargestellten Heilungsgeschichten können als Beleg hierzu dienen. Vergl. auch S. Hahnemanns reine Arzneimittellehre, 2. Theil, Seite 28.

Asa sich einiger Berücksichtigung zu erfreuen haben, wenn man diesen Arzneistoff — bei Nervenkrankheiten und besonders solchen, die ihren Grund im Unterleibe haben, bei Hysterie und Hypochondrie, bei Schwindel, Angst und Melancholie, bei Konvulsionen, Veitstanz und Fallsucht der Kinder von Würmern oder Leiden der Abdominalnervengeflechte, bei krankhafter Engbrüstigkeit und andern Brustleiden, bei Husten mit stockendem Auswurf, bei Kardialgie, Schwäche und Verschleimung des Magens, bei Flatulenz und Trommelsucht, bei Bandwurmbeschwerden, Skrofeln, Leberfehlern, Wassersucht und kalten Geschwülsten, endlich bei skrofulösen und venerischen Knochenkrankheiten *) — meist einzig nach Erfahrungen am Krankenbette gesammelt, empfiehlt und anwendet.

Die Homöopathie giebt vielleicht schon durch die nachstehenden noch unvollständigen Beobachtungen an Gesunden hierüber den besten Aufschluß.

Was die Wirksamkeit des Stinkasants in dem skrofulösen Beinfraße betrifft, wovon Beerenbröck (Mem. de la soc. de Med. à Paris 1778. Vol. 2. p. 247.), Block (in Schmuckers verm. chirurg. Schriften. Band 1. S. 135.), Schneider (in Richters chirurg. Bibl. Bd. 5. S. 543.) und Lentin (in Hufelands Journ. Bd. 1. S. 166.) Beobachtungen anführen, so fehlen mir gegenwärtig hierüber hinreichende Erfahrungen und es wird mir vielleicht in einem der folgenden Hefte dieses Archivs möglich,

---

*) S. Friedr. Gotth. Voigtels System der Arzneimittellehre, herausgegeben von Prof. C. G. Kühn, Leipz. 1816. bei Cnobloch. 2ter Band. 1ste Abth. S. 316. ff. und die daselbst angeführten Schriftsteller.

die hierhergehörigen Primärwirkungen dieses Arzneistoffs, so wie dadurch homöopathisch bewirkte Heilungen ähnlicher Knochenübel nachzuweisen.

Die Empfehlung Hufeland's jedoch, die Heilsamkeit der Asa gegen venerische Knochengeschwülste und Knochenvereiterung betreffend (s. in den neuesten Annalen der franz. Arzneiwissenschaft. Bd. 1. Seite. 86. Anm. vergl. Voigtel a. a. O.), kann ich erfahrungsmäßig bestätigen, indem bei einer, durch venerisches und hinzugekommenes Merkurial-Siechthum entstandenen Knochengeschwulst und Eiterung an der Schienbeinröhre — mit einem, bei dem Abnehmen der Charpie von der Wunde und bei der leisesten Berührung, unerträglichem Schmerze in der, unterhalb des Geschwürs gelegenen, etwas aufgetriebenen untern Hälfte der Schienbeinröhre, dünnem, jauchigtem, heftig stinkendem Eiter des großen Geschwürs und schwarzem gangränösem Aussehen der Fleischpartheien desselben, bei um dasselbe herum bis an das Knie hin befindlichen, kleineren, hochrothen, rohen, blutenden, flachen, brennend schmerzhaften, äußerst empfindlichen Hautgeschwüren, wo die Charpie jedesmal fest anklebte und ganze Stücken der Oberhaut des Umkreises mit abriß, und bei einer bedeutenden, kalten, den Eindruck des Fingers behaltenden Geschwulst um die Fußknöchel des leidenden Beins, — ein Tropfen, welcher den billionsten Theil eines Grans Asant aufgelöst enthielt, in den ersten 4 Stunden Verminderung aller Schmerzen, nach 8 Stunden bemerkbare Abnahme der Geschwulst um die Knöchel und Verschwinden des eigenthümlichen Eitergeruchs, nach 24 bis 48 Stunden gänzliches Verschwinden der Geschwulst, so

wie sämmtlicher, auch der nächtlichen, Knochenschmerzen (auch die nicht mehr fest anklebende Charpie konnte ohne Schmerzen abgenommen werden) und endlich in den darauf folgenden 6 Tagen täglich und zusehends bemerkbare Verkleinerung der Geschwüre bewirkte; wobei noch zu bemerken ist, daß diese Gabe, indem sie einen zweitägigen Durchfall mit Leibweh hervorbrachte, noch als eine zu große Gabe angesehen werden kann. Im Gegentheil verursachte eine, am 9ten Tage nach dieser ersten Gabe, bei fortgehender aber langsamer Besserung und Schmerzlosigkeit, gereichte gleich große Dosis der Asa, bei unveränderter Diät des Kranken und ohne eine auch nur wahrscheinliche Ursache, schon am folgenden Tage (16 Stunden nach dem Einnehmen), wieder dieselbe nächtliche Schmerzhaftigkeit und die große Empfindlichkeit gegen die leiseste Berührung und beim Abnehmen der Charpie in dem untern Theile der Schienbeinröhre, in dem größern kariösen und den kleinern flachen herumliegenden Geschwüren, mit erneuertem Ankleben der Charpie in den letzteren, mit dünnerem wieder stinkendem Eiter, wobei auch 4 Tage lang Durchfall mit Leibweh vorhanden war. Diese homöopathische Verschlimmerung ging erst nach 8 Tagen in Besserung über, in welcher der Zustand fortschritt, so lange ich ihn beobachten konnte. So große Verschlimmerung der Krankheit und so große Heilwirkung erfolgte schon auf ein Billiontel Gran! Wie erklärbar wird daher die Bösartigkeit mancher, durch zu große und lange fortgesetzte Gaben dieses gewaltigen Mittels, fast bis zur Unheilbarkeit verschlimmerten Krankheiten, und wie wenig darf nun das Erscheinen neuer Krankheitszufälle bei der Anwendung des-

selben da, wo es nicht ganz, wo es nicht homöopathisch paßte, befremden!

Diese Erfahrung kann als ein Beweis der heilenden Kraft des Asands in einigen — venerischen und merkuriellen — Knochenkrankheiten dienen, so wie sich vielleicht aus ihr auf die Geneigtheit dieses Arzneistoffes, bei Gesunden gewisse Knochenentzündungen, Geschwülste u. s. w. primär zu erzeugen, schließen lassen dürfte.

Doch jetzt abgesehen von aller Erfahrung über Asa am Krankenbette, welche, wenn sie nicht die Frucht zweideutiger, wohl gar gefährlicher Versuche seyn soll, erst in Folge der Kenntniß ihrer positiven Wirkungen auf den gesunden Organismus erlangt werden kann, so läßt sich schon aus den hier vor uns liegenden Symptomen ein ziemlich sicherer Schluß auf die Fälle machen, in denen er homöopathisch zu Heilzwecken angewendet werden kann.

Schmerzen, die sich von den tiefer liegenden nach den äußern bedeckenden Theilen hin erstrecken, und die sich durch Berührung und Druck vermindern, aber auch in seltner Wechselwirkung vermehren; s. Sympt. 15. 18. 21. 44. 54. 136. 184. 185. 198. 202. 254—259. 265. 268. 269.

Schmerzen an den innern, den Beugungen entsprechenden Flächen der Gliedmaßen; s. Sympt. 201. 206. 207. 209. 210. 216. 250. 256. 269.

Schmerzen, die meist in der Ruhe kommen und auf welche Bewegung keinen Einfluß hat; s. Sympt. 206. 237. 263. 264. u. a.

Schmerzen in der Knochenhaut oder in oberflächlichen nur von der Haut bedeckten Knochentheilen des Schien-

beins, Knies, der Ellbogen; s. Sympt. 227. 228. 230. 234. 235. 262. 266. 271—274.

Reißende Schmerzen, welche sich nicht im Verlaufe der Nerven herabwärts, sondern umgekehrt heraufwärts verbreiten; s. Sympt. 217. 218. 236. 239. u. a.

Unwillkührliche (zuckende, fippernde) Bewegungen bald ganzer, eigentlich der Willkühr unterworfener, Muskeln, bald einzelner Fibern derselben; s. Sympt. 41. 166. 175. 190. 195—198. 204. 211. 242. 275. 306.

Leberleiden; s. Sympt. 83—85. 147.

Beschwerden von sogenannter venöser Turgeszenz, Anfüllung des Pfortadersystems und Venenpulsazion; s. Sympt. 76—79.

Leiden des Nervensystems und des Gemüths, Verminderung der Sinne ohne Abnahme des Bewußtseyns und ohne besonders fieberhafte Zustände; s. Sympt. 8. 52. 64. 111. 322. 325.

Diese Beschwerden bald mit bald ohne mehrfache Beschwerden des Unterleibs oder der Brust; s. Sympt. 73—120. 133—160.

scheinen vorzüglich ihre Heilung durch Asand erwarten zu lassen. Das Heilobjekt desselben wären demnach meist chronische Krankheitszustände, da seine Wirkungsdauer selbst in homöopathischer Gabe sich über 8 Tage erstreckt und, bei Versuchen an Gesunden zu 4 Tropfen Tinktur, schon über 6 Tage anhält, was auf eine weit längere Wirkung größerer Gaben schließen läßt.

Als Gegenmittel bei Siechthumen, die bei lange fortgesetztem Gebrauch entweder offenbar von der Asa herrühren oder doch wenigstens durch denselben verschlimmert

worden, dürfte vielleicht homöopathisch von China, Pulsatille oder von der Elektrizität etwas zu erwarten seyn.

Die homöopathische Gabe ist, wie aus obigem Falle ersichtlich wird, zu dem billionsten Theil eines Grans noch zu stark und verursacht Nebenbeschwerden, daher eine noch viel weiter getriebene Verdünnung, z. B. ein Trilliontelgran, in den meisten Fällen angemessen seyn dürfte, was durch weitere Beobachtungen zu bestimmen ist.

Die hier folgenden Symptome sind theils von mir selbst, theils von D. Groß und D. Stapf beobachtet worden; ein Theil derselben, von Herrn S. Gutmann an sich selbst beobachtet, ist durch die Gefälligkeit des Herrn Hofrath Hahnemann dem Archiv für die homöopathische Heilkunst mitgetheilt und von diesem selbst durch einige der wichtigern vermehrt worden.

Schwindel (F. G. Voigtel Syst. d. Arzneimittellehre).
Schwäche im Kopfe (n. ½ Stunde).
Düselig.
Drehend im Kopfe (n. 3 St.).
5. Betäubendes Spannen im Kopfe, besonders linker Seite.
Das Gehirn deuchtet ihm sehr angespannt.
Blutandrang nach dem Kopfe mit Wärme im Gesichte (n. 1 Tag).
Kopfschmerz, wie Wüstheit im Kopfe, wobei sich die Aufmerksamkeit leicht anstrengen läßt (d. 1. Tag).
Eingenommenheit des Kopfs mit Drücken in den Schläfen (d. 1. T.).
10. Geheimer Kopfschmerz in der Stirne.
Empfindung im Gehirn unter dem obern Theile des Stirnbeins, wie Schwappen und Gluckern (den 2. T. fr.).

Durch die linke Stirnhälfte ziehendes, wellenförmiges Drücken, das sich dann in einen tauben Druck auf dem Stirnhügel endigt.

Drückender Schmerz in der Stirne (n. 6 St.).

Drücken äußerlich in der Stirne (n. 1 St.).

15. Drückender Schmerz in der Stirne von innen nach außen (n. 5 St.).

Drückender Schmerz in der rechten Seite der Stirne von innen nach außen (n. 1½ St.).

Drücken in der Stirn mit Mattigkeit im ganzen Körper (n. 2½ St.).

Unter dem rechten Stirnhügel ein langsam absetzendes Wehthun, wie ein Herauspochen.

Gefühl von spannender Eingenommenheit und lastender Schwere der Stirne (nach öfterem Riechen).

20. Feine Nadelstiche im linken Stirnhügel.

Neben dem Stirnhügel äußerlich, anhaltendes brennendes Stechen, das bei Berührung verschwindet und wie unterköthig schmerzt, aber gleich darauf wiederkehrt (den 2. T.) *).

---

*) Schmerzen, auf welche Berührung Einfluß hat, sind auch bei China und Pulsatille, bei ersterer zuweilen durch Berührung entstehend (s. Chinasympt. [43.] [63.] [65.], häufiger durch Berührung vermehrt (s. Chinasympt. 65. 67. 261. u. a.), selten durch Berührung vermindert (S. 20. 87.); bei Pulsatille am häufigsten durch Berührung veranlaßt, wie in deren Sympt. 115. 138. 353. 549 u. a., selten durch Berührung vermehrt, öfter durch Druck und Berührung vermindert, wie in S. 40. 707. Bei Asa hingegen finden sich fast gar keine Schmerzen, die durch Berührung oder Druck vermehrt würden, außer den zweifelhaften Symptomen in offenen Wunden 311—313. Die meisten werden dadurch eher vermindert, s. Sympt. 90. 94. 138. 281. einige durch

Unter dem linken Stirnhügel einzelne, schnelle und tiefdringende Stiche, wie Stöße und auch nachher bleibt einige Empfindlichkeit daselbst zurück.

Ein Gefühl von Druck auf den Scheitel.

Im rechten Scheitelbeine ein Schmerz, wie von einem tief eingedrückten Pflocke.

25. Auf der linken Seite des Kopfs ein plötzlich beginnender, schnell zunehmender Druck, wie von einem eingedrückten stumpfen Werkzeug; vergeht plötzlich wieder.

Drückender Schmerz in der rechten Kopfseite (n. 30 St.).

Drücken in der linken Kopfseite von innen heraus (n. 45 St.).

Ein Paar feine oberflächliche Stiche auf der rechten Seite des Oberhaupts.

In der rechten Kopfseite über dem Ohr ein Ziehen, das sich dann in ein einfaches Stechen verwandelt *).

30. Drücken in der rechten Schläfe (n. 1¼ St.).

Drücken in der linken Schläfe von innen nach außen (n. 68 St.).

In der linken Schläfe absetzendes Einwärtsdrücken, fast wie ein Hineinpochen **).

Berührung in andersartige verwandelt, s. S. 21. 265., worin China aber in ihren Sympt. 198. 262. [251.] und Pulsatille in S. 94. Aehnlichkeit mit ihr hat.

*) Schmerzen, die sich ohne Veranlassung durch Druck oder Berührung schnell in andersartige Empfindungen verwandeln, s. Sympt. 12. 145. 166 222. scheinen für die Asa charakteristisch zu seyn; vergl. Anm. zu Sympt. 21.

**) Die hineinwärts, von außen nach innen sich erstreckenden Schmerzen, wie in 24. 25. 34, 150. 160., meist mit pochender und drückender Empfindung, sind Wechselwirkungen mit den (im Vorwort erwähnten) herauswärts, von innen nach außen, sich erstreckenden, meist stechenden Schmerzen, die

Ueber der rechten Schläfe plötzlich ein flüchtiger stumpfer Druck.

In der linken Schläfe plötzlich ein Schmerz wie von einem eingedrückten spitzen Pflocke.

35. Einzelne tiefe Stiche in der linken Schläfe.

Langsam auf einander folgende stumpfe Stiche in der linken Schläfe.

Drücken an der linken Seite des Hinterkopfs (n. $9\frac{1}{2}$ St.).

Brennen in der linken Augenbraune (n. 62 St.).

In der Augenbraungegend flammartiges Queerüberziehn (n. 1 St.).

40. Am äußern Rande der linken Augenhöhle dumpfes Drücken.

Im obern Augenlide fühlt er nicht selten eine fippernde Bewegung.

Ein vorübergehender tauber Druck auf der Mitte des linken obern Augenlieds.

Brennen im rechten Augapfel (n. 12 St.).

Brennen im linken Augapfel, gleichsam von innen nach außen (n. $5\frac{1}{2}$ St.).

45. Spannendes Brennen im rechten Augapfel. (n. 26 St.).

Zwei Tage lang periodisches Brennen in den Augen und Zusammenpressen der Augenlieder, als wenn Schlaf kommen wollte.

Brennendes Stechen im linken Auge (n. $2\frac{1}{2}$ St.).

Brennende Stiche im rechten Augapfel (n. 62 St.).

Jucken im rechten Auge (n. 49. St.).

---

gleichfalls der Asa eigenthümlich sind, jedoch auch bei Pulsatille (s. deren Sympt. 25. 26. 154. 592. 659.) und bei China angetroffen werden.

50. Drücken in beiden Augen (d. 2. T.).

Lästiges Trockenheitsgefühl der Augen bei wirklicher Trockenheit derselben.

Eine Art von Trübheit der Augen; beim Schreiben werden die Buchstaben dunkler, als wäre ein leichter Flor darüber; nach einigem Blinken vergehts.

Verursacht Beschwerden in den Augen [Voigtel a. a. O.].

Drücken in der rechten Gesichtsseite von innen nach außen (n. ½ St.).

55. Drücken in der linken Backe (n. 24 St.).

An verschiedenen Stellen im Gesichte z. B. auf dem Jochbeine, den Nasenknochen, unschmerzhaftes Spannen mit einer Art von Taubheitsgefühl.

Jucken in der rechten Backe (n. 72 St.).

Stechendes Brennen in der linken Backe (n. 4½ St.).

Leises, flüchtiges Ziehen am äußern Rande der rechten Ohrmuschel.

60. Wiederholtes kurzes Ziehen in den Ohrgängen.

Druck im linken Ohre (n. 2½ St.).

Drückender Schmerz im rechten Ohre (n. 49 St.).

Helles Klingen vor dem Ohre.

Vormittags Stumpfheit der Sinne und besonders des Gehörs, er hört nichts deutlich, muß immer zweimal fragen (d. 1. T.).

65. An den Aesten des Unterkiefers bisweilen ein vorübergehender Schmerz, wie anhaltender Klamm.

An der linken Ecke des Kinnes in geringem Umfange ein taubes Drücken, bis in den nächsten in gerader Richtung stehenden Zahn *).

*) Taubheitsgefühl scheint sich bei mehreren schmerzlichen Em-

Großes Trockenheitsgefühl des Mundes, ob er gleich Feuchtigkeit genug hat (d. 1. T.).

Trockenheit im Schlunde; während des Schlingens Spannen daselbst (n. 12 St.)

Mit Beengung des Halses Drücken in der Brust (n. 63 St.).

70. Nach dem Rachen dringendes Stechen in der Brusthöhle beim Stehen und Sitzen (n. 64 St.).

Ziehen längs der linken Halsseite herab, bei Bewegung (d. 1. T.).

Abscheu vor Bier, es schmeckt ihm schleimig (d. 1. T.).

Uebelkeit.

Absetzendes Kneipen im Oberbauche.

75. Bauchweh im Oberbauche wie verkältet, und als sollte ein Durchfall entstehen mit einer Art Heißhunger (d. 2. T.).

Früh Gefühl in der Magengegend und im ganzen Unterleibe, als wäre alles daselbst zerschlagen, mit Vollheitsgefühl in der erstern und Aufstoßen (d. 2. T.).

Fühlbares Pulsiren in der Herzgrube (d. 1. T.).

Pulsiren in der Herzgrube, auch dem Finger fühlbar (d. 2. T.).

Sichtbares Pulsiren in der Herzgrube.

80. Kurz nach dem Essen Druck in der Magengegend (d. 1. T.).

Nach dem Essen Drücken in der Magengegend bei großer Hinfälligkeit (d. 2. T.).

Bloß beim Zusammendrücken des Unterleibs, Drücken

---

pfindungen, namentlich bey dem Drücken mit vorzufinden. Vergl. 56.

auf den Untertheil des Brustbeins (Schwerdknorpel) und Uebelkeit und Vollheit in der Herzgrube (d. 2. T.).

Wühlendes Stechen vom Zwerchfell zu den linken Ribben (Hypochondrien) heraus, bei Ein- und Ausathmen anhaltend (n. 67 St).

Heftig drückender Schmerz in der Herzgrube nach der Lebergegend zu, im Sitzen (d. 1. T.).

85. Ein drückend stechender Schmerz an den untern Ribben der rechten Seite, der sich auf derselben Seite im Unterleibe nach der Weiche zu zog (n. ½ St.).

Stiche in der Gegend des Zwerchfells der rechten Seite (n. 24 St.).

Jählinger, ruckartiger, heftiger Stich aus der rechten Seite des Unterleibs herauswärts von innen nach den äußern Bedeckungen (d. 1. T.).

Stiche in der linken Bauchseite im Gehen (d. 1. T.).

Stechendes Bauchkneipen in der linken Seite (n. 12 St.).

90. Spitziges Stechen in der linken Bauchseite äußerlich, welches durch Reiben gänzlich verging (n. 3½ St.).

Gluckerndes Stechen in der linken Bauchseite anhaltend beim Ein- und Ausathmen (n. 23 St.).

Stumpfer Stich in der linken Bauchseite herauswärts mit Blähungen (n. 62 St.).

Stechen in der linken Bauchseite von innen heraus (n. 70 St.).

Herauswärtsgehendes Stechen in beiden Seiten des Unterleibs nach dem Essen im Sitzen, das beim Draufdrücken verschwand (d. 2. T.).

95. Queer durch den Unterleib kneipendes Ziehen im Sitzen, mit herauswärtsgehenden stumpfen Stichen in der linken Bauchseite (d. 2. T.).

Drückender Schmerz zum Nabel heraus (n. 21 St.).

Zusammenballender Schmerz unter dem Nabel im Stehen (d. 1. T.).

Feine spitzige Stiche im Nabel (n. 2½ St.).

Kriebelndes Stechen in der Nabelgegend (n. 4 St.).

100. Brennendes Stechen im Nabel (n. 29 St.).

Jucken in der Bauchhaut unterhalb des Nabels (n. 5 St.).

Heftiger Stich im Unterbauche (n. 2½ St.).

Juckendes Stechen in der Haut der rechten Seite des Unterbauchs (n. 5. St.).

In der linken Seite des Unterbauchs heftiges Stechen und Ziehen, das sich längs der innern Seite des Darmbeins forterstreckt, im Sitzen (d. 2. T. fr.).

105. Anfälle von leisem Kneipen im Unterbauche (n. ½ St.).

Brennen im Unterleibe.

Im Gehen nach Tische windender Schmerz im Unterleibe (d. 1. T.).

Nach dem Essen Spannen im Unterleibe, als hätte er sich übernommen (d. 2. T.).

Trinken bekommt ihm nicht, verursacht sogleich Schwere und kältende Empfindung in den Gedärmen (d. 1. T.).

110. Empfindung des größten Uebelbehagens im ganzen Unterleibe, mit großer Schwere darin und Drücken in den Seiten desselben (d. 2. T. fr.).

Verdrießlichkeit und Bänglichkeit des Gemüths, die aus dem Unterleibe zu kommen deuchtet, wobey es ihm jedoch gar nicht schwer wird, die Aufmerksamkeit anzustrengen (d. 2. T. fr.).

Kneipen in den Gedärmen (n. 6 St.).

Schneidendes Kneipen in den Gedärmen (n. 23 St.).

Bauchkneipen mit Blähungsabgang (n. 1 St.).

115. Unschmerzhaftes Kollern in den Gedärmen, (n. 1½ St.).

Kollern in den Gedärmen (n. 11 St.).

In der Weichengegend beim Einwärtsziehen der Bauchmuskeln ein drückender Schmerz (d. 1. T.).

Spitziges Stechen hart an der Ruthe, im Schaamberge (n. 2 St.).

Schmerz im Mittelfleische, als ob etwas Stumpfes da herauspreßte.

120. Vermehrter Blähungsabgang.

Bauchkneipen mit Blähungsabgang.

Leichter, bisweilen fast oder wirklich unwillkührlicher Blähungsabgang, den er mitunter kaum merkt.

Blähungen mit Durchfall (n. 5 St.).

Oefterer Stuhlgang als gewöhnlich in 24 Stunden.

125. Durchfall mit Bauchschmerzen (n. 2½ St.).

Drei Tage lang täglich 2—3 Mal Durchfall mit Leibweh.

Vier Tage hintereinander täglich 3—4 Mal durchfälliger Stuhl mit Leibweh.

Wirkt abführend auf den Darmkanal. [Voigtel a. a. O.].

Nadelstiche äußerlich an der Ruthe (n. 60 St.).

* * *

130. Heftiges Nießen mehrmals am Tage.

Schnupfen (n. 36 St.).

Drücken in der Nase, als wenn sie platzen sollte, besonders am rechten Nasenflügel (n. 31 St.).

In der Luftröhre ist's ihm so dämpfig, daß er wieder-

holt kotzen muß und der Ton des Kotzhustens ist auch nicht hell, sondern gleichsam heiser *).

Ziehend-drückender Schmerz mit Beengung der Brusthöhle (n. ¾ St.).

135. Drücken in der Brusthöhle nach der rechten Seite heraus (n. 69 St.).

Drückendes Pochen in der Brusthöhle, nach dem Rachen zu dringend, beim Stehen und Sitzen (n. 64 St.).

Kurz nach Tische im Liegen große Brustbeklemmung mit Drücken und Klopfen in derselben (d. 2. T.).

Stiche und Drücken auf der Brust im Liegen, mit sehr erschwertem, schluchzendem, stoßweisem Einathmen, beim Draufdrücken mit der Hand und beim Aufsetzen verschwindend (d. 2. T.). **).

Drücken auf der Brust mit Beengung des Halses (n. 63 St.).

---

*) Vom Geruch der starken Tinktur.

**) Die meisten Schmerzen von der Asa sind stechend oder drückend oder beides zusammen. Seltner sind sie brennend und ziehend, wo dann die brennenden öfter mit den stechenden (21. 48. 100. 162. 212. 261. 301.), die ziehenden mit den drückenden (134. 177. 239. 267.) verbunden vorkommen, dahingegen brennendes Drücken (295.) und ziehendes Stechen (157. 244.) als Seltenheit auftritt. Die stechenden Schmerzen erscheinen bald als einzelne Stiche (20. 28. 35. 70. 86. 102. 146. 187. 214. u. a.), bald als spitziges Stechen (98. 118. 148. 273. 285.), bald als Nadelstiche (129. 159. 176. 186. 302.), bald als stumpfes (36. 152. 167. 194. 220. 236. 241.), bald als bohrendes Stechen (154. 157. 184. 206). Sie kommen meist im Stehen, Sitzen, in der Ruhe (70. 94. 104. 176. 222. 260. 265) und dauern bei Bewegung fort (83. 91. 154. 183. 206); einige wenige vergehen bei Bewegung (183. 272. 285.). Die stechenden Schmerzen, als die häufigsten von der Asa, sind sehr permanent und verbin-

140. Drückender Schmerz in der Mitte des Brustknochens mit einer Art Uebelkeit von der Brust herauf (n. 34 St.).

Stumpfes Drücken im Brustknochen; bei'm Ein- und Ausathmen vergiengs, kam aber während des Schreibens wieder (n. ¼ St.).

Drückendes Stechen im Brustknochen von innen heraus (n. 32 St.).

Beim (vorwärts) Zusammenbeugen des Brustkastens,

---

den sich mit fast allen übrigen schmerzhaften Empfindungen, z. B. Wühlen, (83. 185.), mit den stoßweisen, ruckartigen, gluckernden, taktmäßigen Empfindungen (35. 87. 91. 249.), mit Kriebeln, Kneipen und Reißen (99. 149. 222.), Jucken (103. 272. 281.), Spannen (153. 173. 201.), mit Beschwerden in entfernten Theilen (92. 104.). Häufiger verbreiten sie sich an den Beugeflächen der Gliedmaßen (s. Vorwort), als an deren äußern Flächen (212.), öfter von unten herauf, als von oben herab (181.). Die Sympt. stechenden Schmerzes dürften bei Behandlung chronischer Entzündungen homöopathischen Werth haben.

Die drückenden Schmerzen kommen am häufigsten einfach vor (13—17. u. a.), oft mehr herauswärts als einwärts sich verbreitend (32. 150. 160.), weniger heraufwärts gehend als die stechenden (239.), sondern mehr auf derselben Stelle bleibend. Nicht so oft verbinden sie sich mit Nebenempfindungen, am häufigsten noch mit ziehenden, selten mit brennenden, reißenden (278.), stechenden, bohrenden (216.), klammartigen (203), wellenförmigen (11) und Taubheitsempfindungen (66. 221.). Oefter als bei stechenden Schmerzen, kommen hier zugleich andere Beschwerden entfernter Theile vor (69. 81. 139. 140. u. a.) Das Absetzende, Taktmäßige (150. 203.) haben sie mit andern Asabeschwerden gemein. Sie kommen öfter im Sitzen (84. 192. 286.), als beim Liegen (239.), verschwinden öfter bei Bewegung (141. 271. 277.), als sie bei derselben anhalten (155. 180. 237.), erscheinen öfter an den innern (216. 234.), als an den äußern (221.) Flächen der Gliedmaßen.

Drücken auf den untern Theil des Brustbeins (n. 1 T.).

Drückender Schmerz in der rechten Brustseite von innen nach außen (n. 26 St.).

145. Drückendes Stechen in der rechten Brusthöhle, darauf feine Stiche mit drückendem Schmerz in den Ribben nach dem Rückgrate zu (n. 5 St.).

Stich in den rechten Ribben (n. 6 St.).

Nach Tische Stechen in der Gegend der letzten wahren Ribbe rechter Seite und Beklemmung der Brust.

Brennendes Ziehen in den rechten Ribbenmuskeln (n. 61 St.).

Kneipend spitzes Stechen an der rechten innern Ribbenseite (n. 27 St.).

150. Unterhalb der rechten Achselhöhle nach vorn zu, ein absatzweise verstärktes Einwärtsdrücken, ohne Athembeklemmung.

Drückender Schmerz in den linken Ribbenmuskeln von innen nach außen (n. 37 St.).

Stumpfe Stiche in den linken Ribben (n. 63 St.).

Spannendes Stechen in den linken Brustmuskeln (n. 58 St.).

Bohrend stumpfe Stiche in der linken Seite zu den Ribben heraus, beim Aus- und Einathmen anhaltend (n. 47 St.).

155. Drücken in den linken Ribbenmuskeln von innen nach außen, welches sich beim Ein- und Ausathmen verstärkt (n. 5 St.).

Bohrendes Stechen in der linken Brusthöhle von innen heraus, beim Ein- und Ausathmen gleich und anhaltend.

Ziehend stechender Schmerz in der linken Brustseite (n. $4\frac{1}{2}$ St.).

Schwache Bewegungen in den linken Ribbenmuskeln (n. $4\frac{1}{2}$ St.).

Unterhalb der linken Achselgrube einige feine oberflächliche, doch empfindliche Nadelstiche.

160. Unterhalb der linken Achselgrube ein vorübergehendes Einwärtsdrücken.

Drückender Schmerz im rechten Schulterblatte (n. $2\frac{1}{2}$ St.).

Feine brennende Stiche in und hinter dem rechten Schulterblatte, nach den Ribben zu (n. 2 u. 3 St.).

Schneidender Schmerz unter dem rechten Schulterblatte (n. 54 St.).

Jucken auf dem rechten Schulterblatte (n. 42 St.).

165. Im linken Schulterblatte wiederholtes flüchtiges Ziehen *).

Gluckern in den Muskeln des linken Schulterblatts (n. 42 St.).

Stumpfes Stechen äußerlich am linken Schulterblatte (n. 24 St.).

---

*) Die ziehenden Schmerzen der Asa sind seltener, als die stechenden, drückenden und brennenden, einfach (59. 60. 191.), meist mit andern Empfindungen verbunden, wie lähmiges (193.), kneipendes (95.), brennendes (148.), klammartiges (204.), drückendes (228.), spannendes (210.); zuckendes (246.) Ziehen; öfter bei Bewegung (71. 191. 228.), als bei Ruhe (193.) erscheinend, fast nie durch Bewegung oder Ruhe verschwindend; haben auch das charakteristische Absetzen und Heraufwärtsgehen (217.) und verwandeln sich (29.) in anderartige Schmerzen.

Rückenschmerz, besonders am rechten Schulterblatte (n. 29 St.).

Angreifender Rückenschmerz, besonders unterm Schulterblatte (n. 6 St.).

170. Rückenschmerz rechter Seits (n. 6 St.).

Flüchtige Stiche in der rechten Rückenseite (n. 49 St.).

Brennen an den Rückenwirbeln, mehr an der linken Seite des Rückens *).

Spannender Stich in den Rückenmuskeln der linken Seite, von unten herauf (n. 24 St.).

Kann nicht mehr arbeiten wegen Rückenschmerz (n. 30 St.).

175. Fippern in den Muskeln der untern Rückenhälfte im Sitzen.

Nadelstiche in den ganzen Ribbenmuskeln im Sitzen.

Ziehend drückender Schmerz längs der vier bis fünf letzten Rücken- und der ersten Lendenwirbelbeine, gleichsam innerlich längs der Körper derselben fort (d. 1. T.).

In der Gegend der kurzen Ribben, rings herum über den Rücken weg, ein ruckweises Zusammenschnüren.

Reißender Kreutzschmerz im Sitzen.

180. Drückender Kreuzschmerz, vorzüglich bei'm Vor- und Rückwärtsbeugen des Oberkörpers (d. 1. T.).

---

*) Brennen kömmt häufig einfach vor (38. 43. 106. 213. 23E.), doch auch modifizirt, z. B. spannendes Brennen (45. 276.), in stechendes umgeändert (58.), zu Stechen, Ziehen, Drükken gesellt, und deutet als periodisches (46.) und in andere Schmerzen ausartendes (266.) Brennen, so wie durch sein Erscheinen im Sitzen, auf Eigenthümlichkeiten der Asa.

Stiche längs des Kreuzbeins herunter bis zum After (d. 1. T.).

Schmerz im Mittelfleische, als ob etwas Stumpfes da herauspreßte (d. 1. T.).

Spannendes Stechen in der linken Lende, anhaltend beim Ein- und Ausathmen und während des Gehens gänzlich verschwindend (n. 26 St.).

Bohrendes Stechen in der linken Lende von innen heraus; beim Ein- und Ausathmen vergings (n. 41 St.).

185. Wühlend drückendes Stechen in der linken Lende von innen nach den Ribben zu herauswärts, mit Beängstigung. (n. 45 St.).

Feine Stiche wie mit Nadeln um die linke Lende (n. 26 St.).

Feiner Stich von der rechten Lende nach den Ribben zu (n. 5 St.).

Stiche im breiten Rückeumuskel, nahe am Oberarme (d. 1. T.).

Drücken in der rechten Nackenseite (n. 2 St.).

190. Zucken in den Muskeln der rechten Halsseite (n. 23 St.).

Ziehen längs der linken Seite des Halses herab, bei Bewegung (d. 2. T.).

Am Schulterende des Schlüsselbeins, im Sitzen, ein drückender Schmerz (d. 1. T.).

Lähmig ziehender Schmerz längs der linken Achsel und des Oberarms herab, in der Ruhe (d. 2. T.).

Stumpfes Stechen in der linken Schulter (n. 1 St.).

195. Zucken in der linken Schulter (n. 1 St.).

Zippern am linken Schultergelenke nach der äußern Seite zu (n. 9 St.).

Zippern im Deltamuskel (n. 4 St.).

Zippern im linken Oberarmgelenke, nach innen zu (n. 48 St.).

200. Um die obern Gelenkköpfe der Oberarme ziehender Schmerz beim Ruhighalten der Arme, mit einer Art zittriger Ueberreiztheit (wie nach großer Strapaze) in den Muskeln derselben, daß er sie immer bewegen muß (d. 1. T.).

Feine spannende Stiche im rechten Oberarmgelenke, nach innen (n. 2 St.).

Stiche im linken Schultergelenke von innen heraus (n. 26 St.).

Im linken Oberarme unweit des Achselgelenkes, absetzendes klammartiges Drücken.

Zippern im Deltamuskel (n. 2 St.).

205. Drückendes Stechen im rechten Oberarme an der innern Fläche desselben, von innen nach außen heraus (n. 68 St.).

Bohrendes Stechen an der innern Fläche des rechten Oberarms, welches durch Bewegung nicht verging (n. 43 St.).

Spannendes Stechen im rechten Oberarme von oben nach der innern Seite hinaus, sogleich.

Stechender Schmerz an der innern Seite des linken Oberarms (n. 26 St.).

Zuckende Empfindung in den innern Muskeln des linken Oberarms (n. 34 St.).

210. Spannendes Ziehen im linken Oberarme an der innern Seite (n. 3 St.).

Zucken in den Muskeln an der Außenseite des linken Oberarms (n. 4 St.).

Brennender Stich an der Außenseite des rechten Oberarms (n. 48 St.).

Brennen im rechten Ellbogengelenke, an der äußern Seite (n. 7 St.).

Feiner Stich am Ellbogen (n. 26 u. 64 St.).

215. Feiner langer Stich bis in die Ellbogenbeuge (n. 64 St).

Bohrendes Drücken an der innern Seite des linken Vorderarms, von innen nach außen (n. 1. St.).

In langsamen Absätzen an der innern Fläche des linken Vorderarms heraufstrahlendes klammartiges Ziehen.

Reißende Schmerzen längs des Vorderarms herauf, beym Bewegen der Finger (d. 1. T.).

220. Stumpfes Stechen im rechten Vorderarme an der innern Seite.

Drücken an der Außenseite des linken Vorderarms (n. 2 St.).

Reißende Stiche, auf welche Brennen folgt, heraufwärts im rechten Vorderarme in der Ruhe (d. 2. T.).

Im rechten Vorderarme herabwärts ein klammartiges Zucken, mit Gefühl, als sollte die Hand erstarren.

Auf dem innern (Ulnar-) Handknöchel eine schabende Empfindung *).

---

*) Schaben, so wie Wehthun (225.), Wühlen (289.) und Bohren, wenn es an Stellen vorkommt, wo die Knochen sehr

225. Am äußern Knöchel des linken Handgelenks an der Daumenseite ein von Zeit zu Zeit verstärktes Wehthun.

Drückender Schmerz vom rechten Handgelenke bis in den rechten Zeigefinger (n. 29 St.).

In den Handwurzelknochen Schmerz wie abgeschlagen, in der Ruhe (d. 2. T.).

Drückendes Ziehen in den Hand- und Fußwurzelknochen, bei Bewegung (d. 2. T.).

Drückendes Stechen im rechten Handrücken (n. 8 St.).

230. Auf dem Mittelhandknochen des linken Mittelfingers, ein gleichsam tauber Schmerz, als läge ein lastender Körper darauf.

Im Fleische zwischen dem Mittelhandknochen des linken Daumen und Zeigefingers, klammartiges Wehthun.

Klammartiges empfindliches Zucken im Mittelhandknochen des linken Daumens.

In der rechten hohlen Hand ein dumpfer Schmerz wie von einem drückenden Körper, mit dem Gefühl als sollte die Hand erstarren.

Am rechten Daumen ein vorübergehender klammartiger Schmerz bei ungehinderter Bewegung desselben; gleich drauf auch im linken Daumen.

235. Drücken an der innern Seite des Daumens (n. 9 St.).

Stumpfer Stich vom Daumen aus nach dem Rücken der Hand (n. 45 St.).

Drücken an den Wurzeln des Mittel- und Zeigefingers

---

oberflächlich liegen, deutet vielleicht auf primäre Erregung von Knochenkrankheiten durch Asa.

der rechten Hand; auch bei verschiedenen Bewegungen fortdauernd (n. 8 St.).

Spitzig stechendes Brennen in der Spitze des linken Zeigefingers (n. 63 St.).

Im Liegen und in der Ruhe ziehendes Drücken auf den Rücken der Finger und Stöße vom Vorderarme aus nach dem Ellbogen (d. 2. T.).

240. Beim Bewegen der Finger reißende Schmerzen längs des Vorderarms herauf.

Stumpfe Stiche in den rechten Gesäßmuskeln (n. 29 St.).

Zippern in den rechten Gesäßmuskeln (n. 68 St.).

Reißen um das Oberschenkelgelenk im Gehen (d. 1. T.).

Ziehend feine Stiche im rechten Oberschenkelgelenke bis in die Gedärme (n. 29 St.).

245. Reißen auf dem linken Oberschenkelknochen, im Sitzen (d. 1. T.). *)

Zuckendes Ziehen im linken Oberschenkel (n. 48 St.).

Brennen auf der vordern Fläche des Oberschenkels, im Sitzen.

Im Fleische des rechten Oberschenkels Schmerzen, als stäke ein spitziger Körper drinn.

Auf der äußern Fläche des linken Oberschenkels, auf einer kleinen Stelle, gleich unterhalb des Hüftgelenks, dumpfe, doch empfindlich taktmäßige Stiche **)

---

*) Reißen gehört zu den seltnern eigenthümlichen Empfindungen der Asa, und kommt sowohl im Sitzen (179) als bei Bewegung (243.) und als heraufwärtsgehendes (218. 240.) vor.

**) Absetzende Schmerzen kommen bei der Asa häufig vor, z. B. dergl. Stechen (35.), Drücken (32. 140. 203.), Pochen (18. 290.), Zucken (253.), Ziehen (247.), Kneipen (74.), Spannen (287.), Zusammenschnüren (176) und scheinen mit

250. Spannendes Ziehen im rechten Oberschenkel an der innern Seite.

Die äußere Seite des Oberschenkels schmerzt im Sitzen lähmig ziehend.

Eine Unruhe (Beben) in den Ober- und Unterschenkeln im Sitzen, wie von heftigem Pulsiren der Schlagadern nach einer Fußreise.

An der innern Fläche des linken Oberschenkels, oben, in langsamen Absätzen erfolgendes empfindliches Zucken.

Auf der vordern Fläche des linken Oberschenkels, unweit des Kniees, ein mehrmaliges wellenförmiges Zucken.

255. Zucken der Muskeln des linken Oberschenkels (n. 2 St.).

Zucken oberflächlich und an der innern Seite des linken Oberschenkels (n. ½ St.) *).

Fippern im rechten Oberschenkel auf der vordern Seite (n. 25 St.).

Fippern der vordern Oberschenkelmuskeln oberer Hälfte (n. 49 St.).

Fippern in den Muskeln des rechten Oberschenkels (n. 5 St.).

260. Feiner Stich im linken Kniegelenke im Sitzen (n. 61 St.).

Brennendes Stechen in der rechten Kniescheibe. (n. 4 St.).

---

dem Fippern und Zucken (253 — 259 u. a.) in Analogie zu stehen, das als spasmodische Beschwerde wohl mit dem Symptom des Veitstanzes zusammenfällt.

*) Die zuckenden Beschwerden der Asa, ähnlich den fippernden, sind häufig (190. 195. 275. 296.), bisweilen nur als Empfindung des Zuckens (209.), bisweilen als flammartiges

Drückender Schmerz hinter der linken Knieescheibe.

Jucken der Haut auf der Knieescheibe, welches durch Kratzen nicht verging (n. 27 St.).

Jucken im rechten Kniegelenk an der innern Seite, welches bei Bewegung desselben fortdauerte (n. 30 St.).

265. Stiche auf dem Kniee neben der Knieescheibe, im Sitzen, letztere schmerzt dann bei Berührung wie wund und unterköthig.

Am obern Theile des Kniees auf einer kleinen Stelle brennendes Wehthum, welches zuweilen in brennendes Jucken ausartet.

Ziehend drückender Schmerz auf den Flechsen der Kniekehle, beim Anspannen derselben (d. 1. T.).

Fippern an der Außenseite des linken Kniegelenks.

Fippern an der innern Seite im rechten Kniegelenke (n. 29 St.).

270. Gluckern im linken Kniegelenke an der innern Seite (n. 36 St.).

Am linken Schienbeine Drücken, welches bei Bewegung verging (n. 36 St.).

Juckendes Stechen im linken Schienbeine, vorn unterhalb des Kniees; durch Gehen verschwand es (n. 6 St.).

[Spitzig herablaufendes Stechen im linken Schienbeine, nach innen (n. 4 St.).

Spitziges (herauswärts) Stechen im rechten Schienbeine (n. 2 St.) *).

(232.) oder wellenförmiges (254.) Zucken modifizirt, und kommen fast ausschließlich an den innern (Beuge-) Flächen der Glieder vor.

*) Die herauswärts sich erstreckenden Schmerzen erschei-

275. Ein allgemeines Zucken in den Muskeln oberer Hälfte des rechten Schienbeins.

Spannendes Brennen in der linken Wade (n. 72 St.).

Drückender Schmerz unterhalb der rechten Wade; beim Gehen verschwand er (n. 1 St.).

Heftig reißend drückender Schmerz im ganzen rechten Unterschenkel, beim Gehen schwächer (n. 3 St.).

Im linken Unterfuße, (der über einander geschlagen ist und herabhängt) Gefühl als wollte er erstarren.

280. Die Unterschenkel schlafen leicht ein, wenn deren Nerven im geringsten gedrückt werden, z. B. wenn er im Sitzen ein Bein über das andere schlägt, schläft das andere sogleich ein.

Zuckendes Stechen unter dem innern Knöchel des rechten Fußes, welches beim Reiben sogleich verging (n. 42 St.).

Die bedeutende kalte Geschwulst um die Fußknöchel verschwand in den ersten 20 Stunden (Heilwirkung).

Stumpfes Stechen im linken Fußgelenke nach innen (n. 29 St.).

Fippern im rechten Fußgelenke nach unten (n. 36 St.).

285 Spitziges Stechen im rechten Fußrücken, welches beim Gehen gänzlich verging (n. 4 St.).

Drückender Schmerz auf dem Rücken des linken Fußes, im Sitzen (n. 48 St.).

Auf dem rechten Fußgespann ein in unregelmäßigen Ab-

" nen am häufigsten als stechende, nächst diesen als drückende, selten als pochende und pressende (119. 182.). Außer der Asa finden sie sich auch bei Küchenschelle, China und Zaunrebe.

sätzen verstärktes Spannen, wie von einem drückenden Stiefel *).

Zucken auf dem Fußrücken, beim Sitzen und Gehen anhaltend (n. 66 St.).

Wühlen an der innern Seite des linken Fußes (n. 42 St.).

290. An der innern Seite des linken Fußes empfindliches absetzendes Pochen.

Drückender Schmerz in der rechten Fußsohle, beim Sitzen (n. 46 St.).

Im Ballen der linken Fußsohle Gefühl, als hätte er lange darauf gestanden.

Fippern in der linken Fußsohle nach der Zehe zu (n. 2 St.).

Juckendes Kriebeln auf der untern Fläche der rechten großen Fußzehe (n. 49 St.).

295. Brennendes Drücken an der Wurzel der linken großen Fußzehe (n. 49 St.).

Leises Zucken in der rechten großen Zehe (n. ½ St.).

In der linken großen Zehe von Zeit zu Zeit ein empfindliches Pucken.

In der linken großen Zehe ein einfacher bisweilen puckender Schmerz, bei Ruhe und Bewegung **).

Schmerzliches Pucken in der Spitze der großen Zehe ***).

---

*) Spannen ist eine seltene Wirkung der Asa, meist nur andern Empfindungen zugesellt, wie dem Stechen (153. 173. 183. 201. 207.), dem Ziehen (210. 250.).

**) Charakteristisch für Asa, daß ihre meisten Schmerzen, wenn sie in der Ruhe entstanden, auch bei der Bewegung fortdauern, so daß sie von Veränderung der Lage unabhängig und permanent sind (154. 156. 206. 237. 263. 288.), wodurch sie sich von der Zaunrebe, dem Giftsumach, der China unterscheidet.

***) Pucken, Pochen, Klopfen (11. 136. 137. 252. 297–299.)

300. Feine Stiche in der 3ten Zehe des rechten Fußes, beim Gehen (n. 24 St.).

Brennendes Stechen auf der linken kleinen Fußzehe (n. 68 St.).

Stiche wie mit Nadeln (n. 29 St.).

Feine oberflächliche, doch empfindliche Nadelstiche, hier und da, daß er reiben muß.

An mehrern Stellen der Gliedmaßen schnell überhin gehendes klammartiges Ziehen, wie ein Zucken.

305. Gefühl von Schwere im ganzen Körper.

Veitstanz. (Geisschläger, in Hufelands Journal 10. Band, 3. Stück. S. 171.)

Eine bedeutende kalte und den Eindruck des Fingers behaltende Geschwulst um die Fußknöchel verminderte

---

zeigen von der Einwirkung der Asa auf das Blutgefäßsystem, vorzüglich, bei ihren wenigen Fieberzuständen, auf einzelne und Endzweige desselben. Höchst wichtig sind die Symptome des Pulsirens in der Herzgrube (77—79), welche, wenn man sie mit Sympt. 83—85. 147. 149. u. a. verbindet, auf eine homöopathische Heilwirkung der Asa, wo sie gegen überwiegende Venosität des Pfortadersystems und Leberleiden angewendet worden ist, schließen läßt. Nur wenig Arzneistoffe der reinen Arzneimittellehre bringen Pulsiren in der Herzgrube hervor und zwar vorzüglich solche, welche überhaupt auch in andern Theilen, sowohl des arteriösen, als des venösen Gefäßsystems, Pulsiren und Zeichen vergrößerter Gefäßthätigkeit darbieten. China, Chamille und Zaunrebe, welche häufig Klopfen in andern Theilen verursachen, haben es nicht in der Herzgrube; Pulsatille (295.), Giftsumach (146), Mohnsaft (25.), Mercurius solubilis (55.), Schöllkraut (56.), Sonnenthau (33.) und Wütherich (94.) haben es theils komplizirt (Schöllkraut mit Klamm, Sonnenthau mit Stechen), theils weniger ausgezeichnet und niemals sichtbar, wie es von der Asa beobachtet worden ist.

sich bedeutend n. 8 Stunden und verschwand gänzlich n. 30 St..

Das vorher jauchigte, heftig stinkende und dünne Eiter des Knochenfraßes der tibia wird dicker und riecht gar nicht mehr (n. 12 St.).

Die Charpie bäckt nicht mehr mit der Wunde zusammen und verursacht beim Abnehmen nicht mehr den unerträglichen Schmerz im drunterliegenden Knochen, sondern geht, ohne erst vorher angefeuchtet zu werden, leicht und schmerzlos ab (n. 28 St.).

310. Der von nächtlichen syphilitischen Knochenschmerzen Geplagte kann wieder unter Federbetten schlafen (n. 12 St.) *).

[Der scheinbar gesunde, unterhalb des eigentlichen Knochengeschwürs, liegende Theil der Schienbeinröhre wird wieder gegen die leiseste Berührung und schon bei Annäherung des berührenden Fingers, so wie beim Abnehmen der Charpie und nachts, bis zum Unerträglichen empfindlich und schmerzhaft (d. 2. T.).]

[Die um das eigentliche Knochengeschwür befindlichen flachen Hautwunden der Wade und innern Knieseite bekommen wieder ein hochrothes rohes Ansehn, bluten leicht und bedecken sich mit einer zähen, membranähnlichen coagulirten Lymphkruste, durch welche die Charpie fest an die Wunde klebt, so daß, wenn sie abgenommen wird, sie die ganze Oberhaut im Umkreis der Geschwüre schmerzhaft mit abreißt; wo dann unter der Kruste in den Wunden helles durchsichtiges lymphähnliches Eiter zum Vorschein kommt (d. 2. T.).]

[Aeußerste Empfindlichkeit der im Umkreise des Beinfraßgeschwürs des Schienbeins gelegenen flachen Hautwunden und auch des Geschwüres selbst; der Kranke schrie schon, wenn der berührende Finger auch noch von den Geschwüren entfernt war, das Abnehmen der Charpie verursachte den heftigsten Schmerz (d. 2. T.) *).]

---

*) 307 — 310. Heilwirkung von einem Billiontel Tropfen bei einem complicirt Mercurial- und Syphylitisch-kranken.

*) 311 — 313. Sechstägige homöopathische Verschlimmerung nach einer Gabe eines Billiontel Grans Asand, bei einem

Der Stinkasand durchdringt in großer Gabe den ganzen Organismus; alle Absonderungen, Athem, Schweiß, Harn, Blähungen, das Eiter in den Knochengeschwüren erhalten seinen Geruch. (Voigtel Syst. d. Arzneimittellehre, 2. Thl. 1. Abschn. p. 316.)

315. Gefühl von Schwere im ganzen Körper.

Gefühl allgemeiner Abspannung; die Gliedmaßen sinken schwer und schlaff herab und der Kopf ist ihm so düselig.

Große Mattigkeit bei Bewegung; so lange er still liegt oder steht, fühlt er sich munter und stark bis auf ein schmachtendes hinfälliges Gefühl, wobei ihm der Mund ganz ausgetrocknet ist (d. 1. T.).

(Abends ungemeine Müdigkeit mit drauffolgendem sehr festem Schlafe.)

Ungewöhnlicher Hang zum Schlafen (n. 30 St.).

320. Schlaf voll Träume von Dingen, die vorher besprochen oder verrichtet, wovon der Traum aber gleichsam als Fortsetzung die erst später zutreffenden Folgen enthielt.

Lustige Träume von Gesellschaft und Schmauserei.

Nach Tische Fieberzustand mit Hitzgefühl im Gesichte, (ohne äußerlich fühlbare Hitze) ohne Durst, aber mit Angst und Schläfrigkeit.

Nachmittag öfteres Hitzüberlaufen über die Backen (d, 1. T.).

Der Stinkasand verursacht in größerer Gabe Blutungen. (Voigtel a. a. O.)

325. Mißgestimmt und Unlust zur Arbeit (n. 30 St.).

Sehr gereizt im Gemüth und doch wieder gleichgültig gegen alles.

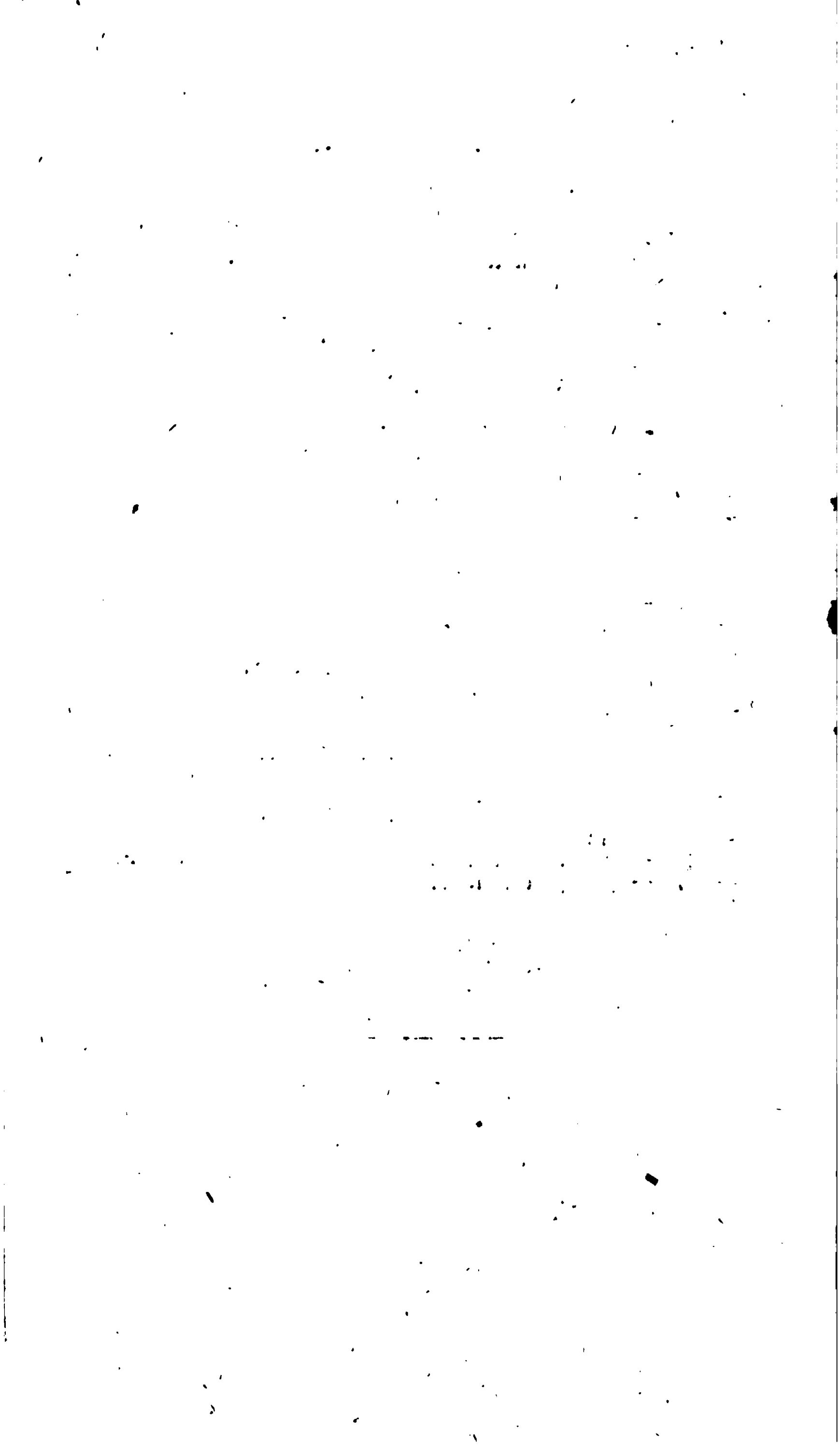
---

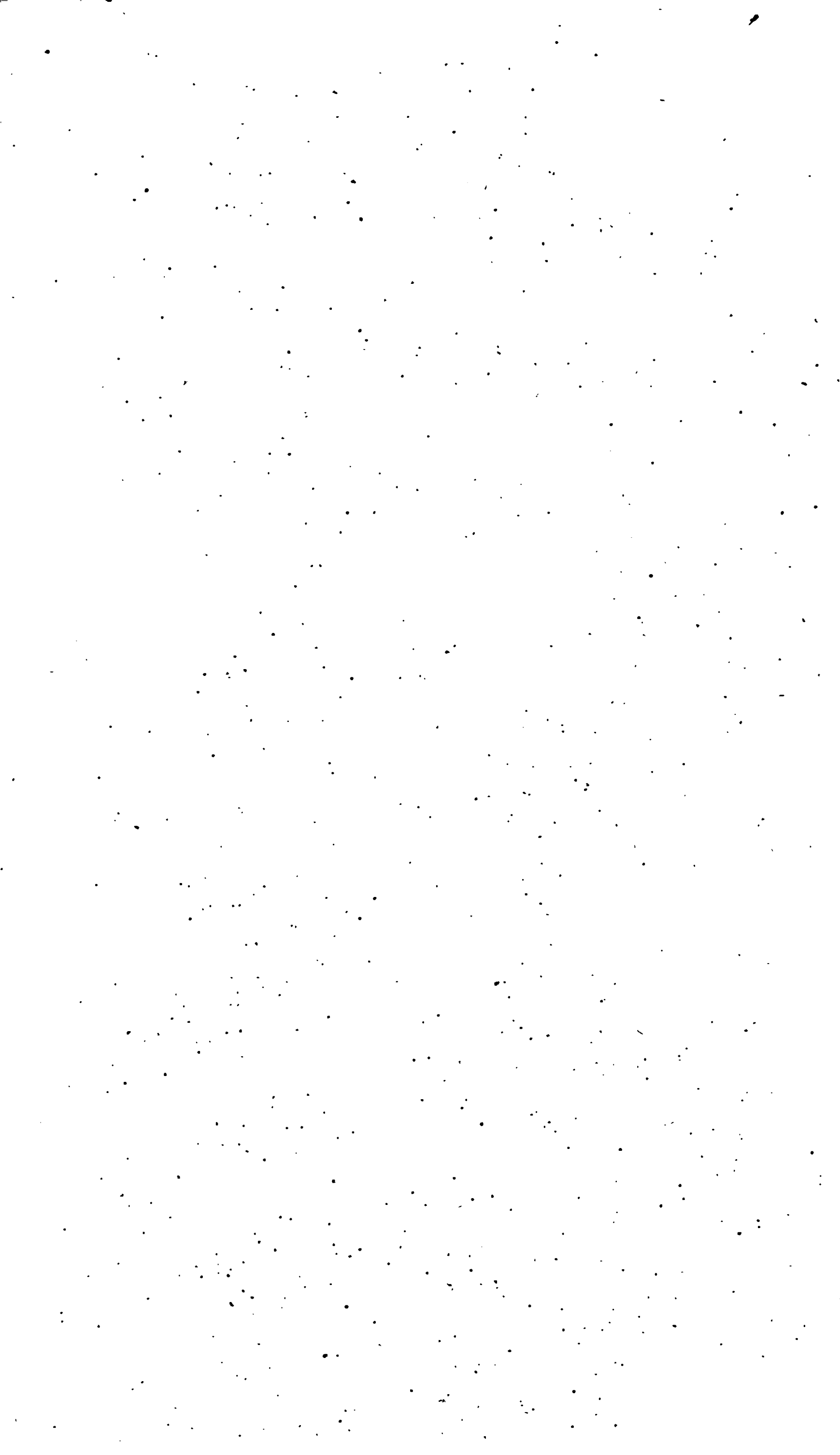
an venerisch=merkurieller Knochenvereiterung Leidenden. Vielleicht hier scharf hervortretende Primärwirkung des Asands. Vergl. Anm. zu Sympt. 21.

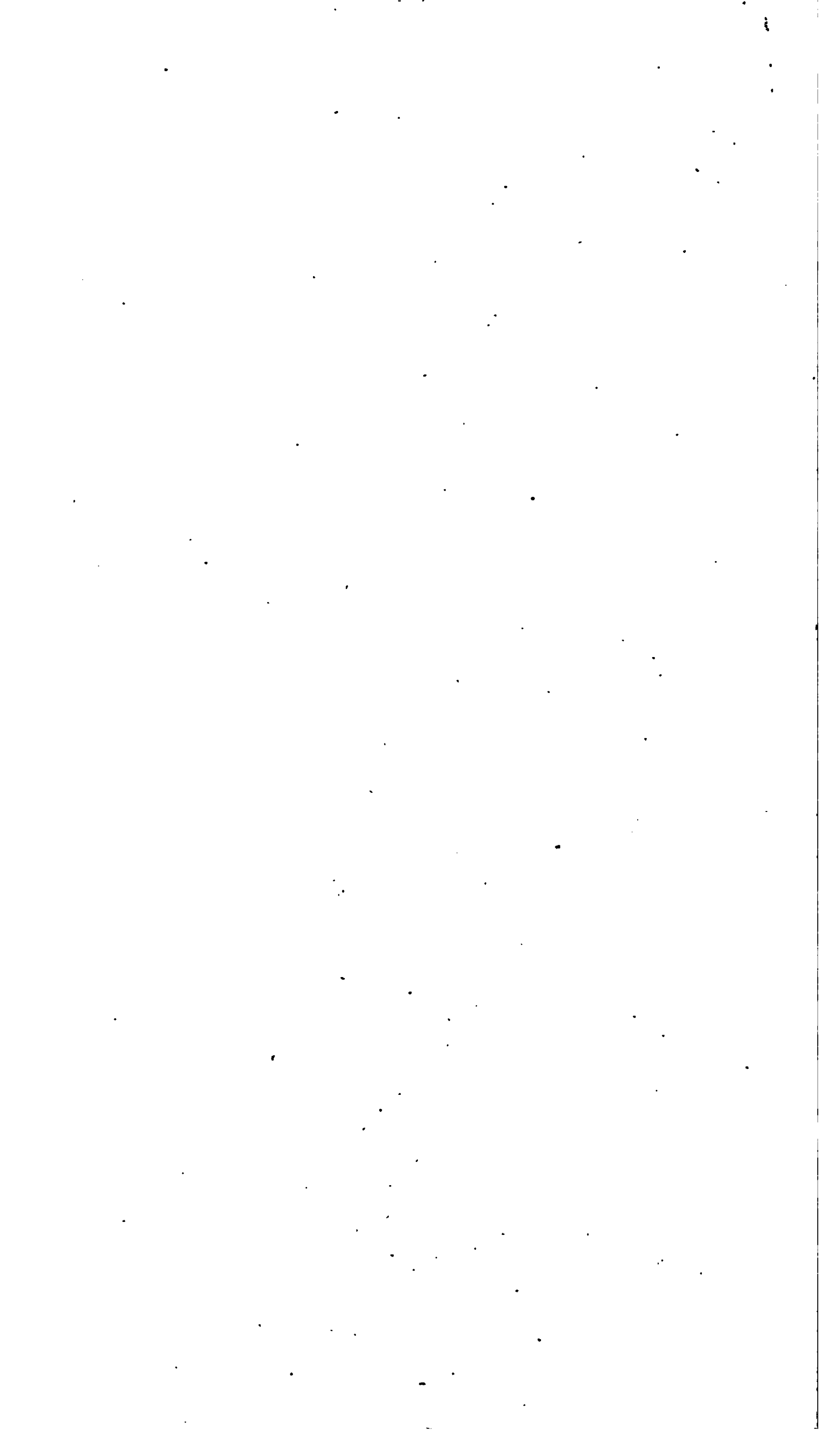
(Gedruckt bei J. F. Glück.)

Druckfehler.

Seite	6	Zeile	14	statt: er — lies: Er
—	16	—	18	st. daß nicht alle l. daß alle
—	25	—	4	st. Das l. Daß
—	38	—	28	st. geben l. gebe
—	49	—	29	st. seiner l. ihrer
—	52	—	17	st. vorzugsweise l. versuchsweise
—	62	—	2	st. ereigeten l. ereigneten
—	68	—	27	st. den l. dem
—	89	—	2	st. sie im l. im
—	96	—	29	st. sie l. es
—	102	—	29	st. Oiumvergiftungen l. Opiumvergiftungen
—	116	—	2	st. Analen l. Annalen
—	118	—	8	st. Ratur l. Natur
—	—	—	16	st. einen l. einem
—	—	—	20	st. nothwendigem, Vertrauen l. nothwendigem Vertrauen
—	121	—	15	st. der l. oder
—	128	—	31	st. fast l. sonst
—	—	—	33	st. kankhaft l. krankhaft
—	—	—	37	st. nachtheilich l. nachtheilig
—	130	—	9	st. den l. dem
—	138	—	9	st. da l. im Schlafe
—	145	—	5	st. Leukorrhoe l. Leukorrhöe
—	148	—	13	st. erholend l. erhebend
—	171	—	26	ist statt des Semikolons ein Komma zu setzen.
—	187	—	5	st. ein l. in







3 gal.
110 +


3 2044 103 036 018


3 2044 103 036 018